

kürbiskern

» Darum
werden wir
erst«

Literatur und Persönlichkeit

Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Hans Koch
Herausgegeben von der Akademie für
Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED und der
Akademie der Pädagogischen Wissenschaften der DDR

528 Seiten, 88 Abbildungen, Ganzgewebe,
35,80 DM + MwSt.

Bestellangaben: 709 213 3 / 102207 Lit.u.Persoenlichk
ISBN 3-06-102207-4

In diesem repräsentativen Werk werden von profilierten Literaturwissenschaftlern und Pädagogen die vielfältigen Wirkungsmöglichkeiten von Literatur und ihre Potenzen für die sozialistische Persönlichkeitsentwicklung dargestellt. Anhand eines umfangreichen empirischen Materials werden wesentliche theoretische Erkenntnisse vermittelt. Nicht nur subjektive Elemente der Persönlichkeitsentwicklung, die Geschmackserziehung, Wertbildung und Orientierung, sondern auch spontane Lektüre, Medienverhalten, Literaturaneignung im pädagogischen Prozeß sowie die Ausbildung gattungsspezifischer Rezeptionsfähigkeiten werden eingehend behandelt.

Charakteristische Gemälde und Grafiken der Weltkunst bereichern die interessante Darstellung.



Volk und Wissen Volkseigener Verlag Berlin
DDR-1086 Berlin, Krausenstraße 50

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky,
Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co

„DARUM WERDEN WIR ERST“

Zu diesem Heft	3
Franz Hodjak: was Sie betrifft	4
Stephan Hermlin / Friedrich Hitzer: Beiträge vom Moskauer Friedensforum	5
Klaus Konjetzky: Literatur macht heimisch in der Welt	10
Regine Siebelist: Hamburg Landungsbrücken, Neunzehnhundertsechundachtzig	24
Carmine Abate: Wenn eines Abends die Beklemmungen · Der schwarze Mann · Emigrant	26
David Chotjewitz: Der Weg nach oben	33
Harald Gröhler: Eine Untergrundperspektive vom Eigentum	40
Daniel Grolle: Preis der Liebe	41
Franz Hodjak: psalm oder in verlegenheit eines titels	43
Imme Rupprecht: Zorro	44
André Müller sen.: Fasanenland	48
André Siepmann: en face · postmoderne	56
Evelyn Schultz-Medow: Grenzüberschreitung · Der Dritte	57
Horst Gerbig: Bloß manchmal kommt die Käthe zum kaffeetrinken	61
Susanne Späh: Unsere Mondblumen · Die Hexen	64
Hans-Peter Gansner: Vorwärts – und nicht vergessen	65
Manfred Wiener: a touch of the poet	69
Rudolf Braune: Erna	78
Werner Jung: Chr. F. Gellert – Das Geld und die guten Worte	90
Hans-Peter Dürr: Industriegesellschaft ohne Kernenergie. Perspektiven und Chancen	106
Oskar Neumann: „Väter und Söhne“ im Gespräch	118
Der Abschied vom falschen Bild des Mannes. Bernhard Sinkel im Gespräch mit Friedrich Hitzer	121
Diskussion zu den „Fragen eines lesenden Herausgebers“: Beiträge von Werner Jung, Friedrich Ani, Michael Höhn, Werner Dürrson, Norbert Kron, Jens Hagen und Jürgen-Peter Stössel	140
Nima Mina: Reza Machsadi – Hymnen des Widerstands	156
Reza Machsadi: Für Said Soltanpour	157
Artur Troppmann: Aufgeklappt	158
ANMERKUNGEN	159

Zu diesem Heft

Das vergangene Jahr hat den Glauben an eine menschenfreundliche Zukunft weiter erschüttert. Das Wort Fortschritt hat einen zynischen Beigeschmack erhalten: Fortschritt in Richtung Abgrund, Vernichtung...

Retten scheint vielen nicht mehr im Rahmen des Möglichen zu liegen, das Verhängnis der politischen Einflußnahme entwachsen – eine Haltung der Ohnmacht, die zweifellos ein Erfolg für jene ist, deren politische Macht uns ja gerade dorthin gebracht hat, wo wir sind. Als sich viele bereits mit den neuen nach- und vorgerüsteten Waffenarsenalen abzufinden begannen – schließlich haben wir, was unser Kanzler immer schon wußte, auch diese „Nachrüstung“ überlebt –, kam die Wolke aus Tschernobyl wie der Geist aus der Flasche über uns. Die Tatsache, daß es nicht unser Gift war, sondern „kommunistisches Cäsium“, verschlimmerte nur unsere Ohnmacht. Klar wurde: Jede Katastrophe in der Welt ist unsere Katastrophe.

Die menschliche Fähigkeit, vergessen zu können, hat es schwer, wenn ununterbrochen das Ticken der Umwelt-Zeitbombe zu hören ist: Flüsse – klinisch tot. Der Boden – eine chemische Endlagerstätte. Das Öffnen des Fensters – ein Risiko. Die Ozonschicht – beschädigt. Und der Sternenhimmel – ein SDI-Programm. Was uns retten soll – bringt uns um.

Das neue Jahr brachte neue Katastrophen – aber auch Hoffnungsfunken. Am schwarzen Horizont, dort, wo die Raketen in den Himmel weisen, glauben wir ein Dämmern zu erkennen.

Die Vorgänge in der Sowjetunion sind eine Hoffnung wert. Nun machen mehr Öffentlichkeit, mehr kritische Auseinandersetzung und Demokratie in der Sowjetunion unsere Flüsse noch nicht zu Trinkwasserreservoirs. Aber zum Weg der Abrüstung, als dem Weg zu einer bewohnbaren Erde, gibt es keine Alternative, denn: „Der Friede ist nicht alles, aber ohne Friede ist alles nichts.“

Sind wir also bereit, frei nach Achternbusch, die Chance, die wir nicht haben, zu nutzen? Wir müssen wohl das Unmöglich-Erscheinende wollen, um das Mögliche zu erreichen.

Vor diesem Hintergrund zeigte das Friedensforum in Moskau, daß, über alle ideologischen Differenzen hinweg, der Fortschritt zur Hoffnung – Frieden – in aller Welt eine Stimme hat. Und daß in diesem Dialog nicht nur Abrüstungsexperten, Politiker und Wissenschaftler, sondern auch und gerade Künstler und Autoren als kompetente Fachleute gefordert wurden und gehört werden, ist ermutigend. Wir veröffentlichen in diesem Heft die Beiträge von Stephan Hermlin und Friedrich Hitzer, die beim Round-Table der Künstler (Arbeitskreis „Neues Denken“) gehalten wurden. Im nächsten Heft setzen wir die Dokumentation fort.

Die Bedeutung, die Kunst und Literatur für ein menschenwürdiges Leben haben, ist dem kürbiskern seit über 20 Jahren Anlaß, ein Forum der Literatur zu sein, als Forum der Hoffnung und der Vernunft.

Wir führen in diesem Heft die Diskussion weiter, die Klaus Konjetzky mit seinen eher skeptischen „Fragen eines lesenden Herausgebers“ (1/87) angeregt hat. Sein Vortrag „Literatur macht heimisch in der Welt“ kann wie eine persönliche Antwort gelesen werden.

Das Gespräch von Friedrich Hitzer mit Bernhard Sinkel über dessen Film „Väter und Söhne“ bekräftigt, daß über künstlerische Wahrnehmung, durch Ästhetik Erkenntnis möglich ist. So bedeutet für Sinkel der literarische Zugriff auf unsere Geschichte auch einen Abschied von der Ohnmacht.

Zwischen den literarischen Beiträgen in diesem Heft und dem Referat des Astrophysikers Professor Hans-Peter Dürr „Industriegesellschaft ohne Kernenergie“ liegt kein Niemandsland, sondern verlaufen die Wege der Erkenntnis durch dichtbesiedeltes Gebiet. In diesem Sinne verstehen wir Ernst Bloch: „Ich bin. Aber ich habe mich nicht. Darum werden wir erst.“

Redaktion kürbiskern

Franz Hodjak
was Sie betrifft

bitte, lassen Sie mich in ruhe!
kommen Sie mir nicht stets
mit diesen Ihren künstlichen blumen
aus taft und papier.
wie, ich soll Ihnen das blindwerk noch abnehmen?
für wen halten Sie mich denn?
für ein schoßhündchen?
für einen vereint einfältiger tanten?
für einen toten?
ehrlich gesagt:
Sie öden mich an.

setzen Sie sich gar nicht erst nieder,
damit Sie nicht gleich wieder aufspringen,
wenn ich Ihnen versichere:
leute wie Sie glauben,
daß leute wie ich
leute wie Sie bloß mit handschuhn oder gar nicht
anfassen dürfen.

werden Sie jetzt nicht sentimental, Sie zyniker.
wenn Sie sich nicht für unsterblich hielten,
würde ich Ihnen raten,
sich eine kugel durch den kopf zu jagen.
also schluß!
lassen Sie mich in ruhe!

im namen der sache, sagen Sie?

die sache, achja,
wo ist ihre schulter, damit ich mich daran ausweinen kann.

schauen Sie nachher nochmal herein,
vielleicht können wir dann miteinander sprechen,
falls Sie meine worte
mit der gleichen waage wiegen
wie Ihre.
mann, lassen Sie das gequassel!
ich bin weder störrisch,
noch schlechten willens,
noch ein sauertopf,
noch überheblich.

nein, wirklich, ich laß mit mir reden,
vorausgesetzt
daß ich mitreden darf.

Stephan Hermlin

Wenn wir von neuem Denken reden, sollten wir ein neues altes Denken nicht übersehen. Vielleicht ist nicht überall wahrgenommen worden, was sich seit einiger Zeit in manchen Ländern Europas begibt. Es handelt sich um Thesen, nicht um Taten oder Ereignisse, aber es sind Thesen des Obskurantismus, und auf ihrem Hintergrund gedeihen dem Frieden feindliche Argumente. Noch trägt der amerikanische Präsident schwer an den Folgen seiner Bemerkung über die Sowjetunion als „Reich des Bösen“, das zu zerstören ist, da finden deutsche Professoren, die sich als Historiker bezeichnen, 40 Jahre nach dem Krieg den Schlüssel für die Massaker Hitlers in Polen und der UdSSR und für die Errichtung der Vernichtungslager Majdanek und Auschwitz. Dies alles erklärt sich nicht aus dem ursprünglichen Wesen des deutschen Faschismus, sondern aus einer von der Oktoberrevolution hervorgerufenen Neurose. Allen jenen, die damals Hitler nachgelaufen waren, wird noch einmal bestätigt, daß der einzig Schuldige doch der Bolschewismus ist und mit ihm die tief in ihn verstrickten Juden. Einer der erwähnten Professoren scheute in der Tat nicht vor dem Argument zurück, schließlich ließe sich der Genozid ja doch nur mit der Tatsache erklären, daß das Weltjudentum Deutschland den Krieg erklärt habe.

Wer es nicht selber gelesen hat, wird mir kaum glauben. Und dennoch erscheint diese Hetze – bei gelegentlichem Widerspruch – seit dem Herbst vorigen Jahres, und nicht etwa in einigen Zeilen in einem obskuren Blatt, sondern seitenweise in der berühmtesten Zeitung der Bundesrepublik – der *Frankfurter Allgemeinen*. Ich weiß natürlich, wie wichtig Meinungsfreiheit, freier Informationsfluß und andere fundamentale Rechte sind. Ich habe vor all dem die größte Hochachtung. Nur stört mich, daß die 50 Millionen Schlachtopfer des Hitlerkrieges, von denen bekanntlich 20 Millionen Sowjetbürger waren, so gar nicht mehr von ihrer Meinungsfreiheit Gebrauch machen können, sondern in ihrem abgründigen Schweigen verharren.

Ich vermute, daß dieses neue alte Denken, von dem ich nur ein Beispiel gebe, die europäischen Intellektuellen eine Weile beschäftigen wird. Auf dem Hintergrund solcher Fälschungen werden die widerspruchsvollen Erklärungen des Präsidenten oder Weinbergers oder anderer Sekretäre plausibel. Gleichzeitig werden im Zeichen der Postmoderne politische Abstinenz, Irrationalismus und die Absage an die bürgerliche Aufklärung des 18. Jahrhunderts mit allen ihren Folgen von Dutzenden von Künstlern und Schriftstellern akzeptiert.

Dennoch ist das nur die eine Seite der Medaille. In Ost und West konstatiert man ein wachsendes Interesse an neuen Möglichkeiten zur Durchsetzung des Friedens, an der revolutionären Entwicklung der Sowjetunion, deren Manifeste und Handlungen in einem so deutlichen Gegensatz zur Aktivität der gegenwärtigen amerikanischen Administration stehen. Fühlbar wird nach den Jahren der Lethargie eine neue Hoffnung, die nicht enttäuscht werden darf. Der Dichter Erich Fried gehört seit vielen Jahren zu meinen Freunden, auch wenn unsere Ansichten nicht immer und in allen Punkten übereinstimmen.

Vor einigen Tagen rief er mich aus London an, wo er lebt, um mir folgendes Gedicht durchs Telefon zu sagen:

Brief nach Moskau für Michail Gorbatschow

Nach 60 Jahren Zuversicht, Zweifel, Enttäuschung, in denen die Ohren sich nicht vor der Lüge im Namen der Wahrheit verschließen konnten, die Augen nicht vor dem Unrecht, kann ich jetzt doch noch zwischen mein Alter und meinen Tod diesen neuen Lichtblick stellen, der alles verändert, diese von Nachricht zu Nachricht deutlicher werdende Hoffnung, daß unsere Kinder glücklicher leben werden, weil endlich die Wahrheit aufsteht aus verkümmerten Halbwahrheiten und dasteht in Menschengestalt, und will Menschliches bringen und wagt es zum Sollen das Dürfen zu fügen, zur Frage die offene Auskunft und rückt der Freiheit wieder den Stuhl an den Tisch.

Dies besingen? – Von tiefen Narben gezeichnet, kann die alte Lust an Liedern für große Genossen noch keine Worte finden, die unbeschädigt genug und gut genug wären für den Dank und die neue Freude.

Friedrich Hitzer

Wenn wir nach Wirkungen des Wortes fragen, blicken wir in ein Zentrum menschlicher Optionen. Was ist das Wort wert, heißt eben auch: Welchen Wert geben wir uns als Menschen. Sind wir dabei nicht schon dort angelangt, wofür wir uns hier versammeln? Und setzen wir dann nicht auf das schier Unmögliche?

Die Welt ist voller Lügen und Manipulationen mit Hilfe des Wortes, sie ist voller Elend und Hoffnungslosigkeit, unaufhörlich gebiert das die Hydra von Gewalt, von Wahnsinn und Verbrechen. Täglich erleben wir Kettenreaktionen von Endzeitverhängnissen. Abgründe von Schrecken und Katastrophen umgeben uns. Der Punkt, so scheint mir manchmal, von dem es keine Rückkehr zur Rettung gibt, diesen Punkt hat die Menschheit bereits überschritten. Und dennoch: Wir versammeln uns, wir setzen auf die Option Überleben.

Im Buch eines Klassikers der Neuzeit lese ich: „Zwischen dem Leben, wie es ist und wie es sein sollte, ist so ein gewaltiger Unterschied, daß, wer das, was man tut, aufgibt für das, was man tun sollte, eher seinen Untergang als seine Erhaltung bewirkt; ein Mensch, der immer Gutes tun wollte, muß zugrunde

gehen unter so vielen, die nicht gut sind.“ Ein Mensch also, der darauf Wert legt, am Leben zu bleiben, sagt uns der Klassiker Niccolò Macchiavelli, hüte sich davor, Gutes zu tun. Er meint natürlich vor allem Menschen mit Macht, ihnen ist das Gute verboten. Offenbar folgen mehr Menschen dem Rat des Florentiners als der Bergpredigt des Nazareners Jesus. Auch Dostojewski und erst jüngstens Aitmatow zeigen Tragisches an: Myschkin ist ein Idiot, Kallistratow endet am Kreuz eines Saxaulstrauches. Die Welt will kein Reich der Gerechtigkeit und des Guten. Hat das Gute tatsächlich keine Chance? Ist das Wort für diese menschliche Option vergebens? Das Böse hat schon immer zur Vorsicht gemahnt, willst du dich wirklich opfern, schweig doch und sieh nicht auf das Elend, schlag dich durch, so gut es geht, auch wenn schon fast alles ringsum in Brüche geht, wenn Wasser und Lüfte, wenn Böden und Wälder voller tödlicher, menschengemachter Gifte sind.

Die Klassiker des Sozialismus, der sich wissenschaftlich darstellt, wollten mit ihren Vorschlägen den Ausweg aus Macchiavellis Lagen der Macht aufzeigen. Es gab vor 70 Jahren den ersten Durchbruch. Und dann flossen wieder Ströme von Blut und Tränen, wie schon zuvor im Namen des Nazareners Ströme von Blut und Tränen geflossen waren.

Ich habe nachgelesen: Marx erwähnte Macchiavelli ein halbes dutzendmal, meist ohne zu werten, eher aus Respekt vor der kühlen Logik des Florentiners. Lenin äußerte sich über Macchiavelli kaum, um so deutlicher allerdings in seinem Testament zu Stalin und neuer Allmacht. Hat Lenin wirklich alles geahnt, was folgte? Nämlich die Renaissance dessen, was Macchiavelli nur für die Macht der Fürsten präzise beschrieben hat, noch nicht aber für die Apparate, auf deren Grundlage im Namen der Massen eine neue Bestätigung folgte – bis zu Mao und Pol Pot: Ein Mensch, der immer Gutes tun wollte, muß da zugrunde gehen ...

Die Lagen der Macht im 20. Jahrhundert, der jedes Mittel recht ist, um zu ihrem Ziel zu gelangen, hatten die Perfektionen des Genocid zur Folge. Diese Lagen der Macht verurteilen die Menschheit zum Tod, wenn wir sie nicht gemeinsam überwinden helfen. Für mich als Deutschen genügt ein Name als Trauma, der Name eines im Armenhaus von Braunau geborenen Mannes, der 1889 als Sohn des Alois und der Klara Schicklgruber zur Welt kam, später so berüchtigt geworden als – Adolf Hitler.

Blicken wir in unser zu Ende gehendes Jahrhundert zurück, dann breitet sich ein Ozean von Blut aus. Ich habe keine Zweifel daran, wenn ich behaupte, wir erreichen das neue Jahrtausend nicht mehr, wenn wir nicht alles daran setzen, den Sklaven aus uns selbst tropfenweise herauszupressen. Das Wort hat Anton Tschechow für das gewählt, worum er sich bemühte. Nur Sklaven machen die Lagen der Macht möglich, die Macchiavelli meint. Und wer würde bestreiten, daß wir das Wort brauchen, um zu klären, wo sich in uns dieser Sklave verborgen hält.

Blicken wir in unser Jahrhundert zurück, dann stoßen wir auf Zeiten voller Fanfaren und Wortgedröhn von den besten aller möglichen Zeiten, die gleich im nächsten Monat anbrechen. Wir wissen indes, daß zur Zeit, da dieses Wortgedröhn die Menschen beschallte, die großen Tragödien begannen. Die

Menschen schienen dann nichts wert zu sein, die Worte waren wohlfeil für Prostitution, das Leben war fast nichts wert, der Tod fast alles . . .

Im Brief eines deutschen Dichters an den Bruder lese ich: „Die Barbaren um uns her zerreißen unsere besten Kräfte, ehe sie zur Bildung kommen können, und nur die feste tiefe Einsicht dieses Schicksals kann uns retten, daß wir wenigstens nicht in Unwürdigkeit vergehen.“

Diese Worte gehören Friedrich Hölderlin, er hat sie niedergeschrieben am 4. Juni 1799. Um sich zurechtzufinden, suchte Hölderlin auch Hilfe bei seinem Denkerfreund Hegel. Kühl wie Macchiavelli hielt aber der Philosoph Hegel die Worte fest: Die Wahrheit wird als Häresie geboren, und sie stirbt als Vorurteil.

Verstehen Sie, warum ich so fasziniert und engagiert auf das blicke, was sich hier tut, da bricht sich eine gewaltige neue Hoffnung Bahn in diesem Sowjetland, die diesen Hegel und jenen Macchiavelli überwinden wollen. Mittels einer Befreiung von alten Lähmungen, mittels praktizierter Demokratie. Und gottlob höre ich keine Fanfaren . . .

Natürlich wünsche ich mir mehr als die feste Einsicht ins Schicksal des Tragischen. Wir sind ja auch etwas weitergekommen. Als sich Schriftsteller aus aller Welt 1935 in Paris beim „Ersten internationalen Schriftstellerkongreß für die Verteidigung der Kultur gegen Krieg und Faschismus“ trafen, waren sie sich einig gegen Faschismus und Krieg. Aber es hat auch das andere gegeben. Am Vorabend des Kongresses schlugen sich André Breton und Ilya Ehrenburg die Nasen blutig, es war ja nicht mehr weit hin zum Jahr 37. . . In der Nacht nach dem blutigen Streit erschoss sich der beste Freund des deutschen Schriftstellers Klaus Mann, der französische Dichter René Crevel. Am nächsten Morgen hielt Klaus Mann seinen Beitrag zum Thema „Kampf um den jungen Menschen“, Klaus Mann wollte mit seinem Wort die Jugend in Deutschland erreichen, sie konnte ihn nicht hören, sie marschierte und marschierte, lachend und singend zog sie durch die Länder, bis alles in Scherben fiel. Danach hoffte Klaus Mann auf das Neue, es blieb beim alten Spiel von Gewalt und Gegengewalt, von Argwohn, Haß und latentem Krieg, Klaus Mann folgte seinem Freund freiwillig in den Tod.

Ich darf das nicht vergessen, wenn ich neu hoffe. Ich möchte auch an einige erinnern, die nicht mehr da sind, und doch spüre ich ihre Anwesenheit unter uns, ich weiß das, weil ich mit ihnen gerade darum zu tun hatte, was uns hier zusammenführt. Ich erinnere an Alfred Andersch und Konstantin Simonow, an Heinrich Böll und Heinar Kipphardt, an Peter Weiss und Michail Romm. Sie sind alle zu früh gegangen, ich denke, sie wären glücklich, Zeuge dessen zu sein, was sich jetzt in diesem Land, dessen Gastfreundschaft wir genießen, vollzieht. Und ich erinnere daran, weil ich ihrem Wort verdanke, am besseren Verstehen derer mitzuarbeiten, denen einmal befohlen war, sich für Todfeinde zu halten.

„Ästhetik des Widerstands“ nannte Peter Weiss sein Lebenswerk, er träumte davon, es in der Sprache des Oktobers gedruckt zu sehen, er hat es nicht erleben dürfen. „Gruppenbild mit Dame“ war Heinrich Bölls Vermächtnis der Liebe zwischen einer Deutschen und einem Russen inmitten der Vernichtungen und der Todfeindschaften, Böll lächelte, als wir über die zensierten Stel-

len in der russischen Übersetzung sprachen. Alfred Andersch fragte in seinem Brief an Konstantin Simonow, ob Pasternaks Roman „Doktor Schiwago“ nicht doch in dem Land erscheinen müsse, wo sich dessen Schicksal vollzog. Mit „Offenheit gegen Offenheit“ überschrieb Simonow seine Antwort an Andersch, in der er begründete, warum er seinerzeit als Chefredakteur von „Nowyj Mir“ gegen den Abdruck des Romans votierte, warum er aber heute für dessen Veröffentlichung wäre. Heinar Kipphardt stellte sich einem der wohl schlimmsten Sklaven und Massenmörder unseres Jahrhunderts mit dem Beiwort „Bruder“, „Bruder Eichmann“ nannte er das Stück, in dem dargestellt wird, was geschieht, wenn der bloß funktionierende Mensch, der nur ausführt, was von oben befohlen wird, vorherrscht. Und als ob es gestern gewesen wäre, höre ich in mir den Widerhall der Worte von Michail Romm zum Film „Der gewöhnliche Faschismus“, erschüttert auf die Menschen blickend, die so unheimlich gleichgemacht schienen.

Ich nenne die Namen derer, die nicht mehr sind, stellvertretend für viele aus allen Himmelsrichtungen unserer Erde. Ich verdanke ihnen Beispiele des Widerstands für die ganze Wahrheit, sie waren oftmals sehr allein in ihrem Kampf gegen die Verwalter der Propaganda, die hinter siebenmal verschlossenen Türen der Hofmarken und Zentralkomitees saßen und die Dosis an Wahrheit bestimmten, die das Volk verträgt, weil ja das Volk nicht weiß, worum es geht, weil ja die Völker zu ihrem Glück gezwungen werden müssen. Wir haben eine letzte Chance, den Teufelskreis zu verlassen, den Niccolò Macchiavelli beschreibt. Um die Erde freizumachen von den Massenvernichtungsmitteln, braucht es viel Vertrauen, nicht die Atombombe ist es, worum es geht, es geht um das Herz der Menschen. Anpasser und Jasager erreichen es nicht, sie werden am Ende nur betrügen können.

„Die Dichter, die nur spielen, die wissen nicht, was sie und was die Leser sind, der rechte Leser ist kein Kind“ – auch das hatte damals, am Ende des 18. Jahrhunderts, der Dichter Friedrich Hölderlin seinem Bruder geschrieben. Und meinte er damit nicht vor allem den Mut zur Wahrheit in eigener Sache?

Klaus Konjetzky Literatur macht heimisch in der Welt

„Umanandaziang in da Wöid is schee, wennsd a Hoamat host.“

So steht es in einem Buch des bayrischen Mundartdichters Gotthelf Gollner. Dieser Satz benennt – Gollner wird meine Analyse überleben – einen dialektischen Zusammenhang von Tun und Sein, von Sein und Haben, von Welt und Heimat.

Es ist der gleiche Zusammenhang, den Harald Grill anspricht, wenn er sagt: „Wer nicht fortgeht, kann nicht heimkehren.“ Sätze wie diese lassen sich in der Literatur viele finden.

In einem Brief an seinen Verleger Bonnier schrieb August Strindberg 1886, nachdem er sein enges Schweden verlassen hatte, aber es in Frankreich so wenig aushielt wie in der Schweiz und in Deutschland: „Reisen vertrage ich überhaupt nicht. Aber wenn ich drei Monate an einem Fleck gesessen habe ... muß ich reisen. Wenn man bewegliche Landschaften erfinden könnte! Es steckt wohl das Heimweh hinter alledem. Dort wo du nicht bist, dort ist dein Land.“ Es ist wohl so – jedenfalls geben gerade Autoren- und Künstlerbiographien davon beredtes Zeugnis –, daß derjenige vor allem weiß, was und wo Heimat ist, der ihr fern ist.

Ohne mir jetzt auch nur den Anflug von Polemik zu gestatten, stelle ich fest, daß jene, die ihre Heimat verlassen haben, verlassen mußten, heißere Tränen der Trauer vergossen, als jene, die daheim geblieben sind, daheim bleiben, darüber Tränen des Glücks vergießen.

Die Frage nach Heimat ist so schnell wie falsch zu beantworten. Heimat ist dort, wo es mir gutgeht. Wobei ich gar nicht weiß, ob der geflügelte Satz „ubi bene, ibi patria“ nicht vielleicht mit einer Spur von Ironie formuliert worden ist – oder ob dieser Satz sozusagen der imperialen Rhetorik römischer Welt-eroberer entspricht.

Nicht, daß sich Heimat und Gutgehen notwendigerweise ausschließen müßten, das nicht, aber wollten wir es dabei belassen, dürften wir nicht die lange Kette von Menschen sehen, die ihr Glück in Kapstadt oder Kanada, in Oklahoma oder Valparaiso, in Australien oder Neufundland gesucht und gefunden haben, die dort zu Ansehen und Reichtum gekommen sind, die dort Familien gegründet haben, denen es also gut ging und die doch geradezu zerfressen wurden von Heimweh.

Von jenen, die in der Fremde nicht ihr Glück gefunden haben, muß hier nicht gesprochen werden. Wir wissen von Tragödien und Katastrophen am Mississippi und Amazonas, am Orinoco und sonst wo. Aber die Glücklichen! Nicht wenige von diesen „Glücklichen“ mögen im Alter davon geträumt haben, in ihr kleines schwäbisches Dorf auf der rauhen Alb zurückzukehren. Zumindest aus der Literatur weiß ich, daß manche zurückgekehrt sind, um im Gäßchen ihrer Kindheit, von wo sie vor fünfzig Jahren aufgebrochen waren, ihren Lebensabend zu verbringen.

Treffender wäre wohl die Feststellung: Heimat ist dort, wo ich herkomme. Die Bibliotheken der Weltliteratur sind voll von Büchern, in denen von der

Heimat als der Kindheit gesprochen wird. Wie da von Dichtern, zu allen Zeiten, ein Flecken Erde, ein Bach, ein Wald, ein Haus, ein Blick, ein Klingen und Flüstern als Kindheit erinnert wird, liest sich wie ein großes, langes Gedicht.

„Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm' auch ich zur Heimat, hätt' ich
Güter so viele, wie Leid, geerntet.“

Ihr teuern Ufer, die mich erzogen einst,
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?“ (1)

„Du warest mir ein täglich Wanderziel,
Viellieber Wald, in dumpfen Jugendentagen,
Ich hatte dir geträumten Glücks so viel
Anzuvertrauen, so wahren Schmerz zu klagen.“

Und wieder such ich dich, du dunkler Hort,
Und deines Wipfelmeers gewaltig Rauschen –
Jetzt rede du! Ich lasse dir das Wort!
Verstummt ist Klag und Jubel. Ich will lauschen.“ (2)

„und da ein Haus und dann und wann ein Hund
und Schrecken lautlos wechselnd mit Vertrauen –
O Trauer ohne Sinn, o Traum, o Grauen,
o Tiefe ohne Grund.“

...
Und stundenlang am großen grauen Teiche
mit einem kleinen Segelschiff zu knien;
es zu vergessen, weil noch andre, gleiche
und schönere Segel durch die Ringe ziehn.“ (3)

„Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,
Dort bin ich bald; euch traute Berge,
Die mich behüteten einst, der Heimat

Verehrte sichere Grenzen, der Mutter Haus
Und liebender Geschwister Umarmungen
Begrüß' ich bald und ihr umschließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.“ (4)

„Denkst du des Schlosses noch auf stiller Höh'?
Das Horn lockt nächtlich dort, als ob's dich rief,
Am Abgrund grast das Reh,
Es rauscht der Wald verwirrend aus der Tiefe –
O stille, wecke nicht, es war als schliefe
Da drunten ein unnennbar Weh. –

Kennst du den Garten? – Wenn sich Lenz erneut,
Geht dort ein Fräulein auf den kühlen Gängen
Still durch die Einsamkeit
Und weckt den leisen Strom von Zauberklingen,
Als ob die Bäume und die Blumen sängen
Von der alten schönen Zeit.“ (5)

„Lebe wohl den frühen Tagen,
die mit Sommer, stillem Land
angefüllt und glücklich lagen
in des Kindes Träumerhand.

Lebe wohl, du großes Werde,
über Feldern, See und Haus,
in Gewittern brach die Erde
zu gerechtem Walten aus.“ (6)

„Das Dunkeln war wie Reichtum in dem Raume,
darin der Knabe, sehr verheimlicht, saß.
Und als die Mutter eintrat wie im Traume,
erzitterte im stillen Schrank ein Glas.“ (7)

„Ein seltsam Geräusch, ein Flüstern ein Pfeifen,
Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und Sausen,
Dazwischen ein wiegenliedheimliches Singen –
Mir war, als hört' ich verschollene Sagen,
Uralte, liebliche Märchen,
Die ich einst als Knabe
von Nachbarskindern vernahm,
Wenn wir am Sommerabend
Auf den Treppensteinen der Haustür
Zum stillen Erzählen niederkauerten“ (8)

Das eben vorgetragene „Gedicht“ ist eine Gemeinschaftsproduktion von Friedrich Hölderlin (1, 4), Conrad Ferdinand Meyer (2), Rainer Maria Rilke (3, 7), Joseph von Eichendorff (5), Gottfried Benn (6) und Heinrich Heine (8).

So etwas ließe sich, allein in der deutschen Literatur, zwischen Gryphius und Günter Eich, lange fortsetzen. Erlauben Sie mir eine kleine Fortsetzung in Prosa von Theodor Storm, Georg Trakl, Eduard Mörike, Franz Kafka und Hermann Hesse.

„Heute ... trat es mir plötzlich so lebhaft vor das innere Auge, belebt, wie es in meiner Jugend war. Großvater und der alte Claußen in ihrem Kontor, drei Mägde in Küche und Keller und Kinderstube, auf dem Hof oder im Stall der Kutscher mit zwei fetten Rappen, im Hause Großmutter und Mutter wirtschaftend; wir Kinder ... überall auf Treppen und in Stuben, im Garten und Hof, in den Bäumen, mitunter auch auf den Dächern. – Ich sah, ich hörte das alles so farbig, so deutlich, und dann überfiel mich ein vernichtendes Gefühl der Vergänglichkeit.“
(Theodor Storm)

„... jene kleine Stadt im Talesgrund ersteht da wieder in meiner Erinnerung, mit ihrer breiten Hauptstraße, durch die sich eine lange Allee prachtvoller Lin-

denbäume hinzieht mit ihren winkeligen Seitengassen ... und mit dem alten Stadtbrunnen mitten auf dem Platz, der im Sonnenschein so verträumt plätschert und wo am Abend zum Rauschen des Wassers Liebesgeflüster klingt ... Und sanft geschwungene Hügel, über die sich feierlich, schweigsame Tannenwälder ausdehnen, schließen das Tal von der Außenwelt ab. Die Kuppen schmiegen sich weich an den fernen, lichten Himmel, und in dieser Berührung von Himmel und Erde scheint einem der Weltraum ein Teil der Heimat zu sein ... Ich sehe mich wieder als Schulbub in dem kleinen Haus mit einem kleinen Garten davor, das, etwas abgelegen von der Stadt, von Bäumen und Gesträuch beinahe ganz versteckt liegt ... Und die Luft war voll von dem starken, berauschenden Duft der Rosen, die am Gartenzaun blühten. Langsam schlich die Nacht ins Zimmer, und dann stand ich auf, sagte „Gute Nacht“ und begab mich in meine Stube hinauf, um dort noch eine Stunde am Fenster in die Nacht hinaus zu träumen.“
Georg Trakl: „Traumland“

„Ich unterhielt zu Zeiten eine unbestimmte Wehmut bei mir, welche der Freude verwandt ist, und deren eigentümlicher Kreis, Geruchskreis möchte ich sagen, ich, wie den Ort, woran sie sich knüpfte, willkürlich betreten oder lassen konnte. Mit welchem unaussprechlichen Vergnügen konnte ich, wenn die anderen im Hofe sich tummelten, oben an einer Dachlücke sitzen, mein Vesperbrot verzehren ...

Dort nämlich ist ein Verschlag von Brettern, schmal und niedrig, wo mir die Sonne immer einen besonderen Glanz, überhaupt ein ganz anderes Wesen zu haben schien, auch konnte ich völlig Nacht machen, und (dies war die höchste Lust), während außen heller Tag, eine Kerze anzünden ...“

Eduard Mörike: „Maler Nolten“

„In uns leben noch immer die dunklen Winkel, geheimnisvollen Gänge, blinden Fenster, schmutzigen Höfe, lärmenden Kneipen und verschlossenen Gasthäuser. Wir gehen durch die breiten Straßen der neubauten Stadt. Doch unsere Schritte und Blicke sind unsicher. Innerlich zittern wir noch so wie in den alten Gassen des Elends ...“
Franz Kafka

„Wenn ich jetzt wieder eine Viertelstunde auf der Brückenbrüstung sitze, über die ich als Knabe tausendmal meine Angelschnur hinabhängen hatte, dann fühle ich tief und mit einer wunderlichen Ergriffenheit, wie schön und merkwürdig dies Erlebnis für mich war: einmal eine Heimat gehabt zu haben! Einmal an einem kleinen Ort der Erde alle Häuser und ihre Fenster und alle Leute dahinter gekannt zu haben! Einmal an einem bestimmten Ort dieser Erde gebunden gewesen zu sein, wie der Baum mit Wurzeln und Leben an seinen Ort gebunden ist ...“
Hermann Hesse

Ich möchte es dabei bewenden lassen, so sehr mich dieses Zusammentragen fasziniert hat. Ich hatte bei der Vorbereitung dieses Referats, beim Lesen und Blättern plötzlich das Gefühl, irgendwie handeln alle Bücher in meinem Bücherschrank von „meinem“ Thema, irgendwie sind alle Dichter, die ich kenne, Heimatdichter.

Wenn der Zusammenhang von Heimat und Kindheit nicht zu bestreiten ist, dann könnte man sagen: so, wie man nicht in der Kindheit bleiben kann, kann man auch nicht einfach in der Heimat bleiben.

Heimat verliert man.

Über die Erinnerung an das Verlorene kann man sie als einen Zusammenhang wiedergewinnen.

Was Kindheit ist, klärt die Erinnerung, wie sie klärt, was Heimat ist. Unsere Kindheit ist erinnerte Kindheit.

So entsteht sie. Und so, denke ich, entsteht Heimat.

Also ist Heimat ein Prozeß. Ein Prozeß der Aneignung. Ein Bewußtseinsprozeß. Ein Bewußtwerdungsprozeß, der aus einem biographischen, emotionalen, intellektuellen Zusammenhang entsteht und der einen neuen, geschichtlichen Zusammenhang herstellt.

Ohne die Fähigkeit des Erinnerns gäbe es keine Heimat, wie es keine Geschichte gäbe.

In die Erinnerung geht nicht nur das persönlich unmittelbar Erlebte ein, sondern auch das spätere Wissen, die vermittelten Kenntnisse, die angeeigneten Entdeckungen der Welt.

Das später Erfahrene verbindet sich mit den Bildern, den Gerüchen, den Klängen der ersten Wahrnehmung.

Ich denke, die menschliche Erinnerungsfähigkeit ist ein Ausdruck, vielleicht gar eine Konsequenz des menschlichen Sprach- und Sprechvermögens. Sie, die Erinnerungsfähigkeit, konstituiert damit Literatur. Sie bringt das fraglose Sein zum Bewußtsein.

Erinnern ist, was zur Sprache kommt.

Erinnern kommt zur Sprache in der Literatur.

Literatur stellt Identität her, weil sie das Verlorene, das Gewesene als eine historische Realität von Jetzt annimmt.

Für mich hat niemand eindrucksvoller, ja ergreifender diesen Prozeß der Aneignung über das Erinnern beschrieben als Adalbert Stifter. Gegen Ende seines Lebens war er noch einmal in seinen böhmischen Geburtsort Oberplan gekommen.

Aus dem Dunklen, Diffusen, Schwebenden tauchen langsam Umriss auf, Dinge, Gestalten.

Ein Entstehungsprozeß.

„Weit zurück in dem leeren Nichts ist etwas wie Wonne und Entzücken, das gewaltig fassend, fast vernichtend in mein Wesen drang, und dem nichts mehr in meinem künftigen Leben glich. Die Merkmale, die festgehalten wurden, sind: es war Glanz, es war Gewühl, es war unten.

Dies muß sehr früh gewesen sein; denn mir ist, als liege eine sehr weite Finsternis des Nichts um das Ding herum. Dann war etwas anderes, das sanft und lindend durch mein Inneres ging. Das Merkmal ist: es waren Klänge. Dann schwamm ich in etwas Fächelndem, ich schwamm hin und wider, es wurde immer weicher und weicher in mir, dann wurde ich wie trunken, dann war nichts mehr.

Diese drei Inseln liegen wie feen- und sagenhaft in dem Schleiermeere der Vergangenheit, wie Urerinnerungen eines Volkes.

Die folgenden Spitzen werden immer bestimmter. Klingen von Glocken, ein breiter Schein, eine rote Dämmerung.

Ganz klar war etwas, das sich immer wiederholte. Eine Stimme, die zu mir sprach, und die Arme, die alles milderten...

Es waren dunkle Flecken in mir. Die Erinnerung sagte mir später, daß es Wälder gewesen sind, die außerhalb mir waren. ...“

Horchend, fühlend und schauend realisiert Stifter einen Ort, einen Raum. Die Stube seiner Kindheit. Ein Tisch, eine Bank, ein Ofen.

Stifter vergegenwärtigt.

„Noch ein anderes Ding der Stube war mir äußerst anmutig und schwebt lieblich und fast leuchtend in meiner Erinnerung. Es war das erste Fenster an der Eingangstür. Die Fenster der Stube hatten sehr breite Fensterbretter, und auf dem Brette dieses Fensters saß ich sehr oft und fühlte den Sonnenschein, und daher mag das Leuchtende der Erinnerung rühren. Auf diesem Fensterbrette war es auch allein, wenn ich zu lesen anhub. Ich nahm ein Buch, machte es auf, hielt es vor mich, und las: ‚Burgen, Nagelein, böhmisch Haidel.‘

Diese Worte las ich jedes Mal, ich weiß es, ob zuweilen noch andere dabei waren, dessen erinnere ich mich nicht mehr. Auf diesem Fensterbrett sah ich auch, was draußen vorging, und ich sagte sehr oft: ‚Da geht ein Mann nach Schwarzbach, da geht ein Weib nach Schwarzbach, da fährt ein Mann nach Schwarzbach, da geht ein Hund nach Schwarzbach, da geht eine Gans nach Schwarzbach!‘ ...

In meiner Erinnerung ist lauter Sommer, den ich durch das Fenster sah, von einem Winter ist von damals gar nichts in meiner Einbildungskraft.“

Warum berührt mich gerade dieser Text von Adalbert Stifter so sehr? Warum hat er mich schon beim ersten Lesen vor vielen Jahren, als ich schreibend nach meiner eigenen Herkunft zu fragen begonnen hatte, so bewegt, ja ich muß sagen, gerührt? Es müssen da Bilder auftauchen, die meinen ersten Bildern ähneln. Farben, die ich wiedererkenne, Klänge, die mich erinnern.

Es muß da ein Ort entstehen, an dem auch ich daheim bin. Irgendwie. Vielleicht auch, weil da Erinnern und Zur-Sprache-Kommen so nah beieinander sind. „Da geht ein Mann nach Schwarzbach.“

Ich möchte mal kurz versuchen, den Prozeß des Gewinnens von Heimat vor dem Hintergrund meiner eigenen Biographie zu skizzieren:

Mein Großvater, mütterlicherseits, war ein Ungar. Anfang dieses Jahrhunderts übersiedelte er als Kaufmann nach Breslau. Er heiratete dort eine Breslauerin, meine Großmutter. Sie bekamen eine Tochter, meine Mutter also, die in Breslau als ungarische Staatsbürgerin zur Welt kam.

Mein Großvater wurde in der Fremde, in Breslau, reich. Es ging ihm gut – und, wie ich glaube, nicht nur in finanzieller Hinsicht –, bis er in den dreißiger Jahren, sozusagen Hals über Kopf, vor den Nazis fliehen mußte. Er floh mit seiner Frau nach Budapest. Dort, in seiner Heimat, ist er verarmt und wie im Exil gestorben.

Und meine deutsche Großmutter, die durch ihre Heirat ja auch ungarische Staatsbürgerin geworden war, konnte nach dem Krieg nicht mehr aus Ungarn raus. Erst 1956, kurz vor den dramatischen Ereignissen in Ungarn, gelang es ihr, in den „Westen“ auszureisen. Eine Art Heimreise, die wieder einer Flucht gleichkam.

Meine Mutter war nicht mit nach Ungarn gegangen, sondern mit einem Schlesier, meinem späteren Vater, nach Wien – nachdem 1938 Österreich an

das Deutsche Reich, wie es so schön und unzutreffend hieß, angeschlossen worden war.

In Wien kam ich zur Welt.

Aber weil wir Deutsche waren – auch meine Mutter war ja durch ihre Heirat wieder Deutsche geworden – mußten wir nach 1945 Österreich verlassen.

So kam ich mit drei Jahren, über eine Zwischenstation in Ober-Österreich (dorthin waren wir evakuiert worden – ein Wort, das ich schon lange kannte, bevor ich es verstand), nach Bayern. Erst nach Niederbayern ins bayrisch-böhmische Grenzgebiet, mit sechs Jahren dann nach München.

Meine ersten Erinnerungen reichen bis zu einem weißen Haus. Das Haus stand in Rainbach. Das ist, wie ich später erfuhr, ein kleines Bauerndorf in der Nähe von Linz.

In mir sind undeutliche, aber eindringliche Bilder von einer Wiese und einem Bach, an dem Vergißmeinnicht und Butterblumen wachsen. Wie tief sich diese Bilder in meine Seele gesenkt haben müssen, merke ich, wenn mich heute irgendwo den Geruch von Wiese anweht, wenn irgendwo ein Bächlein plätschert. Dann erwacht Rainbach. Da sind alte, verzauberte Weidenstümpfe, ein dunkler Wald, in dem die Hexe haust, und da sind Gestalten, merkwürdige Gestalten. Eine davon ist, das muß ich später erfahren haben, ein Russe. Zwanzig Jahre später sind diese ersten Bilder in meine Geschichte hineingewachsen, haben sich sozusagen als biographische Dokumente etabliert. Erlebtes hat sich mit Erzähltem verbunden. Photos haben sich vor die Erinnerungsbilder geschoben.

Eine fremde Geschichte und fremde Geschichten haben sich in meine erlebte Geschichte eingenistet.

All das zusammen ist heute meine früheste Kindheit.

So beginnt mein „Poem vom Grünen Eck“. Ich lese:

„Jahre ziehen vorbei, / Kinderträume und Ängste,
der abgerissene Kopf / der Puppe Laura
und die Kuckucksuhr.

Landschaften steigen auf / und vergehen.

Weidenstümpfe, Ginsterhänge / und der schwarze Wald am Mühlenbach.

Getönte Schatten stehn / im Fensterkreuz
und um die zwölfte Stunde / wandern stumm

Gestalten über einen Berg,
hinter dem groß / der Mond aufgeht.

Soldaten, / der Vater, die Mutter,
ein Lumpenbettler; / eine Hexe, Kinder und / Marianne.

Angst / vorm bösen Krückenmann im Dorf.

Die hohlen, blinden Augen / folgen mir in mein Versteck:

Ich sehe dich! / Ich weiß, wo du bist!

Hinterm Haus, / hinterm Haus, / komm heraus!

Ich weiß, wo du bist! / Ich sehe dich!

...

Schwer von wilder Erinnerung
und beladen / mit einer fremden Geschichte

fallen mir Bilder in die Hand / vergilbt von zwanzig Jahren:

Mama in der dunklen Stube, / die auf dem Photo / noch dunkler ist,
mich auf dem Arm / und an der Hand die Schwester.

Russen poltern rein / und rufen:

Du raus hier! Raus! / Quartira, Quartira!

Mama heult los, / und die Russen stehn da

und sehn auf uns Kinder / und sagen: Du nix raus.

Nix raus! / Du kleine Kinder!

Mama weint immer noch / und putzt sich die Nase

und macht den Russen / eine Tasse Tee

und die Russen sagen: / Du nix weinen, du nix Angst,

Mann zurück, / Krieg aus, alles gut.

Mama weint / und die Russen weinen auch.

...

Mich hat mal einer aufs Pferd gesetzt.

Mama war erstarrt vor Angst,

der könnte mit mir nach Sibirien reiten.

Die Leute im Dorf erzählten

von Mongolen / und aufgespießten Kindern.

...

Wenn der Wind heulte, / versteckte ich mich
im Schuppen hinterm Haus.

Die anderen erzählten / mit riesigen Augen

vom Windbeutelmann, / der mich holen kommt.

Im Steinbruch fand ich / Töpfe und Schüsseln

und einmal einen Totenkopf.

Weg lief ich, weg / bin ich weggelaufen.

Vieles blieb / in den Träumen

und wuchs mit der Zeit,

bis ich von Schönheit und Angst / zu schreiben begann.“

An einem fremden Ort, wohin es meine Eltern zufällig und ungewollt verschlagen hatte, wohin sie als Folge einer schrecklichen Geschichte vertrieben wurden, beginne ich, beginne meine Kindheit. Diesen Ort erinnere ich als etwas Schönes, Warmes und als etwas Bedrohliches.

Da ist etwas Süßes und etwas Bitteres.

Was spricht dagegen, von so einem Ort, bis zu dem die Träume reichen, als von einem Heimatort zu sprechen.

Er ist ein biographischer Bezugs- und Zielpunkt, weil er der erste Ort ist, der in meinem Leben mit Anschauung und damit mit Erinnerung verbunden ist, weil er der Ort ist, von dem ich ein Gefühl habe.

Aber was geht mich eigentlich so ein oberösterreichisches Kaff an? Irgend so ein, in Wahrheit sicher nicht weißes, sondern dreckiges Haus – das Nebengebäude eines Bauernhauses –, in dem Leute aus verschiedenen öster-

reichischen, vom Krieg bedrohten Städten einquartiert worden sind. Ein Dorf, bei dem ich mich schon nicht einmal mehr auch nur an ein zweites Haus erinnern kann, wo ich nie wieder war, wo ich keinen Menschen kenne, wo ich sowenig leben wollte wie in Castrop-Rauxel, wo ich noch nie war. Was haben meine Butterblumen am Bach mit einer Gegend zu tun, in der heute sicher flurbereinigte Äcker rund um Gartenzwergvögärten und Grillveranden liegen, und das vor vierzig Jahren ein stehengebliebenes Nest war, in dem geizige, hinterfotzige Bauern die Russen zu meiner Mutter schickten, weil die angeblich wertvolle Sachen versteckt hätte; in dem alte unverbessliche Nazis die Flüchtlinge bei den Russen als „Nazis“ denunzierten ... Warum denn nicht gleich lieber Wien, wo ich doch immerhin geboren bin. Ich muß anknüpfen an den Satz „Heimat ist ein Aneignungsprozeß.“ Und ich beobachte an mir, daß dieser Prozeß nicht abgeschlossen ist. Mehr noch: Es ist ein Prozeß, der über das eigene Erleben hinausgeht, der sich nicht in den biographischen Lokaltäten erschöpft, sondern in eine größere, allgemeine Geschichte hineinführt.

Mein Rainbach ist ein Mosaikstein in der Mitte eines Bildes. Je weiter ich mich entferne, desto mehr kommt ins Bild. Es ist wie beim Fernsehen, wenn die Kamera von einem Detail im Bild zurückfährt, also aufmacht. Die Entfernung verändert nicht die Dinge, wohl aber die Perspektive. So verändern sich die Dinge.

Wieder ein dialektischer Vorgang: Die Entfernung vergrößert das Bild und verkleinert das Zentrum des Bildes.

Im Zentrum steht ein Kachelofen, in dem Bratäpfel brutzeln, im Zentrum steht ein Glas Waldmeisterlimonade, da ist eine Butterblume.

Dann kommt anderes hinzu: eine Straße, auf der Soldaten marschieren, Flieger, Flüchtlinge ...

Die Mutter, die mit mir am Bach saß, steht an anderer Stelle des Bildes fremd in der Stube. Sie hat ein Kopftuch umgebunden, um nicht so jung und schön auszusehen. Und schön wollte sie nicht aussehen, um nicht von den Russen vergewaltigt zu werden.

Das zu sehen, verlangt schon einen größeren Abstand.

Dann kommt ein Hinweisschild ins Bild. Es steht am Bach neben einer Weide und weist nach Budapest. Ein anderes zeigt nach Wien. Wien liegt neben Breslau. Und hinter dem Wald ist Sibirien.

Wien, Budapest, Breslau, Riesengebirge, Riesenrad, Schweidnitz, Prater, Fischerbastei, Oderbrücke, Margaretinsel, Stephansdom ... alles Namen, die ich sicher von Geburt an von meinen Eltern gehört habe, die aber nur Wörter waren wie „Rübezahl“. Eines Tages sind diese Wörter aufgegangen wie Samenkörner. Heute könnte ich schwören, mich auch an Wien erinnern zu können, was – glaubt man Psychologen, die die ersten Eindrücke des ersten Lebensjahres in die tiefen Schichten des Unterbewußtseins verlegen – ein Meid wäre.

Ich möchte hier den engen Kreis meiner Biographie wieder verlassen mit der Beobachtung, daß meine Annäherung an das, was für mich Heimat sein könnte, zugleich ein Entfernungsprozeß war von den realen Orten meiner Kindheit. Diese Orte gerieten in einen historischen Kontext. Ich weiß nicht,

ob meine Erfahrungen typische sind, oder vielleicht ganz persönliche, private, unvergleichliche. Es gibt aufregendere Biographien, weiß Gott, mit dramatischeren Bewegungen – und es gibt natürlich ruhigere, quasi lineare Lebensläufe, wo ein Leben aus dem Geburtsort herauswächst und in diesen hineinwächst.

Aber ich denke doch, daß meine Schwierigkeiten, beim Finden meiner Heimat auch ein allgemeineres Problem berühren. Wer in diesem Jahrhundert in Europa kann schon auf ein Leben zurückblicken, das sich ruhig und gleichmäßig von Geburt an in den angestammten Räumen weiterentwickelt hätte. Meine Geschichte kam mir jedenfalls mit jedem Jahr mehr als ein Stück deutscher Geschichte ins Blickfeld.

Ich folgte den Hinweisschildern „Wien“, „Breslau“, „Budapest“. Ich folgte ihnen nicht als Tourist, sondern lesend – als Fragender nach der eigenen Identität. Und ich geriet an Schauplätze, wo ich Familiengeschichte als die politische, gesellschaftliche Geschichte einer Epoche wahrnehmen konnte.

Diese Geschichte ist zum Davonlaufen und ergreifend! Mein plätschernder kleiner Wiesenbach fließt in einen Fluß. Der Fluß kühlt eine Chemiefabrik. Dort arbeiten KZ-Häftlinge, sie stellen Giftgas her. Das Gift tötet irgendwo. Im Prater schändet ein SSler eine Jüdin, die später in einem KZ umkommt. An der Oderbrücke zerfetzt eine Granate eine Familie mit fünf Kindern.

Auf der Fischerbastei findet eine Exekution statt.

Heimatkunde.

So komme ich zu mir zurück. Wie ich dastehe mit meiner Butterblume in der Hand.

Aber da ist und das hat eine andere Perspektive. Also ist die Umgebung eine andere.

Noch einmal aus dem „Poem vom Grünen Eck“:

„Mein Leben war / eine melancholische Butterblume,
sag ich so aus Erinnerung zu mir.
Daraus wird wohl so bald nicht mehr / ein Wiegenlied,
da strickt die Muhme / keine Hochzeitskleider mehr,
und keines Mädchens weiße Hand
bringt mir das Zaubertuch.
Aus Hexen wurden alte Frauen,
die Zinnsoldaten zogen in den Krieg,
die Bauern mit den Schwielen an der Hand
bestellen fluchend schwarz den Gottesacker
und schlagen ihren Gaul zu Tod,
und in den Mühlen / wird das Korn gemahlen,
dort fließt kein munterer Bach.
Der Bäcker bäckt das Brot. / Das Brot ist teuer.
Die Märchen sind nicht mehr so grausig schön.“

Was wie eine Entfernung aussah, erweist sich als Annäherung. Die Bilderbuch-Geschichten wachsen in die Geschichte. Die dreht sich nicht um mich – aber sie entläßt mich nicht, sie gibt mich nicht frei.

Ich lese aus „Heimatkunde“ von Martin Walser:

„Wenn es sich um Heimat handelt, wird man leicht bedenkenlos. Volkskundler waren eine Zeitlang gefährdet wie Opiumraucher. Andererseits gibt es heute noch Leute, die können keinen Gamsbart sehen, ohne sich gleich als schneidige Intellektuelle zu fühlen. Heimat scheint es vor allem in Süddeutschland zu geben. Wo gibt es mehr Gamsbärte, Gesangsvereine, Gesundheitsbeter, Postkartenansichten, Bauernschränke, Messerstechereien, Trachtengruppen, Melkschemel, Beichtstühle, Bekenntnisschulen usw. Heimat, das ist sicher der schönste Name für Zurückgebliebenheit. ...

Wir kommen schon noch. Schließlich wurden unsere Ortszeiten erst vor 70 Jahren der mitteleuropäischen Zeit unterworfen. Dafür waren aber auch hiesige Stadttrommeln noch 25 Jahre nach Sedan mit den Farben der Trikolore bemalt: dann erst wurde hier schwarzweißrot getrommelt. In der Schwäbischen Zeitung wiederum steht seit Jahr und Tag DDR ohne Anführungszeichen. Allerdings, kann man so etwas hier nicht notieren, ohne das Gefühl zu haben, man hätte die Zeitung dadurch beim Bischof denunziert ...

Man versucht natürlich wegzukommen. Ernsthaft. Ich versuche es immer wieder einmal ...

Wenn man sich irgendwo aufhält, wo man nicht hingehört, weiß man meist, warum man sich dort aufhält ...

Schreiner habe ich ermattet aus Amerika zurückkehren sehen. Ein Bekannter ging als Metzger nach Dortmund und kehrte als Versicherungsagent zurück. Ein gelernter Gärtner schuftete als Kumpel im Bergwerk, weil man unter Tage für einen Gärtner keine Verwendung hatte. Vielleicht sollte man auf diese Bewegungsmöglichkeiten schon in der Schule vorbereitet werden. So wäre zu erreichen, daß bald keiner mehr bliebe, wo er hingehört; dafür wüßte er aber, warum er ist, wo er gerade ist. Das ist Zukunftsmusik ...

Und in dieser Heimat hier ist es natürlich noch nicht ganz und gar anders geworden. Unser Mittelalter hat jetzt elektrisch Licht und eine Fabrik und ein Management und Abgeordnete, die in Bonn für uns sorgen. Unser heimatliches Mittelalter hat sich, um überleben zu können, auf die neue Zeit eingestellt. Ich vermute, daß heute kein Truchseß Georg von Waldburg mehr zu finden ist, der Bauern den Tausenden nach abschachtet. Auch würde es unserem Bischof heute schwerfallen, einen Kaplan Hansel Heuglin auf offenem Markt in Meersburg zu verbrennen, nur weil der von evangelischen Geist und dazu noch Schweizer Geist angesteckt war und arme Bauern angesteckt hatte ...

Trotzdem kann man sagen: der Bodensee ist ein freundliches, sogar menschenfreundliches Gewässer. Natürlich ertrinken jährlich soundso viele darin. Ich begreife das.“

Ich begreife das als ein Bild, eine Metapher für Heimat: ein freundliches, ein menschenfreundliches Gewässer, in dem Menschen ertrinken.

Wie geht es weiter?

Weitergehend befinde ich mich schon in der Literatur. Ich knüpfe wieder an. Literatur stellt Identität her.

Das Gefühl für Heimat ist ein Gefühl von Identität. Identität des eigenen Gefühls mit einer langen gesellschaftlichen Entwicklung und Befindlichkeit; Identität der eigenen Wahrnehmung mit der Kultur und Geschichte des Wahrgenommenen; Identität aber auch mit den Brüchen, den Widersprüchen. Die eigenen Beunruhigungen und die epöchalen Katastrophen. Die eigenen kleinen Kopf-Bilder und das große Geschichts- und Menschenbild.

Rainbach ist klein, aber es ist ein Stück der Welt.

Wien ist ein kleiner Teil der Welt, die Welt fängt nicht in Breslau an und hört nicht in Budapest auf.

Die Welt aber erfuhre und erfahre ich in und mit Literatur. So vor allem und als erstes.

Was wüßte ich von der Welt ohne sie?

Mein Lebenslauf beginnt in Wien, aber in James Joyce' Dublin bin ich mir ebenso begegnet wie in Wilhelm Raabes Sperlingsgasse.

In meiner Geschichte als Teil einer größeren, weiteren Geschichte bewege ich mich auf mich zu, indem ich Adalbert Stifter in den Böhmerwald folge und Dostojewski ins alte Petersburg.

Martin Walsers Bodensee liegt nicht weniger auf meiner Landkarte als Heinrich Bölls Köln.

Noch im Flug über die Anden (Exupery) orientiere ich mich, wie in Döblins Berlin.

Literatur eignet an. Aneignung verändert.

Zurückgekommen von den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, sieht meine Stube anders aus. Sie ist enger und wärmer, sie ist ein Nest und eine Zelle. Schön und nicht auszuhalten.

Niemand kennt diesen Zustand besser als einer der schreibt. Schreiben ist eine Potenz von Lesen. Wer nicht liest, schreibt auch nicht, hat Martin Walser gesagt.

Das Geschriebene wird eine Realität, wie der kleine Wiesenbach. Der beschriebene Wiesenbach beginnt zu plätschern.

Ein Beispiel:

Ich war in Schottland. Das Hochland ist wie der Mond. Steinwüsten, die man nicht aushält. Ich hatte Durst, Hunger, eine Art von Heimweh. Ich hatte Blasen an den Füßen.

Ich weiß, daß es fürchterlich war. Ich habe das Hochland verflucht.

Das Schreckliche schmolz. Es schmolz zu einem Gedicht. Das Gedicht zeugte ein Bild. Das Bild schob sich vor das Schreckliche der wirklichen Erinnerung und wurde die Erinnerung an das Wirkliche. Die Sprache der Erinnerung schuf das schottische Hochland. Die Wirklichkeit des Bildes wurde die Wirklichkeit.

Jetzt erinnere ich mich an das schottische Hochland als diesem Bild vom schottischen Hochland.

Das Bild ist schön. Die unermeßlichen Steinwüsten sind von Erhabenheit. Jener, der sie durchwandert, ist ein Gott.

Oder:

Ich war in Griechenland.

Die Strände sind Mülldeponien. Wo sie es nicht sind, was ich nicht weiß, komme ich nicht hin. Die Dörfer halbfertige Betonkloaken. Die Städte unerträglich. Dreck, Plastik, Coca Cola. Die Hitze nicht auszuhalten. Henninger Bier. Die antiken Stätten absurd lächerliche Steinhäufen. Für Eintrittsgeld soll ich zwei übereinanderliegende, behauene Steine zum Tempel hochrechnen. Für einhundertfünfzig Drachmen soll ich die Grenzen der Archäologie sprengen.

Die leidlich erhaltenen Tempel sind Photomotive. Auf abgebrochenen Säulen stehen fette Amerikanerinnen in Bermudashorts als Aphrodite. Zeus fällt beim Besteigen einer Sphinx die Euroscheckkarte aus der Gesäßtasche. O Gott.

Acht Wochen später beginnt Delphi zu wachsen.

Die Reisebusse, die Wohnmobile, die Zehntausend aus aller Welt verteilen sich und verschwinden bergabwärts.

Im Tal wächst ein Olivenwald.

Zum Schluß ist es menschenleer.

Die geflügelte Sphinx im Museum kehrt an ihren Platz zurück.

Im Apollotempel riecht es süß nach einer Opferrgabe.

Das nervende Gezirpe: eine griechische Symphonie.

Ich bin das Instrument.

Hölderlin siegt über Coca Cola.

Übrig bleibt das Orakel.

Nach drei Monaten weine ich vor Sehnsucht.

Es gibt Delphi. Nur so gibt es Delphi.

Nur so wurde Delphi gefunden.

Literatur.

Ich will mich nicht zum Weltbürger hochstilisieren. Um Weltbürger zu sein, darf man wohl nicht, so wie ich, das Barock über alles lieben.

Aber von Rainbach führt ein Weg nach Delphi und von Delphi, sagen wir über die Schneekoppe, zurück zur Doanu. Die fließt deshalb nicht stromaufwärts, aber sie fließt vom Schwäbischen über Passau nach Wien und weiter nach Budapest und weiter bis zum Schwarzen Meer.

Literatur erzählt davon. Darum kann man hinfahren.

Durch die Literatur erkenne ich wieder. Wiedererkennen macht heimisch.

Anders als über Literatur wüßte ich nicht, was „Haben“ ist. Im Gebimmel einer kleinen Glocke, die ich höre, aber nicht sehe, tönen die Glocken der Welt. Und so klingt auch in Notre Dame mein Rainbach.

Aber: das Rainbacher Kircherl, wenn es es wirklich gibt und gegeben hat, klingt schöner und ergreifender in einer russischen Kathedrale, in einem italienischen Dom.

An zwei Orten zu leben.

In der von meiner Frau, Vera Botterbusch, und mir herausgegebenen Heimatanthologie „An zwei Orten zu leben“ schrieb Luise Rinser:

„Woran denke ich, wenn ich an Deutschland denke? An Oberbayern denke ich, an nichts anderes. Und an was denn in Oberbayern? An den Chiemsee und an Kloster Wessobrunn, meine beiden Kinderheimaten, an barocke Kirchen und Kapellen, an Urschalling mit dem byzantinischen Trinitäts-Fresco, an Frauenchiemsee, am Juniwiesen, an die Schöneggard, das Moor, das es nicht mehr gibt und das von der Autobahn Salzburg-München zerschnitten ist, an die Isaranlagen, in denen ich als Internatskind zwei und zwei spazieren gehen mußte, an den Mühlbach in Rosenheim mit dem alten Haus meiner Großeltern. Oberbayern, das ist mir keine geographische Landschaft und schon gar keine politische, sondern eine Innenansicht meiner Seele, voll von Erinnerung. Schöne traurige katholische Kindheit, das ist mir Oberbayern ...

Meine Wurzeln, die habe ich in Oberbayern. Aber Efeu und Erdbeere machen Ausläufer. Ich liebe das Land, in dem mein Ausläufer Wurzeln faßte. Ich liebe auch meine oberbayrische Heimat, sehr! Doch liebe ich sie inniger aus tausend Kilometer Entfernung.“

Heimat. Für mich bleibt es ein Zusammenhang. Jener psychisch-emotionale, biographisch-historische, intellektuell-kulturelle Zusammenhang von Sein und Werden.

Ein Procedere. Ein Vor-gang, der die beiden statischen Sätze von Ernst Bloch „Ich bin. Aber ich habe mich nicht“ schon in das Beginnen einer Dynamik stellt.

„Darum“, so lautet dann Blochs dritter Satz, „darum werden wir erst.“

Eine Bewegung also – vergleichbar und immer wieder auch identisch jener Bewegung, die für mich Lesen bedeutet, vergleichbar jener Prozedur, die für mich Schreiben ist.

Ich möchte schließen, wie ich begonnen habe – nicht nur, weil das die angemessene Dramaturgie für Gedanken über Heimat ist.

Gotthelf Gollner: *Große Welt*

Wo i s Laffa glernt hob,
is d Wöid
nauf bis zum Feichtnberg ganga
und obe bis zum Muibooch.
Hamma uns droom vasteckt,
oda drunt Frösch gfanga,
warn ma vareckte Hund,
weit weg von dahoam.

De Grässan ham Wegscheid gseng.
Drei Stund zum Geh.
Und Haisl, net zum Dazöin.
D Muatta is gor bis auf Passau.
A Stoodt, konnst as net denga.
Konn ma net hilaffa, so weit,
muaßt mim Bus einefahn.
A Zuagang, daßs gfeit ist.

Und da Voda soi ois a Junga
neikemma sei bis Minga.
Dees hot glangt für a Leem.
D Haisa so hoch,
daßd as Dooch nimma siegst.
Geschäfta mit Sach, so vui scho.
Und Leit, daßd as net glaabst.

Aba da Bruada vom Moser
war glei no weida wia Minga.
Der is auf Amerika nei.

(Vortrag, gehalten 1986 im Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg)

Regine Siebelist
Hamburg Landungsbrücken,
Neunzehnhundertsechszwanzig

Es ist noch nicht sechs Uhr.
Leer gestreckt liegt der Ponton
Brücke eins bis zehn.

Im nächtlichen Schatten der Helgen
leuchteten die Glühwürmchen und Feuerblumen
sprühten Sternschnuppen aus Stahl.
Im Holz der Brücken
zitterte der helle Hammerschlag.
Der Ruf der Schiffe
erzählte uns vom Fluß
dunkel, lockend und traurig
stampfend und schwer.
Wohlig in unsere Kissen gedrückt
hörten wir den Geschichten zu
und träumten.
Die Baumwollbrücke dröhnte
vom tausendfachen Schritt der Werftarbeiter
und ihr Lachen, ihre Gespräche
verschwanden im Nebel
kehrten zurück
Schicht um Schicht
Jahreszeit um Jahreszeit
Jahr um Jahr.

Der Blick in den Fahrplan gibt Auskunft:
Nach Altenwerder nur noch werktags.

Es ist noch nicht einmal sechs Uhr.
Fast leer streckt sich der lange Ponton
Brücke ein bis zehn.

Die Fähre nach Finkenwerder legt ab.
Stummes Schiff auf stumpfem Fluß.
Hinter gelben Fenstern sitzen fünf Menschen
die rauchend in die Dämmerung sehen.
Geschlossen bleibt der Ausschank auf dem Oberdeck.
Seine Scheiben sind nicht mehr beschlagen
von Flüchen und Witzen Karten spielender Männer
von Eisbrecher und Grog der kalten Tage
und den Silberkristallen des Korns
in raren Sommern.

Der Blick in den Fahrplan gibt Auskunft:
Anlegen Kattwykbrücke gestrichen.

Es ist sechs Uhr.
Der Ponton ist wieder verlassen
Brücke eins bis zehn.

Die Frau im Imbiß läßt die kleinen Rollos nieder.
Zwei Enten warten vergeblich davor.
Regen in der Asphaltrinne
zeigt einen Wolkenturm
ein letztes Sonnenstück
das blinkend die Dämmerung erhellt.
Schweigend liegen alle Landungsbrücken.
Der Ponton ist menschenleer.
Zwei Enten vor der geschlossenen Imbißbude.
Auf dem Fluß ist kein Rufen und Erzählen mehr
kein Tuckern und Locken.
Das Netz der Helgen zerriß.
Die Stahlblumen verblühten
und es verglühten die Sternschnuppen aus Feuer.

Auf einen Poller
unter einen Regenschirm
setzt sich eine alte Frau
und wiegt sich im Wiegen
des Pontons.

Carmine Abate

Wenn eines Abends die Beklemmungen

Ich traf ihn zufällig nach sieben Jahren wieder. Wir hatten länger als ein Jahr in derselben Fabrik zusammen gearbeitet. Er war eine Art Vorarbeiter. Ich sage „eine Art“, weil er im Grunde, auch wenn er eine Gruppe ausländischer Arbeiter anführte – drei Türken, einen Spanier und mich – nichts anderes zu tun hatte, als mit Handbewegungen und halben Sätzen zu erklären, was der Meister ihm jeden Morgen auftrug. Beispiel: „So“, und er hob die schweren Gurkendosen hoch; „hier“, und er setzte sie auf das Fließband; „rot“, und er drückte auf den Knopf; „du da, ich hier, er mit mir“. Und so weiter.

An jenem Abend war ich ausgegangen, um Ingrid anzurufen, und ich fand ihn dort neben der Telefonzelle am Altona-Platz.

Es war Ostermontag und kalt. Sagen wir, der Mond schien; ich erinnere mich nicht mehr, ob er schien, aber er wird schon geschienen haben: Er scheint immer, auch wenn ihn kaum einer von uns ansieht. Ich zum Beispiel schaue lieber in Richtung Süden, ich schaue nie hoch, und ich pfeife auf den Mond. Giovanni war also dort, in der Kälte, im Mondenschein und betrunken. Ich erkannte ihn nur mit Mühe. Er mußte ungefähr vierzig Jahre alt sein, aber er sah aus wie sechzig, jedenfalls an jenem Abend. Die Augen eingefallen, die Haare schütter und weiß, ein Bierbauch und eine schwere graue Jacke: Die Zeit vergeht für alle, und ihre Spuren verwischt keiner. Auch ich ... aber so herunterzukommen! Giovanni umarmte mich: „Schau an, unser Faulpelz!“ Er roch ausgesprochen nach Bier. Wir telefonierten abwechselnd. Zuerst ich mit Ingrid, während er in seinen Taschen nach ein paar Markstücken suchte.

„Oh, Ingrid, wenn du nicht hier in Hamburg wärst ...“

„Amore, was hast du heute Abend? Bist du traurig?“

„Ach, Ingrid, ich ... wir sehen uns morgen früh, grüß deine Eltern, gute Nacht.“

Wenn ich Ingrid nicht kennengelernt hätte, wäre ich schon lange ins Dorf zurückgegangen. Im Dorf gibt es keinen Fernsehturm, keine Elbe, keine Alster, kein St. Pauli, es gibt keine Arbeit, aber das macht nichts. Ich werde eines Tages für immer zurückkehren. Dort bin ich geboren, dort sind meine Wurzeln und auch ... mein Olivenhain. Es gibt dort viel zu tun, und wenn wir alle fortgehen, wird der Schimmel, der echte und auch der geistige, alles auffressen. Im Dorf gibt es keine Ingrid. Auf sie verzichte ich nicht.

Giovanni versuchte es immer wieder, aber er bekam keine Verbindung. „Scheiße! Meine Frau wartet! Aber sie soll zum Teufel gehen, auch sie!“ und er schlug die Zellentür wütend zu.

Ingrid weiß es; vom ersten Tag an, an dem wir uns kennengelernt haben, hab' ich ihr gesagt, daß ich auf mein Dorf nicht verzichte. Also wird sie früher oder später ihre Sachen packen müssen und dann weg, der Sonne entgegen. So und nicht anders. Sie ist einverstanden.

„Komm, ich geb dir ein Bier aus ... dieser Scheißkerl von meinem Bruder, der Hurensohn ...“ Giovanni sprach, als hätte er eine heiße Frikadelle im Mund, und versuchte, mich in den „Postkeller“ zu schieben.

„Es tut mir leid“, sagte ich entschlossen, „aber ich gehe mit dir in diesem Zustand in kein deutsches Lokal ... ich will keinen Ärger.“

Wir blieben vor dem „Postkeller“ stehen. Oh, nein, mein Lieber! Ich kenne sie gut, die Lokale von Altona: voll von Betrunkenen. Im Wein, das heißt im Bier, liegt die Wahrheit, wie man sagt. Sobald sie sehen, daß wir Gastarbeiter sind, frotzeln sie, und dann geht es böse aus. Schon einmal hatte ich mir angesichts einer wie im Westen in zwei Teile zerschlagenen Flasche fast in die Hose geschissen. Das fehlte noch! Mit einem von einem Deutschen verunstalteten Gesicht ins Dorf zurückkehren, das nie! Der betrunkene Deutsche, den ich vor mir gehabt hatte, war entschlossen gewesen: „Verschwinde, du Zigeuner!“ Ich hatte den Schwanz eingezogen und war gegangen – es hatte mich ja keiner aus meinem Dorf gesehen.

Ingrid ist nur im Sommer im Dorf gewesen. Sie hatte keine Probleme. Mit den Emigranten konnte sie Deutsch sprechen. Im Sommer amüsiert man sich dort; der Himmel ist weit, und die Sterne erleuchten in Trauben unsere Spaziergänge unter den Bäumen, auch mein Scheißen unter den Bäumen. Ingrid lacht immer, wenn ich ihr erzähle, daß mir in Hamburg das Scheißen unter den Bäumen fehlt.

„Du könntest es mal im Wald versuchen“, rät sie mir, „aber dann friert dir der Hintern ab!“ Und sie lacht amüsiert über ihren dummen Witz. Ihre weißen Zähne leuchten im Kerzenschein, und ich drücke sie fest an mich. „Ohne dich ... hier ... oh, Amore.“ Sie streichelt mich zärtlich.

„Mein Bruder ist ein Flegel“, schrie Giovanni, „er sollte mich gestern besuchen kommen. Er hatte mir versprochen: An Ostern komme ich zu dir. Ich hatte Lammfleisch gekauft ... Gehen wir ein Bier trinken. Ich will ein ganzes Faß Bier trinken, das ganze Leben lang trinken. Dieses Ekel! Mich so zu ver-raten! Gehen wir rein, hab' keine Angst, ich bin ja bei dir.“

„Ich hab' dir gesagt, daß ich nicht reingehe.“

Es war kalt, und wir da draußen redeten, dachten.

Es ist das Nach-dem-Sommer, das Ingrid Angst macht, der Alltag, die anderen. Und an mich, an mich denkst du nicht? Soll also ich es sein, der ewig Angst hat vor dem Alltag, vor den anderen, vor dem Nach-dem-Sommer? Reichen acht Jahre noch nicht? Ich habe gearbeitet und gespart, acht Jahre lang. Ich habe die demütigendsten Arbeiten gemacht, in der Gurkenfabrik, auf den Baustellen und im Hafen, mit einem festen Ziel: mir ein Haus zu bauen, und fast habe ich es geschafft. In ein paar Jahren gehe ich zurück. Wenn einer ein Haus hat, lebt er dort besser als hier. Eine kleine Arbeit fürs Essen findet sich immer. Niemand stirbt vor Hunger in meinem Dorf: Man hat ein Haus, ein Feld, einen Garten, das Meer in der Nähe und ... hier wäre ich immer ein Gastarbeiter, Gast, verstehst du, einer, der nicht zu Hause ist, und der vor allem Pflichten hat. Du wärest in meinem Dorf eine „Signora“. „Signora“, verstehst du?

„Ein Mann ist seine Erinnerungen“, sagte Giovanni in freier Übersetzung eines Satzes, den er in einem Film gehört hatte, und er blickte ins Leere. „Und deshalb bin ich ein kleiner Christus“, fuhr er ohne die geringste Logik fort. „Ich weiß alles, ich bin ein kleiner Christus: Ich habe eine Erleuchtung gehabt, und jetzt weiß ich es: Ich muß die Welt durch meine Opfer läutern.“

Er sah mich an, die blassen Augen halb geschlossen, und wiederholte seine Worte Silbe für Silbe: Ich bin ein kleiner Chris-tus.“ Er tat mir leid, und ich sagte ihm laut, was ich über ihn dachte: „Armer Teufel!“

Giovanni brach in Weinen aus: „Niemand glaubt mir, niemand... Mein Bruder sollte mich besuchen kommen. Dieser Kain! Letzten Monat fand ich ihn mit Fieber im Bett, allein wie ein Hund, mit vierzig Fieber. Ich pflegte ihn mit Liebe, wie man es mit einem Bruder tut. Ist er nun von meinem Blut oder nicht? Dann versprach er mir, an Ostern zu kommen... er wohnt nicht weit, in Harburg.“ Er schluchzte, die Hände vor dem Gesicht.

Ingrid sagt, daß es hin und wieder gut täte zu weinen; alle Spannungen und Beklemmungen, die sonst in einem blieben und den Magen durchlöcherten, würden dadurch rausgelassen. Ich kann nicht weinen. Bei uns weint ein Mann nicht, und für sie ist das Unsinn. Vielleicht hat sie recht: Inzwischen lassen meine Beklemmungen schon ihre ätzenden Säfte ab, und mein Magen, ich gebe es zu, fängt bereits an zu brennen.

Giovanni übergab sich vor dem Wasch-Center. Ein älterer Herr, der seinen Pudel Gassi führte, beobachtete die Szene und sagte etwas Unverständliches, ich kriegte nur etwas von „Drecks...“ mit. Er hatte recht. Bei den vielen abgelegenen Stellen, die es hier gab, mußte er unbedingt dorthin kotzen! Das Hündchen blieb ein Stück weiter stehen, beschnüffelte den Reifen eines Mercedes, hob sein Bein und pinkelte mit Grazie.

Ich mag Hunde, aber Bastarde, mit rotem, schmutzigem Fell. Im Dorf hatte ich einen Hund, rot und Bastard, die Ohren voller Zecken, die ihn leiden ließen, und die ich ohne Mitleid mit einer Pinzette zerquetschte. Im Dorf laufen die Hunde frei herum, spielen mit den Kindern, pinkeln auf die Margeriten, fressen die übriggebliebenen Nudeln mit Tomatensauce, und sie kreuzen sich auf dem Marktplatz: So werden die kleinen Bastarde geboren, die sich sofort schmutzig machen. Und dabei gibt es dort keine Hundesalons wie in Harburg.

Giovanni lachte, als er Hundesalon hörte. „Wirklich?“ fragte er. „Hier in der Nähe ist einer, neben Hertie, hast du den noch nie gesehen?“

„Diesen Deutschen“, die Stimme war jetzt klarer, ohne heiße Frikadelle, „liegen die Hunde mehr am Herzen als die Menschen. Wenn sie einen auf der Straße liegen sehen...“

„Ich weiß, ich weiß, ich hab sie schon tausendmal gehört, diese Geschichte... sie ist alt.“

„Also erzähle ich dir meine Geschichte, die du sicher nicht kennst: Es ist die Geschichte eines Mannes, der seit zehn Jahren Frau und drei Kinder nur einen Monat im Jahr sieht. Ich habe einen kindergelähmten Sohn, er braucht Pflege und ich muß...“

„Gehen wir, ich bringe dich nach Hause, es ist spät geworden.“ Und ich unterbrach ihn; er konnte mit Leichtigkeit weinen.

Ich werde Ingrid wohl tausendmal gesagt haben, daß es nicht richtig ist, daß sich immer der Ausländer anpassen muß. Soll sich auch mal einer von euch uns anpassen. Ich hab' die Nase voll von Anpassung. Die wollen die Seele, diese hier, nicht nur den Leib. Aber meine Seele verkaufe ich nicht, sie ist reserviert, schon immer. Die Seele braucht zum Leben keine Mark, keine schö-

nen offiziellen Worte, keinen Farbfernseher. Sie braucht selbstgemachtes Brot, wahre Freundschaft, das Gefühl der Gleichheit unter Gleichen. Ich habe die Scheinheiligkeit satt, das Lächeln aus Bequemlichkeit. Ohne uns, ohne die „industrielle Reservearmee“, wie ein Freund von Ingrid sagt, würde die Bundesrepublik...

„Aber was sagst du?“ fragte Giovanni, während er die Haustür aufschloß. „Ich verstehe dich nicht mehr. Wer ist betrunken, du oder ich?“

Wir gingen durch einen langen, kalten Hausflur, dessen Putz längst abgebröckelt war. Am Ende, gleich hinter einer winzigen Küche und einem Klo ohne Türen, lag das Zimmer, das Giovanni mit einem Griechen teilte. Aus dem Zimmer schallte Gelächter. In dem matten Licht erkannte man einen kleinen Mann, neben ihm eingenistet zwei massige Frauen. Die drei Figuren standen auf, und alle fünf blieben wir reglos und verlegen stehen.

„Malaka! Bist zurück endlich“, sagte der Grieche euphorisch auf Deutsch, „diese zwei Freundinnen, gute Freundinnen.“

Wir stellten uns vor, wie es anständige Leute tun, und setzten uns auf das Bett. Die zwei einzigen Sessel wurden von den beiden Frauen in Beschlag genommen, die bei Licht nicht in das kahle Milieu paßten: ein niedriger Tisch zwischen den beiden Betten und neben diesen zwei kleine Stahlschränke, obendrauf Koffer aus Kunstleder. Ich wenigstens habe eine Wohnung, dachte ich, dank Ingrid, die sie mir gesucht hat, eine richtige Wohnung, mit Wohnzimmer, Küche und Schlafzimmer. Es fehlt nur das Bad, aber es ist eine Wohnung.

„Hübsch dieses Zimmer, und so intim, nicht wahr?“ sagte eine der beiden, die andere nickte. Oh ja, hübsch wie ein Schweinestall. Heuchlerinnen. Wir bluten für euch, und ihr erniedrigt uns so, verbannt uns in Gettos, auf du und du mit den Ratten, und dann „hübsch“: mit Worten laßt ihr auch die Scheiße zu Gold werden, mit Worten.

Sie paßten nicht dahin, während Bier und Schnaps getrunken wurde. Und auch du, Amore, hättest nicht gepaßt in dieses kahle Milieu für Ratten und nicht für Christenmenschen. Die Farbe des Goldes eurer Haare, die Farbe des Meeres eurer Augen, dort in dem farblosen Zimmer der abgebröckelten Wände!

Ich verstand nicht, was diese beiden in diesem Zimmer wollten. Wer weiß, wo und wie der Grieche sie angemacht hatte. „Italien ist schön, ich bin in Venedig gewesen, herrlich...“ Und die andere: „Griechenland ist schön, auf Kreta ist das Meer märchenhaft, vor zwei Jahren...“

Und Giovanni: „Aber Kalabrien ist wunderschön; wo ich wohne, ist das Meer lila, wirklich genau so, lila. Ich hab ein Haus zwei Schritte vom Meer, und im Sommer schlage ich mich mit Schwertfisch voll.“

Wo wohnst du, Giovanni, wo? Lob, Eigenlob, Rauch in den Augen, Sand im Gehirn und im Herzen. Venedig, Kreta, Kalabrien, genug, genug. Sehen wir der Realität ins Gesicht, und wenn die Realität dieses kahle Zimmer ist, also Scheiße, dann sagen wir es doch hier und auch dort, daß wir in der Scheiße leben, daß wir ungeheure Opfer bringen und dem Mythos von der Rückkehr und der Integration nachlaufen, und also nur dem Gestank, wenn die Scheiße liegenbleibt. Die Scheiße wird sofort beseitigt, meine Lieben, von allen zu-

sammen, denn sonst steckt auch ihr über kurz oder lang bis zum Halse drin. Ich dachte all dies, und vielleicht sagte ich es auch, während ich mit den anderen Bier und billigen Schnaps trank.

Die ältere der beiden Frauen mit der engen Bluse, durch die zwei braune Brustwarzen schimmerten, sah mir in die Augen, während ihr der Grieche eine Hand zwischen die Schenkel geschoben hatte. Die andere mit den roten Haaren und der milchweißen Haut zerzauste mir die Locken. Giovanni schnarchte. Und dann erinnere ich mich an nichts mehr.

Das passiert mir immer, wenn ich mich betrinke. Die letzten Gedanken (oder Träume?) vor der völligen Dunkelheit galten Ingrid und meinem Dorf.

Ingrid sprach in meinem Dialekt und ging am Brunnen Wasser holen; Carfizzi, mein Dorf, war eine Straße in Hamburg, zwischen Elbe und Altona; meine Eltern bestellten im Park von Altona ein schon gelbes und reifes Weizenfeld, und zwischen den Ähren spielte mein Bastard mit dem Pudel.

Am nächsten Morgen wachte ich zwischen den Frauen auf; die Brüste der Blondinen und die Gesäßbacken der Rothaarigen klebten an meinem Körper. Giovanni und der Grieche waren schon auf der Arbeit. Ich befreite mich angewidert von den beiden Frauen, die fest weiterschlieften. Nackt und ungeschminkt, nackt und still paßten sie gut dort hinein. Ich kann mich nicht erinnern, ob ich mit ihnen geschlafen habe, oder ob mir der Grieche hin und wieder mit seinem versilberten Mund lächelnd von seinen Kindern und seiner noch jungen Frau erzählt hat, oder alles beides.

Ich beeilte mich, weil Ingrid, meine Ingrid, mich erwartete. Ich werde ihr die ganze Geschichte erzählen, dachte ich, ohne das Schlußstück. Sie weiß, daß ich alles vergesse, wenn ich mich betrinke, und nicht mehr weiß, was ich tue. Ich weiß nur, daß vor und nach der Dunkelheit die Beklemmungen, die mir an gewissen Abenden im Magen brennen, verschwunden waren, wie wenn Ingrid mir die Hand drückt oder zart meine Lippen berührt und ich glücklich bin, ihr nahe zu sein und sie kennengelernt zu haben.

An jenem Abend, und daran erinnere ich mich genau, waren die Beklemmungen am Ende wahrhaftig verschwunden, aber an ihrer Stelle war die Leere – die Dunkelheit und die Leere.

Der schwarze Mann

als er wieder auftauchte in der Nacht
umgeben von treuen Freunden
drinnen im Pornokino
draußen auf der Suche nach Brüsten

stand an der Ecke eine Frau
allein vor dem Hotel

die Nacht fraß die Sterne auf
so wird man alt
in der blauen Schachtel der Träume

er versuchte er versuchte
im rosa Licht
im Rauch und der Atemluft

und er seufzte
vor den beiden kleinen Brüsten
die Freunde fort leise Musik

das Verlangen nach dir
das Verlangen verflog

hier jetzt wann sonst?
und die Nacht verflog
während es draußen regnete
während die Elbe ruhig dahinfloß
da drüben und jemand zurückkehrte
um den Morgen einzuschließen

Emigrant

Für meinen Vater

Ich sah dich die Hacke
in den harten schweißgetränkten Boden schlagen
und mit Kraft und Wut Felsbrocken
aus zerstampften Blumen spalten.

Die schwülen Augusttage
nie gesehen
in deiner zweiten Stadt
schwärzten dir das bereits dunkle Gesicht.

Und sie vergingen.


Das Grau der Tage des Lichts
verschwand im Lächeln
des Neugekommenen.
Es spießten verblaßte Träume
und Vergangenheit-Zukunft
geronnen zu trockener Wunde.

(Die Vergangenheit
wenn sie vergeht
hinterläßt blutige Spuren
tote Wälder und Bäche.
Auch du erntetest die letzte Ähre
für zwei trockene Feigen und ein Brot.
Und alle waren Männer,
die Kinder und die Frauen).

In der Gegenwart leben
ist schwer.


(Der Rest ist eine Märchenlandschaft
mit weißem Schnee bedeckt.
Der Held gewinnt immer
und der besiegte, aber lebendige Drache
verschwindet im Zauberwald).

Aus dem Italienischen von Meike Behrmann



Falsch verbunden?

Die Arbeiterklasse ist die einzig revolutionäre Kraft. Sagen die einen.
Es gibt neue soziale Bewegungen. Sagen die anderen.
Die fortschrittliche Intelligenz bleibt dabei: „Für die eigenen Interessen kämpfen, mit der Arbeiterklasse verbünden.“
Wer dieses Bündnis will, braucht Informationen aus der Arbeiterbewegung, der braucht die **UZ**. Weil die **UZ** täglich vom Arbeiterstandpunkt aus berichtet. Parteilich, konsequent.



Die **UZ** können Sie probieren.
14 Tage kostenlos und unverbindlich.
021 01/59 0321, Kollege Duisberg.
Oder schicken Sie uns diesen Coupon.

HERZLICH WILLKOMMEN
BEIM PRESSEFEST DER UZ
VOLLKOSTENLOS DER DKP
11.-12. 9. IN DUISBURG!

Coupon ausschneiden und einsenden an: Plambeck & Co. Postfach 101053, 4040 Neuss 1

354

David Chotjewitz Der Weg nach oben

Es ist ein ständiges „Guten Morgen“, „Moin, Moin“, „Hallo“, „Na“, „Morgen“, von singenden Frauenstimmen und brummenden Männerbässen, untermalt vom Schlürfen ungezählter Turnschuhpaare, vom Tackern der Pumps und Stöckelschuhe, dem Klacken eleganter Herrenstiefel höherer Angestellter.

Tropfende Regenschirme in den Gängen, dampfende Kaffeekannen in den Büros; in den Fenstern ein Himmel, blau wie ein Trinker nach sechs Wochen Heilanstalt, zwischen schwarzen Wolken Streifen von sattem Rot, die niemand für möglich halten würde; in der Luft, vom Kölnisch Wasser der Sachbearbeiterinnen schon fast verdrängt, noch eine Ahnung von scharfen Reinigungsmitteln; Sekretärinnen an offenen Türen, „es war wirklich schön in Timmendorf, sogar die Sonne war da“; noch klingeln die Telefone vereinzelt, geduldig, noch stapelt sich die Post in den Körben, nicht auf den Schreibtischen: Montag.

Einer allein im Schalensitz eines Golf GTI. Allein auf der B5 Richtung Hamburg. Hat das Radio an und schaltet hoch. Vor ihm überholen Laster. Lichthupe, Zigarette im Mund, Auffahren, Lichthupe, Abstand zwei Meter. Im Radio beginnen sie zu reden. Mit feuchten Augen legt er die Zigarette in den Ascher und sucht einen neuen Sender. Der Laster blinkt rechts. Gaspedal durchgedrückt, Kopf auf die linke Schulter, Arm auf der Rücklehne des Beifahrersitzes, und vorbei.

Mit 50 Sachen auf den Parkplatz, im Bremsen einschlagen, schlittern, untersteuern, der Wagen steht in der Mitte der Parklücke. Motor ab, Radio aus, Aktentasche vom Rücksitz, Mantel übern Arm. Weite, stochernde Schritte, Kopf hoch erhoben, die Tür weicht zur Seite, von selbst. Es ist neun. Der stellvertretende Vertriebsleiter Steinbach, zuständig für die Postleitzahlbereiche 6, 7 und 8, betritt das Vorzimmer. Sofort verliert das Gesicht seiner Sekretärin jeden Ausdruck gelassener Geschwätzigkeit. Eben noch wollte sie ihren Lipp-Gloss aus der Handtasche holen, jetzt wandert ihre Hand zur Wiedervorlagemappe links neben der Rechenmaschine. Steinbach hängt den Mantel in den Schrank. „Morgen, Frau Vinke“, und ein Blick, an ihr vorbei auf die Addiertaste der Rechenmaschine. „Morgen, Herr Steinbach“, und fast ein Lächeln.

Steinbach lehnt sich zurück. Er greift nach den Zeitungen – sein Griff geht ins Leere. „Da stimmt was nicht“. Und während er raucht, Prince Denmark, der Geschmack des Nordens, meldet sich in zwölf Zimmern ein Rauschen, ein Klacken, dann Steinbachs Stimme: „Guten Morgen“. Und zurück ein vielstimmiges: „Guten Morgen, Herr Steinbach!“ Dann schweigen die kleinen, grünen Gegensprechanlagen wieder, schweigen zwischen Papierbergen, bis auf die von Frau Vinke.

„Frau Vinke – was ist in der Wiedervorlage?“

Frau Vinke drückt den Knopf: „Nichts.“
„Sehr schön.“

Steinbach rollt zum Terminal und kippt einen roten Schalter auf römisch eins. Er steht auf, geht quer durchs Zimmer, bis ein rotes Licht über dem roten Schalter leuchtet. Endlich. Steinbach tippt Zahlenreihen, ein Code-Wort, mehrere Funktionstasten, es piepst ein paarmal, dann rollt er wieder zum Schreibtisch. Noch greift er nicht zum Terminkalender. Gegen jede Gewohnheit lehnt er sich zurück, während der Tag vor ihm abrollt: Bis elf wird er in Computerausügen wühlen. Er wird jedes Telefonat abblocken und trotzdem quälende Gespräche mit erregten Kunden führen, während ihm die Zeit davonläuft. Kurz nach elf wird er versuchen, seine Unterlagen zu ordnen und in den kleinen Sitzungssaal gehen, zur Montags-GF. Und das muß er montags bis elf der GF vorlegen:

1. Den remissionsbereinigten Taschenbuchverkauf.
2. Den aktuellen Durchschnittsverkauf ausgewählter Titel, verglichen mit dem Durchschnittsverkauf vergleichbarer Titelgruppen in der Vergleichswoche des Vorjahres.
3. Aktuelle Tendenzen, die sich aus den Vertreterberichten der letzten Woche ergeben:

Er müßte um 8 anfangen, wenn er mit normalem Tempo damit fertigwerden wollte.

Bei der GF muß er dann oft, nach seinem Vortrag, noch dasitzen, manchmal bis in den Nachmittag hinein, ohne Essen – wenn Vertriebschef Wrangel etwas fragt, kurz antworten, dasitzen... Steinbachs Magen schrumpft auf Schneeballgröße, wenn er an die Montags-GF denkt.

„Frau Vinke – der Kaffee“, sagt er durch die Gegensprechanlage. Endlich greift er nach dem Terminkalender. Schlägt ihn auf, blättert – und merkwürdig: da wo heute, ein Montag Anfang März, voll mit Frau Vinkes Mädchenschrift sein müßte – er schlägt den Kalender wieder zu.

Dann sitzt er gespannt, starrt das schwarze Kunstleder an, seine Hände erreichen den Kalender, öffnen ihn, blättern, da ist der März – und wieder. Nichts steht da. Er blättert zurück, der Freitag ist proppevoll, Umschlagbesprechung, Titelvorstellung in diversen Kaufhäusern, Verbandstreffen, Abendessen mit Vollmer – aber heute, Montag...

Da ist blütenrein-holzfrees Papier, am Kopf der Name des Tages, in einer etwas gestreckten, klassischen Antiqua, am Fuß eine feine Linie, darunter kleine, schematisierte Telefone, auf der gegenüberliegenden Seite der Samstag, der Sonntag, ebenfalls ohne Eintrag, dieses strahlende Weiß – Steinbach spürt, wie seine Augen feucht werden, wie seine Wimpern zu zucken beginnen, er hört das Klacken der Tür – Frau Vinke steht im Raum.

„Der Kaffee“, sagt sie.

Steinbach schweigt. Er zeigt auf den Terminkalender. Frau Vinke geht um ihn rum, schaut – „ja...“

Stille breitet sich aus im Raum.

„Was ist mit der Montags-GF?“ fragt Steinbach.

„Pulik ist doch in London. Und jetzt ist Günther krank geworden, also...“

„Und was ist mit der Umschlagbesprechung? Wir waren Freitag noch nicht fertig.“

„Die ist doch auf morgen...“

„Wieso?“

„Weil doch am Sonntag...“

„Ach so. Ich weiß.“

Und wieder die Stille. Frau Vinke steht betreten. Steinbach leert den Aschenbecher im Papierkorb.

„Aber“, beginnt er erneut, „vielleicht können Sie mir erklären, was mit der Verbandssitzung heut abend ist.“

„Sie fällt aus“, sagt Frau Vinke zögernd. „Der Bundesvorstand tagt in Stuttgart, und da...“

„Ich verstehe.“

Steinbach sackt zusammen. Tausende angespannter Muskelfasern entkrampfen sich, sein Herzschlag wird langsam wie das Klappern von Frau Vinkes Schreibmaschine bei schweren Fremdwörtern, pumpt, blob-blub, das Blut durch die Adern, seine Haare verlieren für Sekunden ihre borstige Härte, fallen sanft auf die Schläfen, seine Hand öffnet sich, und der Kuli, mit dem er die Termine nachtragen wollte, fällt auf den Schreibtisch, wo er davonrollt, bis er am Postkorb hängenbleibt. Steinbach hebt den Blick. Richtig. Der Postkorb. Post wird ja da sein.

„Frau Vinke?“

„Ja?“

„Warum ist die Post nicht im Postkorb?“

„Wieso?“

„Frau Vinke?“

„Ja?“

„Da ist keine Post, im Postkorb.“

„Oh. Wirklich.“

Eilig verläßt sie den Raum, noch einmal blitzen Steinbachs Augen kurz auf, dann ruft sie: „Ich kann Ihnen sagen, Herr Steinbach, warum da keine Post ist, im Postkorb.“

„Aha...“

„Es gibt keine Post.“

„Frau Vinke!“ ruft Steinbach. Ein „Frau Vinke“, wie man es noch nicht gehört hat, im Verlag.

Frau Vinke dreht sich auf dem Absatz um.

„Warum gibt es keine Post“, fragt Steinbach. Mühsam hält er an sich.

„Weil am Freitag in Baden-Württemberg und Bayern Feiertag war.“

Zehn Uhr ist es geworden. Im Großraum sitzen die Damen zusammen. Sie essen Torte. „Das reine Nervenfutter“, sagt Frau Hartmann nach jedem Tortenstück, das in ihrem Mund verschwindet.

„Und Sie haben keine Vorhänge?“ fragt Herr Hellmund erschüttert. Er öffnet seine Brotdose. Die Brote sind schön in Butterbrotpapier verpackt und beschriftet: Mettwurst, Schinken-roh, Emmentaler.

Frau Hartmann schluckt. „Nein“, antwortet sie selbstbewußt. Daß die junge Vertriebsassistentin Schnabel keine Vorhänge hat, wundert niemand, als sie es vor wenigen Minuten erzählte. Aber Frau Hartmann galt bis heute als anständig. Und noch etwas wundert die Mitarbeiterin: Steinbach sitzt bei ihnen. Eine halbe Stunde hat er hinter seinem Schreibtisch gesessen und Heftklammern nach Größe geordnet. Jetzt sitzt er eben beim Kaffee. Hat er ja auch seit Jahren nicht mehr gemacht, außer wenn jemand Geburtstag hatte. Dabei gehört es zu den Aufgaben einer Führungskraft.

Trotzdem gibt es ein Problem: Die Gespräche der Mitarbeiter. Sie sind so lächerlich. Dermaßen lächerlich, daß sein Nacken, obwohl er bequem sitzt, hart wird. „So, meine Damen und Herren“, sagt er, und erhebt sich. Alles schaut auf. „Ich will dann mal wieder.“

Er geht schnell, stochend, Rücken grade, Kopf hoch, wie immer, über den Gang, durch Vorzimmer, „hat jemand angerufen, Frau Vinke?“, und ist wieder im Büro. Er setzt sich, beugt sich vor – nur daß da nichts ist, auf dem Schreibtisch. Nichts, außer einem Film Möbelpolitur, den er nicht sehen kann. Sicher: Er könnte Computerauszüge auswerten, Nur wozu, wenn diese Woche keine Montags-GF ist? Er springt auf. Geht zum Computer. Tippt Titelnummern ein. Geht zum Schreibtisch. Greift nach dem Hörer. Wählt drei Nummern. Legt auf. Geht zur Tür. Wieder vorbei an Frau Vinke. „Ich bin beim Chef.“ Und auf den Flur. Geht zum Chef, oder genauer, ins Vorzimmer.

„Frau Schomann“, sagt er.

Frau Schomann sitzt im Gegenlicht, leicht vorgebeugt, sieht und hört ihn nicht. Ihre Finger rasen über die Tasten der Schreibmaschine. In den Ohren hat sie die Kopfhörer vom Diktiergerät. Steinbach steht unschlüssig.

„Frau Schomann...“

Frau Schomann tippt.

„Frau Schomann?“

Frau Schomann schaut. Nimmt die Kopfhörer ab. Schaut ihn an.

„Ja?“

„Wenn der Chef etwas will – ich bin da.“

„Ich weiß“, sagt Frau Schomann. Als er den Raum verläßt, schüttelt sie den Kopf. Steinbach fröstelt. Er steht auf dem Gang und kann sich nicht entscheiden, ob links oder rechts. Er entscheidet. Nach rechts wird er nicht gehen. Nicht wieder ins Büro. Unversehens findet er sich auf dem Weg durch die Buchhaltung. An Türen vorbei. An Türen, hinter denen telefoniert, getippt, gerechnet, eingegeben, gelesen und diktiert wird, hinter denen verschwundene Buchungsbelege unter wackligen Papierbergen gesucht, ewige Reihen von Zahlungseingängen addiert, vielfüßige Statistiken mit Wechsel-fälligkeiten und Kreditaufnahme in Euro-Geld erstellt werden – hinter denen gearbeitet wird.

Er beschleunigt seinen Gang, geht stockgerade, kommt, mit weiten Schritten, flatterndem Jackett, am Lektorat vorbei, hält inne, merkt, daß er gerannt ist, durch den Verlag gerannt ist, hechelt noch, spürt sein Herz klopfen, die Stirn glühen – dann schaut er sich um.

Vor ihm hängt ein Bild – und hängt schief. In allen Gängen hängen diese Bil-

der, Vergrößerungen besonders gelungener Titelgrafiken, extra aufgehängt, damit die Gänge für die Gruppen, die durch den Verlag geschleust werden, netter aussehen, aber ein Bild hängt schief. Es hängt schon lange schief. „Wie lange“, denkt Steinbach, „muß so ein Bild eigentlich schief hängen, bis es jemand graderückt.“ Er faßt den Rahmen an, versucht zu rücken, aber das geht nicht. Das Bild ist an zwei Nägeln aufgehängt. Steinbach hängt es ab, zieht an den Nägeln – die Nägel sitzen fest. Er geht in die Küche, holt eine Gabel, zieht den linken Nagel aus der Wand, hält ihn etwas tiefer, und drückt ihn mit dem Daumen in die Wand. Geht doch. Er hängt das Bild wieder auf. Es hängt gerade. Na also. Schon will er gehen, da sieht er, daß unten links, neben dem Bild, die Tapete schmutzig ist. Hm. Das geht natürlich nicht. Aber was nun?

„Der Herr Steinbach“, hört er eine Frauenstimme hinter sich.

„Ein schönes Bild, nicht?“

Erschrocken dreht sich Steinbach um. Eine Lektorin.

„Ja“, sagt er. „Aber sehen Sie, hier, hier ist die Wand ganz schmutzig.“

Die Frau tritt näher. „Stimmt“, sagt sie. „Was macht man da?“

Beide überlegen.

„Vielleicht kann man das Bild schiefhängen“, sagt Steinbach.

„Das ist gut“, sagt die Lektorin. „Sie vom Vertrieb haben doch einen Sinn fürs Praktische. Ein bißchen – das fällt kaum auf.“

„Meinen Sie?“ fragt Steinbach.

„Sicher.“

Schon hat die Lektorin das Bild abgehängt. „Wolln wir mal sehn“, sagt sie.

„Geben Sie doch mal Ihre Gabel.“ Sie zieht den Nagel wieder raus. „Sehen Sie, es geht doch. Geht ganz einfach.“ Sie drückt den Nagel in das alte Loch und hängt das Bild wieder auf. „Wieder etwas getan, für die Verschönerung unseres ehrwürdigen Verlages“, sagt sie.

Steinbach lacht auch. „So einfach ist das.“

„Na, denn“, sagt die Lektorin, und verschwindet in einer der Türen.

Es wird elf. Steinbach sitzt hinter seinem Schreibtisch. Jetzt wäre Montags-GF. So geht das nicht weiter, sagt er sich. Auftritte wie bei Frau Schomann dürfen sich nicht wiederholen.

„Steinbach“, flüstert er sich zu. „Steinbach.“

Er geht zum Regal, nimmt einen Stapel Computerauszüge, mehrere alte Briefe, und legt sie auf den Schreibtisch. Wenn jemand kommt – jetzt ist er wenigstens getarnt. Alte Geschichten fallen ihm ein. Er muß lächeln. „Na, es geht doch“, flüstert er sich zu. Man kann nicht jeden Tag wie bestaunt arbeiten. Man muß es auch mal ruhig angehen lassen. Machen die anderen auch. Er schiebt die Computerauszüge hin und her, blättert, überfliegt die Zahlenreihen...

„Ja. Ruhig angehen lassen.“ Früher hat er das gemacht. Da hatte er manchmal – wieder muß er lächeln – während der Arbeit ein Buch gelesen. Heute liest er nur noch Klappentexte.

Weiter blättert er in den Computerausügen. Sucht etwas, ohne recht zu wissen, was überhaupt. „Merkwürdig“, denkt er. Daß die Zahlen der Politik-Rei-

he so schwanken. In der einen Woche fast 70 000, in der nächsten nur 40 000 ... Daß sich mit sowas niemand beschäftigt ...

Schon wandert seine Hand zur Rechenmaschine. Addiert Umsatzzahlen. Er steht auf. Holt neue Computerauszüge. Listet die wöchentlichen Umsätze der Politik-Reihe. Stellt die Entwicklung der Gesamtumsätze daneben. Berge grün-weiß gestreiften Papiers stapeln sich auf dem Tisch. Er geht zum Computer. Ruft die Verkäufe einzelner Titel ab.

Er wird eine Umsatz-Statistik machen, wie nur er sie machen kann. Wrangel wird staunen. „Steinbach“, wird er sagen. „Steinbach. Daß da noch niemand draufgekommen ist. Ich habe Ihnen zwar keinen Auftrag gegeben, aber ...“ Steinbachs Finger rasen über die Tasten der Rechenmaschine. Schon sieht er sich in Wrangels Vorzimmer, mit der sauber abgetippten Statistik in der Hand. „Wrangel telefoniert“, sagt Frau Schomann. Er sieht Wrangel. Wrangel überfliegt die Seiten.

„Steinbach?“ fragt er. „Sind Sie nicht ausgelastet? Für die Berechnung bereinigter Reihenumsätze ist doch Herr Klapp zuständig, Steinbach. Was ist mit den Postleitzahlbereichen 6, 7 und 8? Wir haben da genug Probleme. Der Umsatz ist im vergangenen Halbjahr ...“

Steinbachs Hand sinkt auf die Schreibtischplatte. Er hebt den Kopf – und schaut das Nichts. Ihm schwindelt. Seine Hände zerreißen das Papier in winzige Schnipselchen. Die Schnipselchen flattern langsam in den Papierkorb. Dann sitzt er versteinert, die Augen gradeaus. Er starrt in die Leere.

In seichtes Plätschern von Wellen, die bei annähernder Windstille an einen flachen Strand rollen, in entferntes Murmeln menschlicher Stimmen, schiebt sich, erst ganz hell, sanft wie von einer Triangel, dann zögernd wachsend, schriller werdend, abrupt zum Kreischen anschwellend, das Telefon.

Steinbach schaut sich unsicher um. Immer noch wird das Klingeln lauter. Seine Hand faßt den Hörer. Aber der Körper verfolgt diese Bewegung nicht mit. Sein Kopf bleibt weiter dem Fenster zugewandt, schräg, halb auf der Brust hängend. Dann hebt die Hand den Hörer.

„Herr Steinbach“, hört man Frau Vinkes Stimme. „Herr Steinbach?“ Endlich ein „ja ...“

„Der Herr Kunz will Sie ...“

Und während Steinbachs Körper erschläft im Stuhl liegt, der Kopf, dem Fenster zugewandt, halb auf der Brust hängt, kommt aus dem Mund ein hartes, kurzes „Nein. Frau Vinke. Bitte. Ich habe *wirklich* zu tun.“ Und der Hörer sinkt auf die Gabel.

Dann beginnt ein Gedanke den Weg durch Steinbachs Gehirn. Frißt sich, wie ein Regenwurm, vorwärts. Erreicht die äußere Grenze des Bewußtseins. Sucht einen Durchgang, findet ihn, frißt sich weiter. Schaufelt die Gewebszellen aber nicht mehr hinter sich, sondern schluckt sie. Wächst also, wuchert, beginnt die Windungen des Gehirns zu umschließen, bis Steinbachs Augen glänzen wie die drucklackierten Vierfarbumschläge der Bücher, die er verkauft, in den Postleitzahlbereichen 6, 7 und 8, bis sein Herz gegen den Hals schlägt, bis der Adamsapfel unkontrollierbar auf und ab springt. Dann beherrscht der Gedanke den Menschen, beherrscht ihn, von den Fingerkup-

pen bis zu den etwas langen Fußnägeln, vom Bauchansatz bis zum letzten Wirbelsäulenvorsatz. Dann gibt es nichts mehr, kein Wachen, kein Schlafen, kein Träumen ohne ihn, und schon gar kein Sitzen hinterm Schreibtisch. Steinbach springt auf.

„Wie konnte ich nur so dumm sein!“ ruft er. „Wie konnte ich.“

Erschrocken steht Frau Vinke in der Tür.

„Frau Vinke“, ruft er. „Aber jetzt gehen Sie bitte. Ich habe wirklich zu tun.“

Aufgeregt schreitet Steinbach durchs Zimmer. Rücken gerade, Kopf hoch, zündet sich eine Zigarette an. Wie konnte er das nur vergessen? Die Schublade vergessen? Wie? Ich ... Schon stürmt er aus dem Büro. „Kaffee!“ ruft er.

„Frau Vinke – ein Kaffee!“

Das untätige Rumsitzen hat ein Ende. Schon klingelt das Telefon. Na also. Es ist Frau Vinke.

„Herr Kunz will Sie immer noch ...“

„Er soll kommen“, sagt Steinbach gnädig.

Was er nur will, der Assistent.

Steinbach setzt sich an den Schreibtisch. Er hat – das ist ihm wirklich erst jetzt eingefallen – eine ganze Schublade, gut 10 Zentimeter hoch, bis obenhin voll – mit Arbeit. Anstrengende, ehrliche Arbeit: unbeantwortete Bittbriefe, abzuzeichnende Projektblätter, unausgelegte Werbeprojekte junger Assistenten, wie Kunz – „Was der bloß will“ –, überprüfungsbedürftige Konditionsfragen ... all diese Sachen, die Zeit haben. Die werden immer in diese Schublade geworfen. Eigentlich soll ja Kunz alle paar Wochen ausmisten, aber der ... Alle drei, vier Wochen muß Steinbach selbst ran. Das dauert so fünf, sechs Stunden. Genüßlich zerdrückt er die Zigarette. „Bin ich ein Idiot.“

Er zieht die Schublade auf. Jetzt müßten die ersten Zettel auftauchen. Zieht weiter. Was zum Teufel – die Schublade ... Die Tür geht auf. Kunz.

„Steinbach“, sagt er.

„Ja?“

„Weißt du, was ich Freitagabend gemacht habe? Bis halb zehn? Steinbach?“

Steinbach antwortet nicht.

Kunz schaut ihn an.

„Steinbach?“

Steinbach antwortet nicht. Seine Mundwinkel hängen nach unten, zucken in ruhigem Rhythmus, Spucke schiebt sich über die Unterlippe, während seine Augäpfel vortreten – dann ist der Raum erfüllt von gleißendem, ewigem Licht, von ruhigem Murmeln, wie von Wellen, die bei annähernder Windstille an einem flachen Strand plätschern ... Und dann plötzlich voll heiserem, hysterischem Lachen, das in ein Husten übergeht, in ein Würgen ...

Es ist ein ständiges „Mahlzeit“, „Hallo“, „Na“, Tschüß dann“, „Mahlzeit“, von singenden Frauenstimmen und brummenden Männerbässen, untermalt vom Schlürfen ungezählter Turnschuhpaare, vom Tackern der Pumps und Stöckelschuhe, dem Klacken eleganter Herrenstiefel höherer Angestellter. Regenschirme werden mitgenommen oder vergessen, Kaffee Kannen stapeln sich in den Küchen, in den Fenstern ein Himmel, der jetzt, mittags, nur noch grau ist, grau, grau ...

Harald Gröhler
Eine Untergrundperspektive vom Eigentum

Dummse Tünn,
der kölsche
Unterweltkönig

gewesen.
Sieben Jahr
saß er ab,
und sein Blick geschärft. Wieder in Köln-Kalk,
stutzt der Tünn
bei Nebensachen
Ein Wandsafe
läßt ihn grübeln
(wie früher schon). Ein
Gartenzaun
und tausend Gartenzäune.
Feste Mauer,
Glasschnitzel oben darauf.
Hier ist doch kein Gefängnis?
Eine Falltür.
Eine Tapetentür.
Ein Postschließfach
und Schlüssellöcher.
Ein Bücherbord,
wohinter das Safe
versteckt,
das Geheimcodeschloß
mit sechzig Ziffern.
Sechs Millionen Möglichkeiten. Jeder
will sein Privاتفleckchen,
alle igeln sich ein,
und die Stadt ist ganz zu.

Daniel Grolle
Preis der Liebe

Hans Peter Fritsch war ein so normaler Mensch, daß er sogar im Telefonbuch mit einem kleinen „n“ gekennzeichnet war. Immerhin hatte er sich in seinen jungen Jahren einmal sehr für eine Frau interessiert, die er jeden Donnerstag zwischen 16 Uhr und 16 Uhr 30 in den verworrenen Spiegellabyrinthen des modernsten Kaufhauses der Innenstadt gespiegelt sehen konnte. Von einer bestimmten Stelle aus, die sich mit der Zeit vom vielen Daraufherumstehen, Warten und Gucken leicht abgesenkt hatte, konnte man die Frau sogar dreimal nebeneinander sehen. Bei diesem Anblick wurde ihm so großartig zumute, daß er ungehemmt zu lächeln anfang und noch Tage danach seine Aktentasche schlenkerte und beim Telefonieren Schmetterlinge mit Herzflügelchen malte. Allerdings entwickelte er eine raffinierte Technik, so daß die Schmetterlinge in jedem Stadium ihres Entstehens von einem möglichen Beobachter immer für etwas anderes gehalten werden mußten. Erst für einen Ventilator, dann für eine Wasserpumpe, und fertig sah der Schmetterling unverwechselbar einem Hubschrauber ähnlich.

Am Anfang hatte er öfters das vermeintliche Original angesprochen, war aber bei seinen schüchternen Annäherungsversuchen nach einer Weile immer auf Glas oder Spiegel gestoßen. Er hatte dann bei der Kundenüberwachungs- und Spezialserviceabteilung des Kaufhauses um Mithilfe bei der Auffindung des Originals nachgesucht. Das komplizierte computergesteuerte Videozentralüberwachungssystem konnte tatsächlich, auf eines der Spiegelbilder angesetzt, die vielfältigen Spiegelungen negieren und so eine simulierte Direktaufnahme des Originals auf den Kontrollschirm projizieren. Bei dem Umrechnungsprozeß allerdings verlor das Videobild bei jeder Kopie 15 Prozent Auflösungsvermögen, so daß das schließlich erscheinende Bild nur noch mit etwa 90prozentiger Wahrscheinlichkeit über hundert Lichtpunkte in richtiger Anordnung besaß. Da ein gewöhnliches Fernsehbild aber aus genau 1 404 000 Lichtpunkten besteht, war die Abbildung des Originals nur eine Art Rauschen in Bewegung. Die Kundenüberwachungs- und Spezialserviceabteilung entschuldigte sich nachdrücklich für diesen Fehlschlag, zumal der ganze Spaß gut zehnmal soviel kostete, wie von der Abteilung selbst zuvor geschätzt worden war. Man konnte ihm insofern entgegenkommen, als er einen Gutschein für die ihm entstandenen Kosten erhielt. Da der Gutschein nur in der Teppichschaum- und Nagelpflegeabteilung einlösbar war, deckte er sich dort mit den modernsten und aufwendigsten Präparaten ein und hängte sich einen Abzug des flirrenden Phantombilds sieben Türen entfernt von seinem Büro an die Wand. Er kam mehrmals am Tag dort auf dem Weg zum Klo entlang und konnte es sich im Vorbeigehen immer wieder wie zufällig angucken. Zweierlei Dienstleistungen hatte die Abteilung ihrem Antwortschreiben ganz unaufgefordert beigelegt. Erstens: Eine Mappe mit weitgehenden Recherchen über eine andere Frau, die in einem nahen Versicherungsgebäude durch nur sechs Spiegeln deutlich zu sehen war, und somit wohl ein leichteres Objekt seiner Begierde. Zweitens hatte die Kundenüberwachungs- und Spezial-

serviceabteilung seinen Fall routinemäßig durch die zentrale Datenbank gesiebt. Dabei waren erstaunliche Parallelen aufgefallen zwischen seinen Problemen und den psychosomatischen Folgeerscheinungen einer nervösen Störung des Muskulaturstoffwechsels. Die Datenfülle, die die genannte Krankheit belege, sei so überwältigend, daß man mit Sicherheit davon ausgehen könne, daß Herr Hans Peter Fritsch auch an heftigem Händezittern leide.

Die besten Erfolgschancen in dieser Sache hätte ein Radioskop-Tiefen-Thermo-Röntgopath in der Hauptstadt. Die Adresse lag bei. Diese zwei zusätzlich erbrachten Dienstleistungen berechnete die Kundenüberwachungs- und Spezialserviceabteilung kulanterweise zum Selbstkostenpreis. Es wurde allerdings um Verständnis gebeten, daß diese entgegenkommende Geste in bar zu bezahlen sei.

Die Selbstkosten für diese behördliche Anstrengung waren für die bescheidenen Verhältnisse des Herrn Hans Peter Fritsch immer noch recht gewaltig, und so hielt die schwere Schuldenlast nicht nur ihn mehrere Monate lang in Atem, sondern sogar seinen Hund, der lernen mußte, den fleischfarbenen Plastikbelag von den Wänden des hauseigenen Fahrstuhls zu kauen.

Etwa zu der Zeit, als Herr Hans Peter Fritsch im Rahmen seines eisernen Sparprogramms begann, sein Auto sogar die Berge hinauf zu schieben, bekam er auch den Vermerk „m“ für „merkwürdig“ im Telefonbuch eingetragen.

Mit dem ersten Geld, das er dann wieder flüssig hatte, besuchte er sogleich den Radioskop-Tiefen-Thermo-Röntgopathen, den er nie persönlich zu Gesicht bekam. Dieser aber behob nicht nur das Zittern der Hände, sondern unterzog ihn, da die Maschine sowieso in langer Expertenarbeit auf diesen Vorgang einprogrammiert und bis zum Kauf der neuen Maschine bereits geeicht war, gleich einer Ganzstruktur-Determinulations-Normierung.

Seine zitternden Hände hatte er vorher nie selbst bemerkt, nun stellte er aber deutlich eine stetige Besserung fest, die er noch kräftig mit teuren Medikamenten unterstützte. Die von der staatlichen Detektiv- und Vermittlungsagentur empfohlene Frau in dem Versicherungsgebäude interessierte ihn nicht, und bei seinen immer seltener werdenden Besuchen in dem Warenhaus stellte er außerdem nie wieder dieses seltsam ungeheuerliche Gefühl fest. So fragte er vor seinem letzten Besuch dort in der Kundenüberwachungs- und Spezialserviceabteilung noch die Beschaffenheit des Plastikbodens nach, den er an dieser Stelle so abgenutzt hatte, um sie dann mit einen entsprechenden Präparat auszugleichen. Die Stelle sah danach wieder aus wie zuvor, nur daß sich die Kundenüberwachungs- und Spezialserviceabteilung gut an ihn erinnerte und ihm unter umständlichen Entschuldigungen unterbreitete, daß er nach eingehenden juristischen Nachuntersuchungen doch für die damalige Phantombildrecherche kostenpflichtig gemacht werden müsse. Er wurde aufgefordert, all die Nagelpflegeartikel und Teppichschaumpräparate innerhalb von 14 Tagen ungeöffnet dem Warenhaus zurückzuerstatten. Er hatte allerdings in der Zeit, als ihn diese seltsamen Gefühle beim Anblick der Frau so leicht und unbesonnen gemacht hatten, in einem Anfall von Frohsinn und alles umfassender Liebe die ganzen bei ihm in der Wohnung gestauten Nagelpflegemittel und Teppichschaumpräparate in Kisten gepackt und in ein Erd-

bebenkatastrophengebiet nach Afrika geschickt. Die 14 Tage reichten kaum aus, um zu recherchieren, wohin und mit welcher karitativen Organisation die Kartons verschickt worden waren. Obwohl Herr Hans Peter Fritsch sofort eine Eigentumsrückerstattungsklage gegen diese Organisation unternahm, wollte das Warenhaus nicht das Ende des angestregten Prozesses abwarten, sondern verklagte wiederum ihn auf die anstehende Summe.

Mit der Zeit, viel Arbeit und eisernem Sparen ließ sich auch diese Krise bewältigen. Irgendwann wurde schließlich auch das „m“ hinter seinem Namen wieder durch ein „n“ ersetzt. Gerührt schickte er einen Dankesbrief an die Post, dem er 20 DM beilegte – mehr konnte er zu dieser noch recht geldknappen Zeit nicht erübrigen, ohne andere Verpflichtungen zu vernachlässigen. Die Post wiederum revanchierte sich mit einem melodischen Besetztzeichen, das sich fast wie Geigenmusik anhörte. Die Zeit der Geldsorgen war lange noch nicht vorbei; dann lauschte Hans Peter Fritsch diesem vertrauten Ton und fand Trost.

Franz Hodjak psalm oder in verlegenheit eines titels

sitz nicht so
da, sagt einer. roll dich nicht
zusammen wie ein igel, sagt
ein anderer. klar,
sagt ein dritter. verschanz dich
nicht, sagt ein nächster, hinter
einer mauer
aus schweigen. los, sagt ein
fünfter. sag
was, sagt
ein anderer. ja, ja, sag was,
sag was,
schrein alle.

warum
sprecht nicht ihr,
sag ich.

tu was
für uns,
antworten alle.

Imme Rupprecht Zorro

1 dead
2 dead
3 dead
4 dead
5 dead
6 dead
7 dead

Ist Praxis ein Produkt der Phantasie?

Na klar hatte Mari-Ann den Mann schon beim ersten Mal gesehen, handelte es sich doch bei ihren Augen um gewissermaßen optimale Sehschlitze, mandelförmig tiefblau – funkelnd –, jedenfalls entging ihnen so leicht nichts. Sie hatte gerade den Apotheker in Bearbeitung, der silberhaarige Lustmolch ließ sich nur von ihr die Haare waschen und versuchte dann immer, in ihren Busen hineinzuschnüffeln. In manchen Situationen war das ganz schön lästig, diese halberotische Atmosphäre, die Männer glaubten verlangen zu müssen, als wär ein Coiffeursessel ein Krankenbett und sie legte den Katheter an den Pimmel, anstatt Dauerwellen aufzudrehen, bzw. ihn erst einmal gründlich einzuschäumen – einseifen klang so irgendwie billig, und die neue Chefin legte Wert auf Wind um die Wörter. „Sagen Sie doch bitte ‚Coiffeursalon‘ am Telefon, Mari-Ann, wir sind hier Coiffeusen und coiffieren.“ Das war eine ihrer ersten Anordnungen gewesen. Ich coiffe du coiff-quakst Quaak-Kaff-Kaak-Quatsch. Aber Mari-Ann machte schon mit, verstand irgendwie sogar: Fremdwörter blitzten wie Lack auf Nägeln. *Chez Cologne* hieß jetzt der Salon, Name und Einrichtung neu, neo-neu, so im Stil der schrägen Fünfziger, mit geschwungenen Neon-Röhren auf himbeerroten Wänden und seegrünen Porzellan-Landschaften. Mari-Ann rümpfte unwillkürlich die Nase. Wenn sie zusätzlich bedachte, daß sie indirekt und ganz massiv die Einrichtung mitfinanzierte ...

Tja! die Chefin hatte sich anzunehmenderweise ein wenig übernommen – Abfindung der Vorgängerin, Salonmiete und Einrichtung. Nun guckte hier alles nietnagelneu.

Nur die Kunden waren alt, was heißt alt: gemischt gut erhalten. Einige waren auch weggeblieben, hielten Frau Clavera für eine Ausländerin. Obwohl Frau Clavera jedem Kunden – und wenn Mari-Ann sagte ‚jedem‘, dann meinte sie: ‚jedem‘! – obwohl sie jedem Kunden erzählte, sie sei keine Ausländerin, Gastarbeiterin, Gott behüte, das seien ja – diese Türkinnen – die sind doch einfach nicht wie wir. Frau Clavera war wie wir. Wenn möglich sogar noch mehr wie wir, als wir es selbst waren, da in Polen weniger Kombinationen den Zucht-Markt undurchsichtig machten, das gewachsene Traditions-Profil verwischten mit diesen internationalen Nivellierungen (anonyme Nasen und Schulterblätter), und so war Frau Clavera eine Deutsche von echtem Schrot und Korn und reinstem Wasser also Blut, deutschem Blut *chez Cologne*. Da Mari-Ann Autodidaktin war als Friseurin und im Moment nichts anderes über

ihren Erwerbs-Horizont tuckerte, konnte sie froh sein, bleiben zu dürfen, sich abrackern zu dürfen für die Chefin.

Munter und maidenhaft massierte sie dem Apotheker den zierlichen Schopf auf dem Kopf (wieso er für die paar Strähnen noch ne Dauerwelle wollte, würde ihr nun freilich ewig ein Rätsel bleiben, aber es hob natürlich den Umsatz). Kräftiger, intensiver schob sie ihre Finger auf dem Hank-Geigy-Kopf hin und her, kniff die Kopfhaut, hob sie leicht an, knetete sie innig, mit einer Spur zu viel Know-how, einem Hauch Verruchtheit, während ihre Gedanken unternehmerisch hin und herschwangen, und ihre Augen per Spiegel die Szene im Griff hatten, draußen und hier im Salon. (Die Chefin saß schon wieder ohne Kunden.) Hank-Geigy stöhnte, als täte sie ihm wer weiß was an – Ja, und da ging dieser Mann vorbei.

Er fiel ihr sofort auf, weil er so ein echter Schrank war, ein schmaler Schrank, aber immerhin. Mari-Ann hatte Respekt vor Größe, auch vor physischer. Mannomann. Und richtig yuppi-mäßig gekleidet. Nicht so wie Herbert, bei dem sie staunend gelernt hatte, was alles möglich war. Was alles nicht möglich war. Was alles – es verschlug ihr immer einmal wieder die Sprache. Herbert war zum Beispiel vollkommen imstande, aus Versehen mit Pantoffeln loszuziehen. Oder mit zwei verschiedenen Schuhen, von den Socken schon ganz abgesehen, die darüberhinaus einfach nie ohne Löcher waren. Das gibt's doch nicht, irgendwann mußten die doch ohne Löcher sein. „Hör mal, beißt du da rein oder wie?“ Es blieb sein Geheimnis. Seine Hosen schlotterten. Der Gürtel verdünnte sich sofort, und dann hingen sie eben. Wenn er so unselig gewesen war, sich ein Stück mit Knöpfen zu kaufen – wobei allein die Vorstellung: Herbert vor den Anprobierspiegeln im Kaufhof oder bei C&A sie zu Heiterkeitsstürmen hinreißen konnte ... also jedenfalls Knöpfe lösten sich von ihm wie Blätter im Wind auf eine unglaublich natürlich-notwendige Art. –

Ihm auch nur aus der Ferne zuzuschauen, ließ sie erschauern. Sie selbst war schließlich immer wie frisch aus dem Ei gepellt. O. k., dann stand man/frau eben eine Stunde früher auf. Dann war man/frau sich eben nicht zu schade, Energie ins Äußere zu investieren, anstatt immer nur Witze zu reißen aus dem Stand der Schmuddeligkeit heraus ...

Dieser Mann da draußen teilte offensichtlich ihre Philosophie. Hochgewachsen, blonde Tolle. Rassige Backenknochen. Markant. Toller Typ. Klassisch schmaler Dreiteiler mit Uhrenkette quer über. Toller Sitz, gemeißelte Falten. Sie roch schon beinahe sein männlich-herbsüßes Parfüm, da war er um die Ecke. Minuten später (Mari-Ann schätzte: 1 1/2 Minuten, sie war beim zweiten Einschäumen des Hank-Geigy-Kopfes) – da tauchte er allerdings wieder auf, blieb stehen, näherte sein Gesicht dem Schaufenster. Die Chefin lachte durch das Schaufenster hindurch, gestikulierte charmant, einladend, „sehen Sie, Mari-Ann, wie der uns begutachtet, der fällt gleich ins Schaufenster, so geht er ran“. Die Chefin lachte. Mari-Ann hatte ein kribbeliges Gefühl, ihre Radar-Antennen sirrten, sie drehte sich um – der Typ hatte sein Gesicht dem Schaufenster noch mehr genähert, preßte jetzt die Nase direktemang platt, der hatte ja nicht alle, wie sah das aus!

Und jetzt löste er sich, die Chefin lachte immer noch, entblößte lachend das

Zahnfleisch – da war er mit einem Sprung im Laden. „Geld her oder!“ Zuerst sprach er eher leise, schön moduliert zivilisiert, Mari-Ann hätte ihm gern länger zugehört, so sah also ein Verbrecher aus, das rückte doch einiges an Erwartung zurecht. Die Chefin hatte sich halb im Sitz erhoben, ihr wankten die Knie, mein Gott, die verlor ja Farbe wie nichts – so ein paar Situationen dieser Art brauchte man/frau anscheinend schon im Leben, um endlich zu erfahren, was käseweiß bedeutet, zum Beispiel. Mari-Ann trocknete sich die Hände ab für alle Fälle, die Frau wäre imstande und fiel in Ohnmacht, wer weiß. Der Apotheker hob und wendete nun ebenfalls seinen mit Schaum betürmten Kopf, riß schnaubend den Mund auf – wenn auch freilich wortlos. Unsere besten Kunden abknallen – so weit kommt's noch! Mari-Ann trocknete immer noch die Hände, unklare Gefühle wogten in ihr. Anscheinend hatte dieser Yuppi nur der Form halber „Geld her oder“ von sich gegeben, gewissermaßen aus kommunikativen Gründen, denn er wartete keineswegs ab, daß ihm geholfen würde, er ging mit einem weiteren kantigen Sprung-Schritt nach vorn zur Kasse und hatte offensichtlich die Absicht, sie mit einem einzigen Ruck hochzureißen und an sich zu nehmen. Das Widrige war: es ging nicht. Die Kasse war – aus Sicherheitsgründen? oho! ganz nietnagelneu! – jedenfalls war die Kasse im schweren Tisch verankert, er hätte den ganzen Tisch hochhieven und nach draußen schleifen müssen, und der Tisch wäre – das hätte Mari-Ann ihm gleich sagen können – er wäre nicht durch die Tür gegangen, es wäre einfach nicht gegangen, er war mindestens 6 bis 7 Zentimeter zu breit. Der Yuppi rüttelte, sah wild um sich, in seinem Gesicht zuckte es, unkontrollierte Rötungszungen leckten hierhin, dahin, Schweißflaum – Mari-Ann war fasziniert –, und nun griff er tatsächlich – das ist ja wie im Kino, wer schreibt ab bei wem – er griff sich zügig ins Innere des Jacketts und schon lag silberschwarz-aalglatt „Ein Schießgewehr!“ Die Chefin ächzte, verbesserte sich geisterhaft, röchelnd mit starren Lippen: „Eine Pistole!“ Und sank zurück, ohnmächtig die Luft aus ihr zischelnd. Mari-Ann war voller Verachtung – man/frau konnte das Transusenhafte auch übertreiben. Sie machte eine täuschend sanfte Bewegung auf den Typ zu – Buffalo Bill – ach nein, das sollte wohl Zorro sein – und sie war Peggy Lee – oder vielmehr: Mata Hari mit kupfern gefärbten Haaren, um sich der Kwafför-Atmosphäre besser einzupaß-heucheln – etwas glänzte in ihr, rieselte quecksilbrig, ihre Lider flatterten schräg wie in den Fünfzigern. Die Ohnmächtige blieb weiter ohnmächtig, rührte sich nicht, der Kerl hielt sie, Mari-Ann, eh für die Chefin, jetzt machte er so eine zackige Kopfbewegung, so eine herrische – rüber zur Kasse – Geld her – aufschließen – wird's bald pronto vite vite! Hilflös-eifrig simulierte sie gewünschte Demut, krümmte den Rücken, bukkelte zu ihm hinüber und – zack! – hatte er einen Handkantenschlag weg, mittenmang ins Schwarze, perfekte Lähmung von Bizeps und Brachialis gleichermaßen, die Waffe entglitt ihm, schlitterte über den Boden, Mari-Ann war auf der Spur, setzte hinterher, d. h. vorher rammte sie ihm eben noch ihr Knie in die Weichteile. PLING! Seine Augen kippten weg für einen Moment – gleich würde sie zwei Ohnmächtige im Salon haben. Das Lehrmädchen stand auch schon völlig abgewrackt – wie ging's dem Apotheker? Hoi-oi, der hatte

ja eher mehr Farbe bekommen. Sie hob die Pistole, entscherte – merkwürdiges Gefühl – wenn sie diesen Zorro hier abknallte – peng peng – wäre die ganze society auf ihrer Seite – Mari-Ann der Racheengel. Ihre optimalen Seh-schlitze verengten sich, ihre Finger schlossen sich fest um das Ding, kraftvoll berührte sie den Abzughahn und PENG! glatt daneben, der Kerl hupfte zur Tür – PENG PENG – zwei weitere Schüsse daneben – zu wenig Praxis, Mari-Ann! – PENG! – der Kerl entwischte ihr, duckte sich durch die Tür – Jetzt stand sie auf der Schwelle – der Kerl bereits auf der Straße – PENG! – sie ließ ihn auf und ab hüpfen wie einen Wassertropfen auf heißer Herdplatte – PENG PENG PENGENGENG – Wie viele Schuß sind da eigentlich drin, oder knatterte es nur noch im eigenen Ohr – PENG PENG PENEGENGENG

Ihre Hand mit der Waffe senkte sich, zuckte dann wieder hoch: „Der Nächste bitte!“ Sie war längst über sich hinaus gewachsen, Mari-Ann der Leuchtturm, das also spielten die kleinen Jungen, Allmachtsgefühle per Abzug-Finger, Mannomann! Wenn sie verglich, wieviel Feinmotorik beim Frisi-Coiffieren vonnöten war. „Der Nächste bitte!“ Ihr Finger lauerte. Die feigen Hunde verkrochen sich allesamt, krümmten sich weg in die Hauseingänge.

Sie tat einen kleinen Schnaufer, ließ endgültig die Waffe sinken, nein, hob sie noch einmal erstaunt hoch: als ob ihre Finger nach Pulver röchen. Und Rauch stieg auf, von Vergossenem etcetera. Der hatte sich vor Angst in die Hose gepinkelt. Pfui Mari-Ann. Schweig stille, mein Herze.

Sie drehte sich um, hoherhobenen Hauptes, wenn auch die Leuchtturm-Luft aus ihr herausfuhr – sanft entweichend. –

„Sie waren wundervoll, Mari-Ann!“ Nun, er war ja auch nicht wirklich übel gewesen. Wie tapfer er ignorierte, daß ihm der Schaum vom Kopf sprühte . . . Andere hätten aus Angst vor einem Schnupfen sich nicht vom Sitz gerührt! Zu zweit belebten sie die Chefin, pitsch-patsch! auf die Backen, Mari-Ann konnte das sehr gut, wirst du mir noch mal 10 % vom Gehalt streichen, du ausbeuterische Transuse du – pitsch-patsch – und liebevoll/beruhigend. Da riffelten auch schon wieder die Augenlider – Ja jaaa, Frau Clavera, es ist gar nichts passiert – es ist alles vorbei – wir leben noch – ja ja wir leben noch.

André Müller sen. Fasanenland

Für Gert v. Paczensky

I

Ich war in Weimar gewesen und hatte an den heiligen Stellen gebetet. Erfrischt und in der Überzeugung bestärkt, die Kunstrichtungen des Unebenmäßigen besäßen keine Aussicht, die Zukunft zu gewinnen, machte ich mich auf die Heimfahrt. Dabei nahm ich den Weg über Erfurt, denn ich wollte mir nicht die Gelegenheit entgehen lassen, eine Stadt zu besuchen, die aussieht, wie deutsche Städte einmal ausgesehen haben – jedenfalls zum überwiegenden Teil. In Erfurt nun, als ich durch die Straßen schlenderte, die Auslagen betrachtete und mich darüber wunderte, hier frische Brunnenkresse angeboten zu sehen, stieß ich unversehens auf ein Wildgeschäft, an dessen altertümlichem Torpfosten, dicht zu einer Traube gebündelt, mindestens zwanzig Fasanen hingen – eine wahre Augenweide für jedes feinschmeckerisch gesonnene Gemüt. Ohne zu zögern, beschloß ich, gegen eine Verordnung meines Gastlandes zu verstoßen – die die private Ausfuhr von Frischfleisch verbietet –, trat ein und erstand zwei göttlich gerundete Fasanen, und zwar zu einem derart lächerlich niedrigen Preis, daß ich ihn hier lieber verschweigen will, um nicht in den Verdacht der Feindwerbung zu geraten. Die beiden Fasanen schmiß ich einfach in den Kofferraum meines verrosteten, aber fahrtüchtigen Ford-Fahrzeuges und verzichtete bewußt darauf, sie zu verdecken oder zu verhüllen; es ist dies allemal die dümmste Weise, der Aufmerksamkeit des Zolls entgegen zu wollen. Dagegen beschloß ich, falls dieses Ausfuhrgut beanstandet werden sollte, mich als Triebtäter zu offenbaren, der, angesichts solch verführerischen Aufreizungen, einfach nicht anders gekonnt habe. Der DDR-Zöllner bat mich auch, den Kofferraum zu öffnen, warf einen Blick hinein, ließ denselben mit einem Schmunzeln auf den beiden Fasanen ruhen und meinte, im reinen Lautstand der thüringischen Mundart: „Das wird aber ein guter Sonntagsbraten werden! Nehmen Sie Rotkraut dazu!“ Erfreut bedankte ich mich für diesen kochkünstlerischen Rat, nahm mir auch vor, ihn zu berücksichtigen, gab Gas und belog anschließend den bundesdeutschen Grenzbeamten – sicher ist sicher! –, der sich danach erkundigte, ob ich Waren aus der DDR mit mir führe. Dann fuhr ich frohgemut in meine Heimat.

Am nächsten Tag rupfte ich die beiden Tiere, die schon genügend abgehangen waren, lud meine Freunde für den übernächsten Tag auf einen Fasanenschmaus ein und vergaß auch nicht, ein bestimmtes Fräulein einzuladen, deren nähere Bekanntschaft zu machen mir durchaus lohnenswert erschien. Nun machte ich mich an die Zubereitung des ins Auge gefaßten Festessens. Dieses sollte, so dünkte mich, gedehnt auf den eigentlichen Höhepunkt hinführen, und kürzer wieder von ihm weg. So plante ich insgesamt neun Gänge, und wenn Leser hier vor so viel Genußsucht erschrecken sollten, so kann ich ihnen guten Gewissens versichern, daß ich solche Ausschweifungen mit an-

schließendem Fasten wieder büße –: zeitweilige Enthaltbarkeit kräftigt, nebenbei gesagt, stets den Appetit.

Also trug ich meinen Gästen auf: zur Einstimmung eine leichte Hühnersuppe, in die beim Auftragen frische kleingeschnittene Salatblätter gegeben wurden; im Anschluß daran rohen Chicorée mit rohen Fenchelstreifen vermischt, die in eine knoblauchhaltige Sahnesoße zu tunken waren; darauf folgte gebratene Forelle mit frisch gebräunten Mandelblättern; nun eine Scheibe selbstgemachter Gänseleberpastete – es war mir, über die Besteckung zweier Großmarktangestellter, tatsächlich gelungen, einige Gänselebern preiswert zu erhalten –, hiernach bot ich, in ehrendem Andenken an den DDR-Zöllner, Rotkraut allein als Gemüse, freilich in Gänsefett geschmort; woraufhin die beiden Fasanen folgten, sowie Salat mit feinen Kräutern, etwas Käse und hauchdünne, aber wirklich hauchdünne Eierkuchen, die, nach Geschmack, mit verschiedenen Zuckerlösungen geistiger Natur zu beträufeln waren.

Die beiden Fasanen hatte ich mit vermischtem Kalb- und Hühnerfleisch gefüllt und die Füllungen einmal mit Ingwerstiften gefüllt und einmal mit fein geschnittener Herbsttrompete gewürzt – Sie wissen sicher: es gibt Kenner, die die Herbsttrompete in der Liste der Würzpilze vor die Trüffel reihen! Die gefüllten Fasanen aber briet ich in Butter goldgelb, löschte mit Zitronensaft und einem Glas französischen Brantwein und dünstete beide in etwas feiner Kalbsbrühe – Fasanen werden nämlich leicht zäh, und eine zähe Kostbarkeit ist das Widerwärtigste, was eine Tafel bieten kann. Nach einer gebührenden Weile nahm ich die Fasanen wieder aus dem Topf, rieb sie schön trocken und umwickelte sie mit Weinblättern und feinen durchwachsenen Speckscheiben, wobei anzumerken ist, daß nur wirklich gut geräucherter Speck wahren Wohlgeschmack ergibt.

Als sie nach alledem aus der Bratröhre kamen, boten sie einen Anblick, welchen selbst die Malkunst nur unvollkommen wiederzugeben weiß, da auf den besten Niederländern jene Düfte nur zu ahnen sind, die sich nun einmal mit einem Braten im Raum verteilen. Das Lob meiner Gäste, alles erfahrene Feinfräße, war gewaltig, und auch das Herz jenes Fräuleins, dessen ich oben Erwähnung tat, wurde mir endgültig geneigt, als sie ein Stück von der köstlichen Fasanenbrust im Munde zergehen ließ. Um genau zu sein: ihr Herz wurde mir dermaßen geneigt, daß sie mir eine eindringlichere Kenntnisnahme ihrer verschiedenen Vorzüge in baldige Aussicht stellte, als ich sie, unter dem Vorwand ihr eine neuerworbene Montaigne-Ausgabe zu zeigen, in das benachbarte Zimmer lockte und sie dort kühn und entschlossen küßte. Später schlief ich, wie man nach derlei Ausschweifungen schläft: tief, schwer und lebhaft träumend.

II

Erstaunlicherweise sah ich in der nebligen Frühe des nächsten Morgens einen prachtvollen Fasanenhahn im Vorgarten des benachbarten Mietshauses herumstolzieren. Nun wohne ich am inneren Rand der Neustadt, und noch niemals seit der Bauspekulation von 1890 waren hier äsende Fasane gesichtet

worden. Aber da der Mensch klug tut, Wunder nicht zu bezweifeln, sondern sie zu seinem Wohlergehen zu nutzen, prüfte ich mit schnellen Blicken die allgemeine Lage: es war kein Mensch zu sehen, nur ein Kraftfahrzeug, das in der Ferne entschwand.

Nachdem ich mich dieser günstigen Umstände vergewissert hatte, schlenderte ich scheinbar absichtslos an der mittelhoch geschnittenen Buchsbaumhecke entlang und hechtete dann blitzschnell über sie hinweg, dem äsenden Fasan direkt an den Hals, den ich ihm mit roher Gewalt umdrehte. Seltsam war: der Fasan machte eigentlich keine Anstalten zu fliehen. Es schien mir sogar, als glänze sein brechendes Auge zufrieden, obwohl er doch zur frühen Morgenstunde von mir auf diese, zugegeben barbarische Weise abgemurkst wurde. Nach einigem Nachdenken führte ich das jedoch auf meinen unerwarteten Überraschungsangriff zurück, vielleicht auch auf meine allzu lebhaftes Einbildungskraft. So verbarg ich ihn unter meinem Regenmantel, brachte ihn in meine Wohnung hoch, ließ ihn am Fensterbrett abhängen und gab ihn später in einen irdenen Topf, löschte nach dem Anbraten mit Madeira ab, ließ ihn sanft weichschmoren, drückte den Bratensaft durch ein Sieb, ließ diesen leicht einkochen und schmeckte ihn fein ab . . . Ich kann Ihnen versichern, der Lohn meiner Untat mundete uns – ich hatte das Fräulein zu einem alleinigen Besuch gebeten – auf das Beste, und dann mundete ich dem Fräulein, und das Fräulein mundete mir, so daß nur noch übrig blieb, den unerforschlichen Zufall zu segnen, der wunderbarerweise auch Fasanenhähne in den Vorgarten eines Miethauses verschlagen kann.

Eine Woche darauf stolzierten erneut zwei Fasanenhähne und eine Fasanenhenne an der gleichen Stelle friedlich und ohne alle Vorsicht umher. Bei der Wüstheit meines Charakters, von der Sie inzwischen eine ungefähre Vorstellung haben dürften, blieben die Folgen nicht aus: Es gab am folgenden Wochenende ein Fasanenmischgericht in gutgewürzter Soße – mit einem Pulver aus zermahlenden Kümmelsamen, Lorbeerblättern, Nelkenknospen und Wacholderbeeren. Hineingetan hatte ich auch eine Handvoll Weinbeeren, und ich weiß natürlich, wie umstritten deren Hinzufügung unter Kennern ist; aber ich halte sie unter der Bedingung für erlaubt, daß die Weinbeeren dünn-schalig und kleinkernig sind und auch erst so spät an das Gericht gegeben werden, daß sie sich in der Soße gerade noch erhitzen können.

Als zwei Tage später eine Fasanenhenne – zusammen mit zwei Jungfasanen – vor meiner Haustür ruhig meiner Rückkehr harnte und gleichsam freudig ihren Hals – und den ihrer Kinder – unter mein Küchenmesser beugte, ahnte ich erstmals, es müsse mit alledem seine eigene Bewandnis haben.

Meine Freunde waren ratlos, hofften indessen auf die öftere Wiederholung solcher Vorkommnisse. Lange zu warten brauchten sie nicht. – Der Fasanenhenne mit ihren lieblichen Kinderchen folgten zwei Hähne im besten Alter – ich erkannte es am Sporn! –, die zielgerichtet, wie japanische Todesflieger, gegen die Seitenwand meines Automobils flogen. Bald darauf drangen einige tolldreiste Jungfasanen durch das geöffnete Fenster meines Arbeitszimmers und machten es sich auf dem Schreibtisch bequem – die Jugend weiß heutzutage wirklich nicht mehr, was sich gehört. An ihnen übte ich, freilich wohlüberlegt und mit der Absicht, der Sache auf den Grund zu kommen, schreck-

liche Vergeltung: ich jagte sie unverzüglich wieder ins Freie und erklärte ihnen, ich beabsichtige durchaus, Herr meiner eigenen Wohnung zu bleiben, wobei ich ihnen im übrigen zu verstehen gab, sie seien falsch ernährt, litten offensichtlich an den Folgen von Bewegungsmangel und könnten froh sein, wenn sie dereinst noch in einem Dampfschnellkochtopf landeten – tatsächlich führt bei Fasanen ein Fettansatz zu einer Herabminderung des Geschmacks.

Nach diesem Vorfall zeigten sich keine Fasanen mehr. Ich wollte schon beginnen, mir Vorwürfe wegen meines Handelns zu machen, als ich eines Nachmittags die Klingel an meiner Wohnungstür läuten hörte. Ich öffnete und war nicht wenig überrascht: vor mir wartete, in ruhiger und würdiger Haltung, ein chinesischer Goldfasan mit besonders prachtvollem Gefieder, der, wie ich später erfahren sollte, das bewunderte Prachtstück des Zoologischen Gartens gewesen war. Mein Besucher frug in wohlgesetzten Worten, die auf eine standesgemäße Erziehung schließen ließen, ob ich seinen Eintritt erlaube, trat, auf mein Gewähren hin, ein und hob zur folgenden Rede an: „Überaus verehrter Herr! Mein Hiersein, das Sie möglicherweise verwundern wird, erfolgt im Namen aller hiesigen Fasanengeschlechter – als deren frei gewählten Vertreter Sie mich ansehen wollen – und hat seinen einfachen Grund in der Absicht, Sie unserer Hochschätzung Ihrer einmaligen Fasanenzubereitungskunst zu versichern, die uns alle drängt, uns für Ihre Bratröhre zu bewerben. Nach langen Jahren der Schmach und der Schande, die manchem von uns das Herz gebrochen hat, und in denen wir nur davon zu träumen wagten, daß mit uns angestellt werde, was Sie mit unsereinem anstellen, wissen wir wieder, was das Ziel unseres Daseins ist: uns einer – nämlich Ihrer – Bratröhre würdig zu erweisen. Aus diesem triftigen Grund möchte ich auch – wiederum im Namen aller hiesigen Fasanengeschlechter – für jenes ebenso unentschuld bare wie unerzogene Verhalten zweier Jungfasane um Verzeihung nachsuchen, die nicht davor zurückschreckten, Sie mit ihren neumodischen Umgangsformen zu behelligen. Solches oder ähnlich ungesittetes Verhalten wird niemals mehr vorkommen; die Täter sind schon dingfest gemacht und einer Werkskantine zur schmachvollen Verwendung überantwortet worden. Selbstverständlich haben wir von Ihnen, überaus hochverehrter Herr, weder etwas zu fordern noch etwas zu verlangen; uns bleibt nur, in Demut zu bitten. So wage und erkühne ich mich, Ihnen den Wunsch meiner Artgenossen vorzutragen: lassen Sie Gnade vor Recht ergehen. Wenden Sie, wir flehen inniglich darum, nicht das Messer von uns ab und verschließen Sie uns nicht, denn das wäre der Zusammenbruch aller unserer Hoffnungen, Ihre Bratröhre! –

Mich selber, so fuhr mein Besucher fort, „sollten Sie geneigt sein als das übende Opfer meiner Art anzusehen, welches Sie nach Belieben den Hunden der Nachbarschaft zum Fraße vorwerfen oder – schlimmer noch – zum schaudervollen Ende in einem jener ungepflegten Kochtöpfe verurteilen mögen, die in diesem Lande leider immer noch üblich sind“.

Gerührt und unter Tränen – denn wahre Tugend rührt immer – schloß ich meinen Gast in die Arme, was mich seine Brust und seine Schenkel fühlen ließ. Erstere war gut acht Zentimeter im Fleisch und letztere waren von er-

habener Kräftigkeit, kurz: das vollkommene Muster einer Fasanenbrust und das ebenso vollkommene Muster zweier Fasanenschenkel schlechthin.

„Aber nein!“ rief ich dabei aus. „Ihnen und Ihren Artgenossen ist längst verziehen! Ihr Erscheinen wendet unsere Beziehungen wieder ins Glückliche; seien Sie deshalb versichert: meine Messer sind frisch geschärft, meine verschiedenen Kochtöpfe warten, und meine Bratröhre ist bereit. Um aber diese Versöhnung gebührend zu feiern, eile ich auf der Stelle in den Keller und hole die beste Flasche Burgunder herauf, die dort lagert: einen 61er Nuit-Saint-George, in den ich Sie selber noch heute abend, vor dem Zubettgehen, einlegen werde.“

Nun traten Tränen der Rührung in seine Augen, und als er sich von ihr wieder einigermaßen erholt hatte, sagte er: „Haben Sie verbindlichsten Dank für die außerordentliche Liebenswürdigkeit, mit der Sie meine ganze Art in mir zu ehren gedenken, ich hoffe nur, meine leibliche Beschaffenheit gibt zu keinerlei Klagen Anlaß; selbst im Zoologischen Garten, wo ich längere Zeit in einem viel zu kleinen Käfig verweilen mußte, verabsäumte ich niemals meine täglichen Lauf- und Flatterübungen, um mich jederzeit in der besten Verfassung zu wissen. Auch vertraue ich dem Adel meiner Familie, deren Mitglieder schon immer für auserwählte Tafeln erzogen worden sind. So darf ich mich der hohen Auszeichnung rühmen, einen Vorfahren unter meinen Ahnen zu zählen, der bereits in jungen Jahren von Alexander Dumas, (Père), persönlich auf jene Weise zubereitet worden ist, die der Dichter in ‚Le grand dictionnaire cuisine‘, verlegt bei Henri Veyrier, auf Seite 224 beschrieben hat: als ‚Faisandeau à la sauce brochet à la broche‘ – mithin als ‚Fasänchen in Hechtsoße und am Spieß gebraten‘ –, Zubereitungsart und Füllung werden in meiner Familie von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben.“

„Ich werde alles tun“, versicherte ich meinerseits, „um den Adel Ihrer hochgeschätzten Familie zu erhöhen und ihre Überlieferungen zu bereichern. Aber nehmen Sie doch Platz, derweil ich den Burgunder hole und die Weintunke vorbereite, in der ich Ihren edlen Leib vierundzwanzig Stunden lang ruhen lassen will . . .“

So kamen wir, während ich die notwendigen Vorbereitungen traf, ins Plaudern.

„Ach!“, sagte mein goldgefiederter Gast, „es heißt schon ein widerwärtiges Schicksal bestehen müssen, wenn man zum Dasein in einem Lande verurteilt ist, in dem die Kochkunst die Steinzeit nie wirklich überwunden hat und sich nun bereits den Abscheulichkeiten der Großküchenkultur zuwendet. Sie ahnen ja nicht einmal, wie es in den Kochtöpfen des Landes aussieht! Über die gewöhnliche Hackepeterfüllung geht kaum etwas hinaus, und diejenigen von uns, die überhaupt noch gefüllt werden, können schon von Glück sagen. Legt man uns einmal in eine Tunke, wählt man eine saure Sahne, deren Fettgehalt so niedrig ist, daß man sie eigentlich den Essigsorten zurechnen müßte; ehrt man uns mit einer Flasche Wein, so meint man, die billigen Wunder der Chemieindustrie wären dazu gut genug, und schwingt man sich zu Tafelwein auf, ist er fast nie trocken; wie sehr indessen ein ‚lieblich‘ schmeckender Wein unseren Geschmack verdirbt, brauche ich Ihnen nicht zu schildern. Führt Sie diese Klage fort, die Liste der Greuel müßte unendlich werden. Aber unter

diesem Gesichtspunkt werden Sie den ungeziemenden Antrag verständlich finden, der sich bei Ihnen breit machte, als sich in den Fasanennestern herumsprach, wie gut man bei Ihnen gebraten, gesotten und gefüllt wird!“

„Aber auch die Gäste machen den Koch!“ erwiderte ich. „Vor einiger Zeit ehrte ich einen Kollegen mit einer Fasanenhenn, die unzweifelhaft auch von edler Herkunft war. Dieser besagte Herr Kollege, ein Schriftsteller von einigem Talent immerhin und entsprechend abstehenden Ohren – er schrieb sein vernünftigstes Drama sogar über einen Landwirt und dessen Tafelrunde –, nahm uninteressiert an meinem Tische Platz und schwelgte, während er an einem zarten Fasanenbein knabberte, in der Hegelschen Weltanschauung. So verwunderte es mich bereits nicht mehr, daß er die Brust einfach herunter-schlang, aber indem er schläng, schwante ihm erstaunlicherweise, er äße, was er nicht alle Tage zu sich nähme, weshalb er für einen Augenblick seine nach-helfende Darstellung der Hegelschen Philosophie unterbrach und frug: ‚Hm . . . Ist das Geflügel?‘“

„Und das bei einem Mann von Geist!“ stimmte mein Gast zu. „Kein Wunder, daß die Kochkunst herunterkommt, wenn solche Leute bereits versagen! Da bleibt unsreinem nur noch den Boethius zu lesen und in unerschütterlichem Gleichmut zu leben, aber ob diese Weltanschauung der Zartheit unserer Glieder wirklich bekommt . . .?“

Er sprach nicht weiter, denn er war nun einmal von höflichen Sitten, und sah mich, während sein Auge vor Freude aufglänzte, mit dem Küchenmesser in der Hand. – Ich verbürge mich mit meinem vollen kochkünstlerischen Ruf: besser als er schmeckte eigentlich keiner (ich war am nächsten Tag allerdings eigens nach Lüttich geeilt, um Wachteln zu erstehen, mit denen ich ihn füllte).

Von nun an kamen Fasanen in jeglicher Menge. Sobald mich nach ihnen gelüstete, fanden sie sich umgehend im benachbarten Vorgarten ein; (der ehemalige Vorgarten des Miethauses, in dem ich wohne, ist vor einigen Jahren leider einem Kraftfahrzeugparkplatz gewichen). Es wimmelte von Fasanen. Der eine war besser als der andere, obwohl ich stets mit Bedacht prüfte, bevor ich zum Messer griff, denn Aussehen und Güte stimmen in unseren Zeiten selten überein und entsprechen nur zu oft den Gepflogenheiten der modernen Warenwirtschaft: außen hui, innen pfui! Mit männlicher Selbstbeherrschung wies ich auch jedes Tier zurück, das einen verborgenen Mangel aufwies und zum Beispiel noch Spuren der Mauser zeigte, die das Fleisch leicht wäbrig macht. Natürlich beschwerte ich mich in solchen Fällen sofort und drohte an, meine grundsätzliche Neigung einer anderen Tierart zuzuwenden.

Nun zahlt es sich immer aus, wenn man um sich herum erst gar keine Unsitten aufkommen läßt. Es nahmen sich die Fasanen meine Warnung derart zu Herzen, daß sie derartigen Übelständen aus eigenen Stücken entgegenwirkten: sie bildeten aus ihren Reihen einen Auswahlsschuß, der nur noch Fasanen in die engere Wahl kommen ließ, die wahrhaft über jede Beanstandung erhaben waren; in den Auswahlsschuß wählten sie dabei nur solche tugendhafte Vertreter ihrer Art, die, um eine unvoreingenommene Prüfung ihrer Artgenossen zu gewährleisten, geschworen hatten, sich selber niemals für

meine Bratröhre zu bewerben. Jene Fasanen, welche die strenge Prüfung bestanden, begannen auf der Stelle, sich selber zu rupfen, da sie mir – bei dem Mangel an geeigneten Gehülfen, der heute herrscht – diese etwas mühsame Arbeit abnehmen wollten. Sie brachten es auch bald zu der notwendigen Kunstfertigkeit und gaben diese gewissenhaft an die nachfolgenden Auswählten weiter. Auch lernten sie, sich gegenseitig zu sengen, schlachteten einander nach einer Weile eigenhändig und hingen sich die richtige Zeit ab. Mit erstaunenswertem Ahnungsvermögen fanden sie stets heraus, auf welche Weise ich sie zubereiten wollte, und legten sich dann schon selber in das Weinbad ein oder schoben sich die Trüffelscheiben unter die Haut. Die Trüffeln, die sie ständig aus dem Perigord oder aus der Provence einflogen, trugen sie bereit in zierlichen Weidenkörbchen um den Hals, wenn sie sich dem Wahlausschuß stellten. Dieser begutachtete bald auch die mitgebrachten Zutaten, da nun einmal deren mindere Güte auch die beste Fasanenbrust in Mitleidenschaft ziehen kann. Außer den Trüffeln fanden sich in den zierlichen Weidenkörbchen auch feine Kräuter oder edle Wald- und Weidepilze, letztere grundsätzlich tafrisch und gänzlich madenfrei. An Bastfäden führten sie auch junge Wachteln, Schnepfen oder Krammetsvögel mit, die für die Füllung bestimmt waren; ein eigener Unterausschuß sicherte auch hier die beste Beschaffenheit. Überhaupt sorgten sie dafür, daß mir selber nur noch übrig blieb, dem vorbereiteten Braten den letzten meisterlichen Schliff zu geben, der eben in der strikten Einhaltung und vollen Auslegung der überlieferten Zubereitungsweisen liegt. Ich war im Fasanenland, ich lebte, und ich schwelgte darin.

Ich briet, sott, kochte und garte die Fasanen auf jede mir bekannt werdende Weise, ja, ich grillte sie sogar über Wacholderbeerästen, obwohl ich, aus einsehbaren Erwägungen heraus, das Grillen eigentlich als Merkmal amerikanischer Unkultur ablehne. Um künstlerisch nicht zu verkümmern, strebte ich vorzüglich danach, meine allgemeinen Bratkenntnisse zu erweitern. Ich bereitete die Fasanen nach Weise aller europäischen Völker und Nationen zu: als Fasan auf spanische, baskische, katalanische, italienische, österreichische, ungarische, schwedische, polnische oder russische Art. Ich schreckte nicht einmal davor zurück, Fasan auf englisch zu braten – tatsächlich gibt es eine halbwegs annehmbare Zubereitungsweise vom oberen Lauf der Themse: in heißen Speckwürfeln gebraten und mit einer Schinkenfüllung, in die frische Anischampignons kommen – sie scheint von französischen Adligen herzurühren, die hier Schutz vor den Stürmen der großen Französischen Revolution suchten. Der Ketchup, den es als Bereicherung dazu geben sollte, war jedoch unbezweifelbar eine angelsächsische Zutat; ich strich ihn erbarmungslos. Welch ein Unterschied dagegen die vortrefflichen Verfahren, mit denen man in den französischen Provinzen den Fasanen zu Leibe geht! Mein Gott! Wenn ich nur an den auf normannische Art Gesottenen denke: – mit Calvados überbrannt und dann – nicht umgekehrt! – in bestem Apfelwein aufgesetzt, die Soße später mit dickem, schwerem Rahm gebunden! Oder an den auf provenzalische Art Gebratenen! – zwei Tage in reinem Olivenöl aus der direkten Umgebung von Carpentras baden, mit kleinen Oliven aus der Gegend von Nîmes füllen und mit dem rosigen Knoblauch umlegen, wie er in

der Mündungsebene bei Frejus wächst! Ich trank einen einfachen, aber kräftigen Rosé von den Hängen des Mont Ventoux dazu, der sich zu dem Gericht am besten eignet.

Aber selbstverständlich ehrte ich auch jene Großen, deren Namen für ewig in die Geschichte der Kochkunst eingegangen sind. – Ich garte Fasan nach Suworow – mit getrüffelter Leberfüllung! Nach Parmentier – inmitten kleiner Zwiebeln und feingeschnittener Kartoffeln! Oder nach Henri IV – als falsches Huhn im Topf! Und da ich mich dem Neuen erst dann verschließe, wenn ich Kostproben davon unternommen habe, versuchte ich auch Fasan nach der denn doch stark überschätzten neufranzösischen Küchenkunst: in Quark gelegt, mit Quark gefüllt! Seitdem weiß ich, was ich schon lange ahnte: daß eine Küche nicht viel wert sein kann, die dem Zeitgeist huldigt und sich sogar zur Fluggasternährung herabwürdigt. Glücklicherweise schätzen die Franzosen in der Mehrzahl aber doch ihre ererbten Überlieferungen und halten – abseits des Fremdenverkehrs – zäh an ihnen fest. Auch ich erholte mich von dem Schonkostfasan durch Rückgriff auf einen Klassiker der großen französischen Kochkunst – mit „Fasan auf verschwenderische Art nach Brillat-Savarin“! Es wird mit dem Fleisch von zwei Schnepfen, bestem Kernspeck, erwärmten Rindermark und geschälten Trüffeln gefüllt, sanft gebraten und später auf einem Weißbrotsockel aufgetragen, der mit einer streichbaren Masse von Schnepfendreck, entgräteter Sardelle und schaumig gerührter Butter bestrichen worden ist. Oh seliges Auf-der-Zunge-Zergehen! Oh glückliches Kitzeln des Gaumens! Oh Dank Dir, Allmutter Natur, die du im Fasan das vollendete Muster der Hühnervögel geschaffen hast – jedenfalls vom Küchenstandpunkt aus!

III

Eines Abends, kurz nach jenem zuletzt erwähnten feinschmeckerischen Höhepunkt, blätterte ich in den Memoiren und Biographien berühmter Vorbilder – am Ende bleiben eben doch nur Erinnerungen und Geschichte. Bald beschäftigte mich die seltsame Schwierigkeit der Menschen, Genies zu verstehen, ich meine zur Zeit ihres Wirkens. Der Nachruhm trägt nämlich! Den Euripides betrachteten seine Zeitgenossen – ausgenommen Sophokles – als seichten Nichtskönner; Goethe galt in dem Augenblick für überholt, als er bei seinen Jugendtorheiten (die so töricht nie waren) zu beharren sich weigerte; von Marx meinte man amüsiert in den leitenden Körperschaften der deutschen Sozialdemokratie, dieser anmaßende Mensch in London bilde sich wirklich zu viel auf seine Verdienste ein, dabei habe die Veröffentlichung seines „Kapital“ endgültig gezeigt, wie erbärmliche Kenntnisse er in der Volkswirtschaftslehre doch nur besitze. Aber wie angedeutet: selbst das Mißverstehen hat seine Zeit. Allmählich wird das Genie ruchbar. Erste Kühne schlagen vor, ihm Denkmale zu errichten, Alleen nach ihm zu benennen, Lehrinrichtungen auf es zu taufen. Am Ort seines abgerissenen Geburtshauses wird eine Tafel angebracht. Leibchen aus seiner Jugendzeit werden unter einem Glaskasten zur Schau gestellt. „Es spricht sich herum“, wiederholte ich mir diese tröstliche Gewißheit. „Manchmal sogar noch bei Lebzeiten.“

Am Morgen des nächsten Tages erhob ich mich wieder einmal in nebliger Frühe – ich bin wirklich kein Frühaufsteher, aber ich wollte an diesem Tage Tapeten erwerben, die mir und nicht nur dem Musterzeichner gefielen – und sah, als ich mein Haus verließ, im Vorgarten des Nachbarhauses, zwischen drei Fasanen weidend, einen stattlichen Rehbock, friedlich äsend, ganz ohne Scheu...

André Siepmann en face

rastergerechter strichmund
mit dünnsten lippen
simuliert ein paar brocken
leihmutterssprache
ein wort wie gibts auf
dem endlos gespeicherten lächeln
hinzugestottert
aus kältekammern
die kopflose botschaft

wir sind wieder wer

postmoderne

mit fliehender stirn
wortentsorgt
ins rosa rauschen der städte
gestellt sind die uhren
auf jetzt und vorbei
am handgelenk die elastischen
goldenen zeiten
verklebt vom lichtesten brei
rollen einwärts die zungen
unmündiges staunen
über die gerundeten ecken der welt

Evelyn Schultz-Medow Grenzüberschreitung

Für Vortragsreisen oder entsprechende Ereignisse muß ich gut auswählen, sowohl was die Worte angeht als auch die Garderobe. Man wird mir, wenn ich es geschickt anstelle, zuhören, aber man wird mich auch eingehend betrachten. Wenn Weiber das Schweigen in der Gemeinde brechen, ist das so. Sich wohlfühlen in der zweiten Haut ist von besonderer Bedeutung. Insbesondere weil Männer besser sehen als denken.

Ich bin eingeladen, einen Vortrag zu halten. Der Vortrag ist fertig, diskutiert, von allen Seiten abgeklopft. Aber nun muß ich gleich los, ganz allein und ziemlich weit weg. Die Angst des Tormanns beim Elfmeter. Einsamkeit. Meine Gedanken schweifen lieber ab. Wenig geübt im Auftreten, Reden, Erscheinen, Eindruck hinterlassen, Hunderte auf einmal überzeugen. Aufsteigende Hitze. Absagen. Zu Hause bleiben. Krank werden. Es geht absolut nicht, mir ist ganz schlecht. Ich glaube, ich habe Fieber.

Die Athenerin Praxagora, die Frau, die in der Versammlung handelt, muß mir einfach helfen. „Habt ihr mit Bärten euch versehen? Wir sind jetzt hier versammelt, um hier fürs Sprechen dort uns einzuüben. Sind wir nicht alle geborne Redner?“

Ich nehme erst mal ein heißes Bad. Rosmarin und laute Musik. Das tut gut, beruhigt, regt an, und ich beginne langsam, mich auf das zu konzentrieren, was mich erwartet.

Historisches Subjekt einer objektiv notwendigen gesellschaftlichen Veränderung zu werden, wer soll das schon so schnell verstehen. Habe ich doch selbst immer noch mehr Fragen als Antworten auf Lager.

Schon neulich reiste ich. An der Grenze herrschte Aufregung. Sind die Papiere in Ordnung? Meine Papiere waren bisher immer in Ordnung, das kann nicht die wesentliche Frage sein. Eine Systemgrenze scheint unverhofft Ängste einzuflößen. Und zwar allen Beteiligten.

Mein Badewasser wird kalt, ich lese in irgendeiner Zeitung herum, versuche mich abzulenken, umzulenken auf das tägliche Leben, auf das vermutete Publikum. Die meisten werden trotz wachem Interesse sich schwer tun mit dem Thema: Sozialistisches Wirtschaften – Fraueninteressen verplant?

Springers BILD AM SONNTAG hat den Führer der englischen Bergarbeitergewerkschaft zu einem demagogisch ebenso hochbegabten wie hemmungslosen Marxisten erklärt.

Ich gucke in den Spiegel und muß unweigerlich grinsen: Hemmungslose Marxistin. Wie viele werden werden wohl kommen, wen interessiert das? Sich einrichten und anderen Grüße ausrichten lassen, so zum Beispiel den bezahlten Idioten, die für den Frieden demonstrieren. Tür zu, Fernseher an, Decke über den Kopf, Bier auf den Tisch.

Dann erzählen von der Hoffnung auf eine ferne Zukunft, die durch kleine Schritte und große Sprünge erreichbar wäre. Allerdings nur, wenn wir es wollen. Erzählen will ich von der Kollegin aus Rostock. Und langsam steigt die Angst in mir hoch vor schwierigen Fragen, die ich vielleicht nicht beantwor-

ten kann, oder vor gelangweilten Gesichtern, die ich nur schwer ertragen kann.

Ein Blick auf die Uhr zeigt an, daß ich los muß. Der Zug wartet nicht auf mich. Rein in die Klamotten, Tasche unter den Arm geklemmt und raus aus der Tür, die Sonne scheint noch ein wenig. Stolpernd hat noch niemand Eindruck auf andere gemacht. Also einen aufrechten Gang, bitte schön. Aber was ich mit dem „Bananenargument“ machen soll, weiß ich immer noch nicht.

Das Herz klopft mir bis zum Hals.

Der Dritte

Als ich ungefähr 14 Jahre alt war, hat eine Kartenlegerin meiner Mutter prophezeit, daß der Dritte der richtige Mann für mich wäre. Bei dem bleibe ich. Nun bin ich ganz sicher, daß ich dem Dritten begegnet bin. Da ich bis jetzt bei keinem geblieben bin, muß er mir schließlich noch erscheinen.

Auf der letzten Fête war so ein netter Typ, vielleicht so mein Jahrgang, dunkle Locken, ein frauenfreundliches, etwas unsicheres Lächeln, mit einer gewissen, der Zeit angemessenen Ehrfurcht vor selbstbewußten Frauen.

Ich habe mich erkundigt. Er ist geschieden, hat zwei Kinder, also schon bestimmte Erfahrungen. Das muß einfach von Vorteil sein. Da ich ihn dann später auf einer Friedensdemonstration wieder traf, war ich noch überzeugt, denn damit waren wichtige politische Grundfragen im Vorwege geklärt. Da aber seine geschiedene Frau dabei war, habe ich mich etwas zurückgehalten. Gern hätte ich ihn angesprochen. Das habe ich dann später gemacht. Habe gesagt, daß ich ihn irgendwie kenne und sehr nett finde, und bin dann – wegen fehlender Anlässe für ein weiteres Gespräch – schüchtern wieder abgezogen. Macht sich ja auch besser. Frau muß ja warten können, den Männern Zeit lassen. Schließlich müssen sie sich selbst überzeugen dürfen und wollen vor allen Dingen den ersten Schritt tun. Ich habe also beschlossen, mich erobern zu lassen. Als ich ihn das nächste Mal traf, war da eine andere Frau im Spiel. Leider konnte ich nicht in Erfahrung bringen, in welchem Verhältnis sie zu ihm steht. So rein äußerlich war da nicht viel zu bemerken, keine besonderen Zärtlichkeiten oder so. Eigentlich wäre mir das auch ziemlich egal, aber wenn ich bei dem bleiben soll, muß ich mich natürlich an bestimmte Regeln halten. Jedenfalls veränderte sich sein Blick entscheidend, als er diese Frau traf, und für so etwas bin ich sensibel geworden. Schließlich bin ich in Lauerstellung, warte auf den Dritten.

Ich muß wissen, was um mich herum passiert, muß gucken, wie die Leute aussehen, reagieren, muß wissen, wie sie sich anfühlen, muß ausprobieren und suchen, um der Prophezeiung und dem Sinn des Lebens gerecht zu werden.

Nur hat die Kartenlegerin – vielleicht wissentlich – verschwiegen, nach welchen Kriterien der erste, der zweite und nun der dritte Mann zu erkennen wäre. An den Dritten, der mich verführt hat, erinnere ich mich kaum noch, Der Dritte, den ich verführt habe, blieb nicht lange bei mir. Und sollte sie den Dritten gemeint haben, mit dem ich zum Standesamt gehe, dann würde mich die Einlösung der Prophezeiung zwar ganz schön anstrengen, aber auch da würde ich mich nicht sperren. Wenn es mir zu meinem Glück verhilft. Im übrigen habe ich gelernt, derart zukunftsweisende Aussagen selbständig zu interpretieren.

Der Erste

Der Erste war groß, blond und sehr jung. Er hat mich sozusagen zu einer Frau gemacht, ohne lange zu fragen. Eine Heldentat, die zur Folge hatte, daß mir noch lange die Geheimnisse einer wahren Liebe verborgen blieben. Und das, was er Liebe nannte, blieb mir in schlechter Erinnerung. Aber er spielte in einer Rockband – Elvis hatte ich schließlich in Lebensgröße aus der Bravo ausgeschnitten und an meine Wand geklebt –, und da mir derartige Möglichkeiten als Mädchen zu der Zeit völlig verschlossen waren, schätzte ich mich glücklich, einen Freund zu haben, der in der Szene bekannt und beliebt war.

Fünfmal in der Woche hörte ich mir in der Wohnung seiner Eltern – zwischen den aufmunternden Zärtlichkeiten, die er benötigte, um an sich arbeiten zu können – seine neuesten Kunststücke auf der E-Gitarre an. Mit Gesang, versteht sich.

Ich bin ihm überallhin gefolgt. Auf die Dörfer, in den Star-Club, in sein Bett, in den Camping-Wagen seiner Eltern. Sein Terminkalender ließ mir keine Zeit zum Verschnauften, geschweige denn zum Nachdenken. Worüber auch. Sein Geschmack kleidete mich ein. Während er sich und seine Kunst auf der Bühne produzierte, sich von Mädchen anheimmeln ließ, durfte ich an einem Tisch ganz in der Nähe warten. Auf die Pausen. Tanzen durfte ich nicht, schließlich gehörte ich ihm allein, was es zu beweisen galt. Ich ließ mich also von ihm dazu erziehen, auf ihn zu warten, ihn auch anzuhimmeln und insgesamt für ihn allein da zu sein. Das brauchte ein Künstler seines Formats. Er teilte meine Tage und Abende ein. Er brachte mir bei, mein knappes Lehrlingsgehalt sinnvoll einzuteilen, schließlich müsse man an später denken.

Bis er während einer Familienfeier unsere Verlobung bekanntgab, war mir reichlich unklar, was er mit „später“ meinte.

Meine sexuelle Aufklärung reduzierte sich auf das, was er mit mir anstellte. Aber das konnte nicht alles gewesen sein, was das Leben für mich bereithielt. Und darum habe ich eines Tages, immerhin nach mehreren Jahren, der Mutter jenes jungen Mannes alle Ringe, geliehene Pullover, geschenkte Perlstrümpfe zurückgegeben mit kargen Abschiedsworten.

Er war zu eifersüchtig, als daß ich mich getraut hätte, ihm selbst mitzuteilen, daß ich ihn nun verlassen müsse.

Das muß wohl der Erste gewesen sein. Er war jedenfalls der erste, mit dem ich fast Tisch und Bett geteilt habe und dem ich immerhin einen erheblichen

Teil meiner Jugend schenkte. Er hat sich als nicht sehr dankbar erwiesen, mich in meiner Umgebung schlecht gemacht und später meine beste Freundin geheiratet. Das wollte ich ihm eigentlich übel nehmen, aber dazu blieb mir keine Zeit.

Der Zweite

Unsere Nachbarn wußten es besser als ich, was in der nun folgenden Zeit mit mir passierte: Ich trieb mich herum. Nachbarn wissen immer gut Bescheid. Und man sollte viel häufiger auf sie hören, zumindest wenn es um andere als ihre Belange geht. Meine Eltern haben das viel zu wenig beachtet und ließen mich in mein Unglück rennen. Der Zweite war in Sicht.

Diesmal etwas kleiner, etwas dunkler, etwas südländischer sozusagen. Ich vermutete nicht zu Unrecht Temperament. Ich verbrachte viele Jahre damit, mit ihm gemeinsam das Leben kennenzulernen. Beinahe hätte ich selbst Gitarre spielen gelernt. Denn auch der Zweite war musikalisch und hat mir nicht selten etwas vorgespielt. Eifersüchtig war er auch, aber da ich ihn liebte, machte mir das selbstverständlich überhaupt keine Schwierigkeiten. Ich bemühte mich darum, keinen Anlaß zu geben, obwohl das wenig änderte. Mir war nur so, als wenn ich gar keinen anderen wollte, auch wenn er das natürlich zunächst nicht glaubte. Na gut, später änderte sich das auch.

Mein Geschmack, was Kleidung, Musik und andere Lebensbereiche betraf, änderte sich selbstverständlich. Dauerwellen waren nicht mehr erforderlich, ich mußte keine Kleider mehr anziehen, und studieren konnte ich immerhin auch. Der elterlichen Wohnung inzwischen entflohen, richteten wir zusammen nun mehrere Wohnungen ein nach seinem Geschmack. Ich hörte seine Musik und gab ihm überhaupt in fast allem recht, weil er ein kluger und liebevoller Mensch war. Und Anpassungsfähigkeit war ja inzwischen mein Metier. Er wurde zu einem stabilisierenden Faktor in meinem Leben. Und Nachbarn und Freunde wußten gut Bescheid: Wir waren ein glückliches Paar. Meine Aufklärung war inzwischen weiter fortgeschritten, und wir bekamen ein gewünschtes Kind. Währenddessen las ich hin und wieder Bücher und lernte geschwätzig Freundinnen kennen. Und ich vernahm die Kunde, daß die Wissenschaft festgestellt hätte, daß das als Orgasmus bezeichnete sexuelle Lustempfinden ein notwendiges, jedem höheren Lebewesen eigenes, den Gesamtlebensprozeß harmonisierendes Element sei. Das war mir neu. Diese und andere Harmonien hatten sich nicht eingestellt zwischen mir und dem Zweiten. Also mußte ich meine Reise fortsetzen.

Sicher bin ich mir jetzt im Moment nur in der Beantwortung einer Frage, falls sie jemand stellen würde: Mein Dritter darf auf keinen Fall Gitarre spielen.

Horst Gerbig

Blöß manchmal kommt die Kätthe zum kaffeetrinken

Butter, brot, wurst . . . Brauche ich sonst noch etwas? – Wissen Sie, wenn man alleine lebt, dann braucht man nicht viel. Etwas zum essen oder neue kleider, wenn die alten so kaputt sind, daß man sie nicht mehr flicken kann. Seit meine Klara nicht mehr da ist, und die kinder sind verheiratet, brauche ich gar nicht mehr viel geld. Heizung und strom und wasser noch. Und die miete zahlt die Irene; das ist meine älteste. Die hat selbst schon wieder große kinder, die studieren schon. Aber die Irene ist ja auch schon bald fünfzig; nächstes jahr wird sie es.

Aber ich wollte doch eben noch etwas. Was wollte ich denn? Es ist schlimm, ich vergesse immer alles, ich kann mir einfach nichts mehr merken.

Ach, einkaufen wollte ich. Da muß ich unten noch einen zettel an die tür hängen, daß ich nicht da bin. Für wenn jemand kommt, mich besuchen. Das mache ich nämlich immer so. „Bin einkaufen gegangen“, schreibe ich da immer. „Komme gleich wieder.“ Und meinen Namen: Kurt Magsam. Ich hänge den zettel immer mit tesafilm unten an die haustüre, damit man es gleich sieht; und wenn die türe mal zu ist. Weil, da kann nämlich keiner hochkommen zu meiner wohnung, und wenn ich den zettel dann hier oben hinhänge, findet ihn ja keiner. Da hänge ich ihn immer gleich unten hin.

Ein paar mal haben sie ihn schon abgerissen. Oder meinen namen durchgestrichen und einen falschen hingeschrieben, direkt unter die letzte zeile: „Komme gleich wieder.“ – „Godot“ haben sie da hingeschrieben. Ich weiß nicht, wer das gemacht hat. Ich habe alle klingelschilder abgeguckt, aber ein Godot wohnt nicht hier im haus. Auch in den anderen häusern nicht in dieser straße. Ich kenne auch keinen Godot. Ich habe mir auch schon überlegt, vielleicht ist das mein spitzname. Ich weiß aber nicht, was er bedeuten soll. Vielleicht nennen die mich so hier im haus. Aber gemein ist es trotzdem, denn woher sollen meine bekannten wissen, wie die mich nennen? Und wenn sie einen zettel von Godot sehen, achten sie nicht darauf, weil sie keinen Godot kennen und glauben, sie wären nicht gemeint.

Einmal, da habe ich mich beschwert, wie sie einen zettel abgerissen haben. Nicht, wie sie „Godot“ draufgeschrieben haben, weil, wenn das mein spitzname ist, dann hätte der hausmeister das nur weitererzählt, und sie hätten über mich gelacht. Aber wie sie wieder einmal einen zettel abgerissen haben, da bin ich zum hausmeister gegangen und habe es gemeldet. Aber der hat nur gesagt, das kann er auch nicht ändern, und daß er andere sachen zu tun hat als auf meine zettel aufzupassen. Außerdem würde ich sowieso nie besuch kriegen.

Dabei stimmt das gar nicht. Alle drei wochen sonntags kommen die Elsa und der Bernd. Die Elsa ist meine jüngste. Zwischen ihr und der Irene kommt nur noch die Anna. Ja, und der Otto; aber der Otto ist in Rußland vermißt, im weltkrieg. Dabei war er erst achtzehn, ein jahr jünger wie die Irene. Und der Bernd ist der Elsa ihr mann. Der kommt aus dem Odenwald. Dort wohnen sie ja auch, die Elsa und der Bernd.

Die Irene wohnt auch hier in Frankfurt, mit dem Alf und den kindern. Der Alf ist ihr mann. Aber die kommen bloß selten zu mir. Die bezahlen ja auch meine miete. Aber die meinen, ich soll in das altersheim gehen. Das wollen sie mir dann auch bezahlen. Der Alf ist ja professor an der universität und verdient gut. Und die Irene arbeitet auch. Aber ich will nicht ins altersheim. Ich wohne seit fünfzehn jahren hier, und ich will jetzt nicht mehr weg. Die Anna kommt nur alle fünf Jahre einmal. Weil, die ist nämlich in Kanada verheiratet, und die reise ist immer ziemlich teuer. Ihr mann verdient auch nicht so viel, der ist automechaniker. Sie hat ihn kennengelernt, weil er eigentlich kein kanadier ist, sondern amerikaner, und da war er als soldat hier in der kaserne. Er nennt mich immer Papa, wenn sie hier sind. Wie er heißt, weiß ich nicht. Ich habe mir seinen namen nie merken können. Und heute vergesse ich sowieso immer alles. Er hat auch so einen englischen namen, und den kann ich gar nicht richtig aussprechen. Er hat gesagt, ich soll ihn Sann nennen, und das mache ich auch immer. Die Anna hat gesagt, das heißt „sohn“ auf deutsch. Ich kann ja kein englisch, aber der Sann kann ein bißchen deutsch. Ihre kinder habe ich vor neun oder zehn jahren das letzte mal gesehen. Beim letzten besuch waren sie nicht dabei.

Nur die Elsa und der Bernd kommen sonntags noch; alle drei wochen sonntags. Früher sind die kinder immer noch mitgekommen, aber die sind jetzt auch immer mit freunden unterwegs. Die Elsa hat es auch nicht so weit, die wohnen in Kirchbrombach im Odenwald, und sie haben auch ein auto, und mit dem auto ist es nicht so weit. Aber es ist doch immer eine ganz schöne tour, sagt die Elsa, und der Bernd hat es mit dem kreislauf, und deshalb kommen sie auch manchmal nicht.

Manchmal besucht mich auch die Käthe. Aber das darf ich der Elsa nicht sagen. Die Elsa wird dann nämlich immer wild. Sie sagt dann immer, ich wäre verkalkt und würde spinnen, und die Käthe wäre schon seit vier Jahren tot. Und dann sagt sie auch, ich sollte ins altersheim gehen, und die Irene würde es bezahlen. Aber das will ich ja nicht. Und deshalb erzähle ich ihr lieber nichts mehr von der Käthe.

Die Käthe, das war nämlich eine schulkameradin von mir, auch hier aus Frankfurt. Ihr mann, der Paul, der war aus Sachsen. Aber der ist damals umgekommen, wie sie Frankfurt bombardiert haben. Er hat nämlich nicht einrücken müssen, weil er ja verwundet war, noch vom ersten krieg. Er war acht jahre älter als die Käthe. Und die Käthe hat zuletzt bei ihrer tochter gewohnt, der Marie, in Friedberg. Und da kann sie ja gut nach Frankfurt kommen, da geht ja die u-bahn. Sie besucht mich dann ab und zu zum kaffeetrinken. Dann gehen wir immer vor die Alte Oper und setzen uns dort in der anlage auf eine bank. Schön ist es dort ja nicht, wegen dem verkehr, und weil sie da bauen. Überall zäune und kräne und maschinen und alles so laut. Ich würde ja lieber in den palmengarten gehen oder in den zoo, aber das ist so weit. Ich kann ja auch nicht mehr so gut laufen. Nur abends ist es da schön, vor der Oper, wenn es ein bißchen ruhiger ist und die karnickel rauskommen. Ich hätte ja nie geglaubt, daß es so etwas gibt, mitten in dieser großen stadt. Ich frage mich ja manchmal, wie es überhaupt möglich ist, hier zu leben in all dem betrieb, wo man aneinander vorbeihuscht ohne rücksicht, ohne einander

überhaupt zu sehen. Man kennt ja keinen hier. Aber mitten in dieser stadt, in der anlage vor der Oper, wo überall straßen sind und verkehr und lärm, da leben wilde karnickel. Aber die kommen immer erst spät am abend raus, wenn nicht mehr so viel betrieb ist, so um zehn uhr oder halb elf.

Wenn die Käthe kommt, sitzen wir immer in der anlage. Und dann warten wir, bis sie rauskommen. Aber dann müssen wir uns immer beeilen, weil die Käthe dann auf ihren zug muß; weil, sie muß ja immer noch heim nach Friedberg.

Ich muß jetzt einkaufen gehen. Die Käthe meldet sich nie an, wenn sie kommt. Deshalb hänge ich ihr immer einen zettel an die tür, wenn ich fortgehe einkaufen. Da schreibe ich dann immer drauf, daß ich einkaufen gegangen bin und gleich wieder komme, damit sie bescheid weiß und auf mich wartet. Und vielleicht kommt ja auch einmal die Irene oder die Elsa. Oder die Anna aus Kanada. – Aber die Irene kommt ja sowieso nicht, die zahlt nur die miete. Und die Elsa kommt nur sonntags und die Anna nur alle fünf jahre. Und der Otto war jetzt auch schon seit jahren nicht mehr bei mir.

Der hausmeister sagte ja mal, ich kriege nie besuch. Aber das ist auch nicht wahr.

Früher, wie meine Klara noch da war, da war das natürlich noch ganz anders. Da ist auch die Käthe noch manchmal gekommen. Die hat damals in Friedberg gewohnt. Aber die ist ja dann vor vier jahren gestorben. Und meine Klara ein jahr vorher. Und die kinder sind auch aus dem haus. Die haben selber schon große kinder. Nur der Otto ist in Rußland vermißt. Manchmal denke ich aber, wer weiß, vielleicht lebt er noch und hat in Rußland eine frau gefunden. Vielleicht haben sie auch kinder. Ich würde ihn ja gern noch einmal sehen. Aber ich glaube, er ist tot. Gefallen, wie die meisten damals. Er war ja noch ein kind. Ich habe das ja schließlich selber erlebt, wie das so ist im krieg.

Es stimmt schon, ich bin viel allein heute. Wie ich noch gearbeitet habe, vor zehn, zwölf jahren, da sind manchmal noch kollegen gekommen. Oder wir sind rüber gegangen nach Sachsenhausen. Bei meinem zwanzigjährigen im betrieb, da war sogar der herr direktor mal bei uns zum besuch abends. Meine Klara hat gesagt, du kannst ihn doch mal einladen, und da ist er auch gekommen. Aber jetzt arbeite ich ja nicht mehr, und da habe ich auch mit dem betrieb nichts mehr zu tun.

Ein kollege von mir, der Herbert, der ist zu seinem sohn gezogen, wie seine frau gestorben ist. Aber die haben ja auch ein ganzes haus da oben in Eppstein. Aber die Irene zum beispiel, die haben nur eine wohnung. Da ist ja ziemlich viel platz drin, die zimmer sind alle groß, aber dann haben die kinder ihre zimmer, und da ist doch wieder alles voll. Die wohnungen heute werden ja nur noch für kleine familien gebaut. Und die haben auch gar keine zeit. Der Alf, der Irene ihr mann, ist professor an der universität, und die Irene arbeitet auch, die ist bei der stadt. Die kennt sogar den oberbürgermeister persönlich. Die haben beide den ganzen tag zu tun. Und die kinder studieren schon. Deshalb zahlt die Irene meine miete. Sie sagt immer, ich soll ins altersheim gehen, sie bezahlt es auch. Aber das will ich nicht. Da sind so viele alte leute, die kenne ich alle nicht, und kümmern tut sich sowieso keiner um

mich. Da bleibe ich lieber hier, da kenne ich mich aus. Ich wohne schon fünf-
zehn jahre hier. Und manchmal kommt auch die Käthe zu mir zum kaffee-
trinken.

Vielleicht kommt sie heute wieder, sie meldet sich ja nie an. Ich hänge ihr ei-
nen zettel unten an die tür, weil ich noch ein bißchen einkaufen muß, damit
sie weiß, ich komme gleich wieder, und nicht wieder heimfährt. Sie hat mich
ja schon lange nicht mehr besucht, schon ein paar jahre nicht mehr. Hoffent-
lich ist sie nicht beleidigt und denkt, ich will nichts mehr von ihr wissen, weil
sie kam, und ich war nicht da. Manchmal haben sie meinen zettel nämlich
schon abgerissen. Und wenn die Käthe grad dann gekommen ist, konnte sie
ja nicht wissen, daß ich nur schnell einkaufen war.

Vielleicht hat sie auch gedacht, mir ist was passiert. Man hört ja oft, daß ei-
ner tot in der wohnung liegt, und keiner merkt etwas. Wenn einer nie besuch-
krieg, kann das leicht passieren, besonders in großen städten. Da kennt ja
keiner keinen, und keiner kümmert sich um die nachbarschaft. Man geht ja
keinen was an. Wenn ich die Käthe nicht hätte ... Die Elsa kommt ja auch
nicht mehr so oft, der Bernd hats ja mit dem kreislauf. Sie sagt, das ist eine
ziemliche fahrerei von Kirchbrombach hierher. Und wo die kinder auch
nicht mehr wollen ...

Ich muß der Käthe einen zettel schreiben für den fall, daß sie kommt, daß ich
gleich wieder da bin. Was brauche ich denn eigentlich? Butter, ... wurst ... -
Wissen Sie, wenn man so alleine lebt, dann braucht man nicht viel.

Susanne Späh

Unsere Mondblumen
blühen in allen Weltfriedhöfen

Wir tauschten unsere Krücken
und träumten zurück
in unsere verregneten Augen

fanden uns einzeln wieder
und lauschten schweigend dem Feuer

★

Die Hexen
wenn sie nicht mehr existierten
gäbe es kein Leben mehr

vielleicht
noch einen letzten
sich drehenden Januskopf

der sich zum erstenmal erlebt
und schwindlig es erschaut

Eva fraß den ganzen Apfel

Hans-Peter Gansner Vorwärts – und nicht vergessen

Mittwoch nach Allerheiligen, nach dem verlängerten Wochenende: Ach, hat
das gutgetan. Nach einem verlängerten Wochenende, da spürt man sich wie-
der. In der Kulturgruppe einen Song gemacht: Acht Stunden eine Arbeit /
Die dir nicht gefällt / Es gibt doch noch anderes / Auf diehiesiger We-
helt ...

Trällernd durchs Tor: DURIFER, die Schrift ist noch kaum sichtbar in die-
sem trüben Novembermorgendunst. Diese Scheißkälte draußen, und drinnen
bei den Schmelzöfen diese höllische Hitze. Aber eigentlich können wir froh
sein, überhaupt noch in der Hölle braten zu dürfen, wenn das stimmt mit den
angekündigten ...

Aber was soll denn das.

Die Öfen aus.

He!

Genauso hat's angefangen: Die Betriebskommission beruhigend: Neinnein,
ihr kriegt eure 5,5 % Teuerungsausgleich, das wäre ja gelacht. Schließlich hat
die Teuerung im Jahr auf den Punkt soviel betragen, also?

Und die Entlassungen? Man munkelt. Die *Manager-Post* weiß immer mehr
als wir: 200 sollen eingespart werden, um den Kahn wieder flottzumachen,
stimmt denn das? Ein Vertrauensmann kratzt sich hinter dem rechten Ohr:
Da wird nichts übers Knie gebrochen, Kollegen, das ist der reinste Unterneh-
merstandpunkt, das geht heute so nicht mehr, wir leben schließlich nicht
mehr im letzten Jahrhundert, wo sollen denn all die Leute hin, hier in den Tä-
lern, da gibt's ja nur die DURIFER, das wissen die auch, und wenn die etwas
im Schilde führen, bekommen wir in der Kommission doch als erste Wind
davon, zumindest einen Sozialplan müssen sie ...

Wir wollen keinen Sozialplan, sondern hier arbeiten.

Kultur entspannt, grinst einer, spielen wir Extremsituationen: Wir befinden
uns zum Beispiel am Nordpol; einige erstarren, zitternd, vibrierend vor Käl-
te, andere schlagen sich die Arme um den Leib. Dann lösen wir die Haltung
auf und düsen im Sauseschritt zum Südpol, den wir uns für einmal so heiß
vorstellen, wie die Arbeitsplätze neben den Schmelzöfen. Einer meint: Bei
der Neutronenbombe schmilzt man einfach weg, eine Pfütze bist du nur noch
am Boden. Aber das wollen wir jetzt nicht spielen: Die Öfen reichen uns.
Und doch: Hätten wir die verdammt Öfen nicht, in denen der Schrott des
ganzen Landes eingeschmolzen und dann in Eisenbahnschienen und Armie-
rungseisen verwandelt würde, wo wären wir dann? Auf der Flaumfederinsel
erholen wir uns, und einer schlägt vor, daß wir uns alle in Watte legen.

Mittwoch nach Allerheiligen, Frühschicht nach einem verlängerten Wochene-
nde in der Familie oder in der Kulturgruppe, und dann stehst du da: Lausi-
ge 2,5 % wollen sie ausspucken. Wir brauchen nicht lange zu diskutieren,
auch wenn einer meint: Zuerst Gewerkschaft informieren. So nicht, mit uns
nicht, das nicht. Und die Gewerkschaft? Die bremsen doch. Arbeitsfriede,

höhnt einer, Friedhofsriede. Mit uns nicht! Wir legen die Arbeit nieder. Wo zu, lacht einer, wir haben sie doch gar nicht aufgenommen? Wo ist denn die Betriebskommission, wieso haben die nichts gewußt? Sie sei hintergangen worden, meint einer. Das ist ja nicht das erste Mal: Vor zwei Jahren, bei der ersten Entlassungswelle, hat die Firmenleitung sie auch übertölpelt. Aber jetzt ist Schluß, basta.

Je Streik, desto Kultur: Zeit haben wir in Hülle und Fülle. Gewitzt durch die Erfahrungen der letzten Zeit spielen wir überzeugend Redensarten:

Sich durchs Leben schlagen: Die Kollegen schleudern die Fäuste nach vorn durch die Luft, ungeachtet, ob jemand im Weg ist. Niemand kommt mit einem blauen Auge davon, alle sind danach am ganzen Körper mit blauen Flecken übersät.

Jemandem einen Bären aufbinden: Ein besonders übergewichtiger Kollege, der sich in Verhandlungen immer wieder weich gezeigt hat, wird einem schwächlichen Kollegen auf den Rücken geladen. Erst als dieser zusammenbricht, sieht der weiche Kollege die Gefahr des Bärenaufbindens ein und will selber wieder herunter, obwohl es ihm auf dem Buckel des anderen nicht so sehr mißfallen hat.

Jemand an der Nase herumführen: Das ist leicht. Man muß nur genügend schnell sein, daß einen nicht vorher ein anderer bei der Nase nimmt.

Jemand auf den Arm nehmen: Da müssen schon zwei her, um das fertigzubringen.

Jemandem Sand in die Augen streuen...

Die Betriebsleitung meint kategorisch: Entweder wird gestreikt oder verhandelt. Ihr befindet euch in einem gesetzlosen Raum. Was ihr da macht, ist Vertragsbruch. Wir haben mit der Gewerkschaft ein Stillhalteabkommen ausgehandelt, das bedingt völligen Streikverzicht eurerseits. Wir können alle restlos und nullkommaplötzlich aussperren, dann seht ihr. Abgesehen davon warten in den Tälern Tausende von Familienvätern nur darauf, euch ersetzen zu dürfen. Mit geschleckten Fingern kommen die. Aber wieso bekommen wir nur 2,5 %, wenn die Teuerung 5,5 % betrug? Ja, das ist nicht unser Problem, unseres ist das Defizit von 20 Millionen. Wir müssen gemeinsam den Gürtel enger schnallen, wir müssen gemeinsam die Kosten der Krise tragen. Ja, ihr habt den John-Valentines-Fitness-Club, da könnt ihr ihn schon enger schnallen.

Das Lehrstück vom Kaufmann und vom Kuli (ohne Streik hätten wir niemals Mumm und Zeit gehabt, so was anzufangen): Ein Kuli muß den ganzen Proviant eines Kaufmanns durch die Wüste tragen, weil der irgendwo ein Ölloch entdecken und Extraprofite ausgraben will. Der Kuli geht gebückt, ungeschützt unter der sengenden Wüstensonne, ohne Schuhe, so daß ihn die glühenden, spitzen Steine stechen. Der Führer, den der Kaufmann wegen seiner Kenntnisse der Gegend angestellt hat, muß den Kuli auf Geheiß des Kaufmanns bis zum Gehnichtsantreiben. Der Kuli bricht beinahe zusammen. Er ist schlecht bezahlt und muß trotzdem weiter, weiter und immer

schneller, so will's der Kaufmann. Der Führer fühlt zwar mit dem Kuli, aber er ist vom Kaufmann bezahlt. Eine Stimme in der Kulturgruppe: Ich weigere mich, den Kuli zu spielen. Ich bin doch nicht maso. Ein anderer: Dann bist du weg vom Fenster.

Die Betriebskommission versteht unsere Position: Klar, die 5,5 % sollten drin liegen, und die Zusicherung, daß es zu keinen Entlassungen kommen wird. Aber Streik, Kollegen, das hättet ihr nicht machen dürfen. Versteht ihr denn nicht: Damit schwächt ihr unsere Verhandlungsposition. Die sagen doch jetzt: Aber, gute Leute, ihr habt doch die Arbeiter gar nicht mehr in der Hand, seid ihr denn überhaupt noch repräsentativ für die Belegschaft? So reden die, versteht ihr. Und dann stehn wir da mit abgesägten Hosen und gucken in den Mond. Jedenfalls: Heute schon verhandeln wir über eure Forderungen. Wir wollen den Konflikt doch auf friedliche Art regeln. Und daß die uns schon einmal hinters Licht geführt haben, damals vor zwei Jahren, das wird ihnen teuer zu stehen kommen, das wird für uns ein ganz starkes Argument sein, Kollegen, aber streiken hättet ihr nicht dürfen. Und wo wären wir jetzt? fragt einer.

Die Haltung eines Kaufmanns einnehmen, das entspannt prächtig: In leichter Safarileidung, Tropenhelm und Wüstenschuhen, im Schatten eines Sonnenschirms bewegt er sich wiegenden Schrittes hinter dem Kuli her. Wieso nicht ein Liedlein pfeifen? Das Wandern ist des Kaufmanns Lust...

Doch die Kulis, die minutenlang schon gebückt durch den Sand stapfen, was in Wirklichkeit tagelang dauert und sich im glühenden Sand abspielt, beginnen wutentbrannt auf den Parkettboden zu stampfen: Bald hängt der Saal des Gewerkschaftshauses voller Staubschwaden, und Führer und Kaufmann brechen in entsetzliches Husten aus. Aufhören, rufen sie, aufhören, wir machen eine Pause!

Verhandlungen gescheitert, Betriebskommission wegen Führungsschwäche gerüffelt. Wenn DURIFER das Jahr 2 000 erleben wolle, und das wollen wir doch alle, oder etwa nicht?, dann müsse mit 2,5 % vorlieb genommen werden. Der Stahlbeton, der im Ausland hergestellt werde, sei so schon viel billiger als unserer, der werde vom Staat subventioniert, beispielsweise in der BRD, da ziehe der Staat die Stromkosten ab, da können wir natürlich nicht mitziehen. Denkt doch an die Japaner, die haben's gecheckt, die machen sich sogar selbst für Lohnkürzungen stark, weil sie international konkurrenzfähig bleiben wollen, jawoll, das sind Goldjungens. Wenn ihr nicht endlich vernünftig werdet, geht hier alles kaputt, wißt ihr denn, wieviel euer wilder Streik die Firma schon gekostet hat? Das könnt ihr euch gar nicht vorstellen.

Die Kulturgruppe spaltet sich: Hie Kaufleute, hie Kulis. Schreien die Führer: Und wir?

Ihr, heißt es von beiden Seiten, müßt euch entscheiden.

Die Führer sind sich uneins: einige wenige entscheiden sich für die Seite der Kulis, wo sie auch herkommen; viele landen jedoch – was der Brecht eigentlich nicht vorgesehen hat im Lehrstück – bei den Ausbeutern. Allerdings grinsend, das ist ein Trost. Die beiden Gruppen beginnen, sich im Kreis zu bewe-

gen. Die Kaufleute: drängend; die Kulis: hemmend. Die desorientierten Führer dazwischen, als Puffer. Darüber sind die Kaufleute froh, denn sie fürchten den Hautkontakt mit denen, die sie unter sich „Arbeitstiere“ nennen. Oder „Stimmvieh“, je nachdem.

Zwei von unseren „Vertrauensleuten“ sind umgekippt: Sie rufen uns zur Solidarität mit dem notleidenden Betrieb auf, der nur durch unseren Verzicht wieder auf Damm gebracht werden könnte. Bis wir aus dem Wellental raus seien, müßten Arbeitgeber und Arbeitnehmer *solidarisch* gegen die Auslandskonkurrenz kämpfen. In der Betriebsversammlung ruft einer unserer Kulturgruppe, indem er sich an die versammelten Kulis wendet: Deiner Ausbeuter Wettkämpfe / Sind nicht die deinen. Der Nützlichste / Hat den schlechtesten Lohn. Und die ganze Kulturgruppe wiederholt es – im Chor. Viele Kollegen fallen mit ein. Auch die Mitglieder der Betriebskommission, die noch zu uns halten. Wie lange noch?

Chorprobe: viele neue Gesichter. Vorwärts! Kaufmann! Unsere / Städte entstanden / In großen Wettkämpfen! Halt, ruft einer dazwischen, wieso heißt hier die Sprache der Unternehmer „Vorwärts“? Ist das nicht ein Wort von uns? Einer erzählt – er hat ein Faschismusseminar der Gewerkschaft besucht –, wie schon in den dreißiger Jahren die Nazis zum Beispiel die Lieder und Parolen der Arbeiterbewegung geklaut hätten. Und so sei das auch heute wieder. Oder ob die Firmenleitung nicht gerade heute morgen von „Solidarität“ gesprochen habe? Eben, und früher hieß das: „Volksgemeinschaft“, liebe Kollegen, jawohl, und „Volksgenosse“. Alles schon mal dagewesen.

Eigentlich haben die ja recht: wir schneiden uns ins eigne Fleisch mit diesem Streik. Die hätten doch längst nachgegeben, wenn sie könnten, ja, sie haben doch gesagt, der Streik koste sie Unsummen. Also. Gestern hat schon wieder ein Ofen gebrannt. Streikposten? Dann haben wir die Schrotterei auf dem Hals, das kann ich euch flüstern. Überhaupt: Was macht ihr eigentlich dauernd im Saal des Gewerkschaftshauses? Gestern abend hab ich euch noch nach Mitternacht brüllen und toben hören wie Verrückte. Man könnte fast meinen, ihr seid so eine Selbsterfahrungssekte. Was wird da eigentlich getrieben? Wir proben den Kampf, sagt einer. Komm doch auch mal vorbei. Ich weiß nicht: Kampf, Kultur, geheuer ist mir dabei nicht. Die Gewerkschaft hat doch mitgeteilt, sie würde mit allen Mitteln versuchen, den psychologischen Druck, unter dem wir seit Jahren stehen, abzubauen, weitere Massenentlassungen zu verhindern und der DURIFER-Arbeitnehmerschaft wieder Vertrauen in die Geschäftsleitung zu vermitteln.

Gut auswendig gelernt, meint einer, und vor zwei Jahren, da war unser Vertrauen ja auch riesengroß. Dafür ist dann mehr Schrott aus dem Betrieb rausgekartt worden als in die Öfen hinein, Menschenschrott nämlich, schon vergessen?

Der Name ist schnell da: KULTURIFER, und am nächsten Tag sind wir vor dem Tor und begleiten die Arbeitswilligen mit Trauerchorälen durchs Tor. Wenige sind's, die sich einschüchtern ließen; die andern haben alle gemerkt:

Hier geht's nicht nur um die 5,5 %, hier geht's darum, ob die mit uns machen können, was sie wollen, oder ob wir die Arbeiter auch noch was zu sagen haben. Zwei Chöre werden schnell gebildet: der eine feuert die Streikbrecher an, der andere die Streikenden. Überflüssig zu sagen, daß der zweite bessere Argumente hat.

Das Feuer schwelt, es steht kurz vor dem Ausbruch: Die Firmenleitung hat mit Polizeieinsatz gedroht, wenn die Arbeitswilligen weiterhin angepöbelt würden. Wieso denn, fragt einer unschuldig, wir haben sie doch bloß angesungen?! Unsere Vertrauensleute haben schwarze Ränder unter den Augen: seit Tagen ist von Schlaf keine Rede, nur kurze Verhandlungspausen liegen drin. Die amerikanische Muttergesellschaft will die notwendigen Investitionen nur dann vornehmen, wenn der Streik sofort abgebrochen wird. Aber was bringen uns die Investitionen ohne eine Zusicherung, daß damit nicht Arbeitsplätze abgebaut werden? Also ist der Schwarze Peter bei der Firmenleitung – ein ehemaliger Bundesrat sitzt übrigens im Verwaltungsrat –, sie will ja die Kohle, um uns abzubauen. Dann löscht eine Meldung jäh die Glut: die 5,5 % werden geschüttet.

Freudentaumel. Unsere Lieder heizen ihn an. Doch dann die langen Gesichter: Dafür gibt's Kurzarbeit. Die Streikfront bröckelt sichtbar ab. Denn einige wollten schon lange weniger arbeiten, darunter auch ich. Ich denke an das Lied, das wir zusammen gemacht haben an jenem verlängerten Wochenende um Allerheiligen. Wie weiter?

Manfred Wieninger a touch of the poet

kühl und rosig und
mitner tolle aus schmutzigbraunem
blond

rosig dampfter
bier schwampfter
so ister
so sprichter

„Fremd war die Welt
mir jeden Tag,
noch immer fremd,
als ich erlag.“

das publikum versteht
weils aus verwandtschaft besteht

I

Elblingen – eine kleine Großstadt in der Bundesrepublik. Es ist Mitte Herbst. Die alljährliche Strategietagung im Kulturdezernat findet statt.

„Die Marschroute ist klar“, verkündet Dr. Meyer-Ueberroth, der zuständige Dezernent, „wir müssen im kommenden Haushaltsjahr mit weniger Mitteln auskommen. Unsere Frage muß also sein: wie können wir mit dem geringen Etat eine größtmögliche Wirkung erzielen?“

Brainstorming. Könnten wir nicht... Wie wäre es, wenn... Ich würde dann schon eher vorschlagen, daß... Zu teuer... Wen interessiert das... Gibt's doch schon überall... Wäre zu prüfen... Vielleicht...

Gegen zehn Uhr abends vertagt man sich ohne Ergebnis für eine Woche, dann hat Dr. Meyer-Ueberroth die Lösung gefunden. „Kommen Sie mal ans Fenster, meine Damen und Herren“, sagt er in der Sitzung. „Da drüben sehen Sie die neue Literatur“, fährt er fort und deutet auf eine Hauswand gegenüber dem Rathauskomplex. Ein Graffiti verkündet dort in großen schwarzen Lettern:

Jeder Mensch erledigt seine Arbeit

Die Soldaten erledigen den Frieden

„Das ist zwar noch keine Kunst“, sagt er, „aber wenn man die Möglichkeiten sieht, die darin stecken, läßt sich mit ein bißchen Organisation und einem tragfähigen Konzept etwas Ordentliches daraus entwickeln.“

Mit beredten Worten schildert er die Vorteile seines Projektes:

Spraydosen kosten nicht viel; die Texte kommen unter die Leute, ob sie wollen oder nicht; außerdem werde damit wirkliches kulturpolitisches Neuland beschritten. „Graffiti! Das ist unser Knüller!“ so schließt er begeistert. „Elblingen wird die Hauptstadt des literarischen Graffiti!“

Zustimmendes Kopfnicken bei allen, auch bei denen, die dagegen sind. Herr Neuenfels, ein Mitarbeiter, bringt das Konzept auf die griffige Formel: preiswert, publikumsorientiert, provokativ: p - p - p. Allgemeine Heiterkeit. Um jeden Zweifel an seiner Loyalität zu zerstreuen, läßt er sich sofort mit der Koordination des Projektes „Elblinger Graffiti“ betrauen.

Ein erster Aktenordner wird angelegt.

II

Aus dem Protokoll der Mitgliederversammlung der „Allgemeinen Literarischen Gruppe Elblingen e.V.“ vom 21. 11.:

„... wies Herr Neuenfels vom hiesigen Kulturdezernat darauf hin, daß vorerst dafür die Betonwände am Neuen Marktplatz Nordseite, die Lärmschutzwand des Autobahnzubringers im Bereich der Siedlung Elblinger Anger und die Fußgängerunterführung im Bahnhofsbereich vorgesehen seien. Interessenten sollen einen Textvorschlag mit Name, Anschrift und benötigter Qua-

dratmeterfläche beim Kulturdezernat z. Hdn. Hn. Neuenfels einreichen, und werden wir dann die benötigte Anzahl Sprühdosen erhalten. Herr Neuenfels wies darauf hin, daß die Stadt sich eine Endredaktion der Texte vorbehalten muß wegen des experimentellen Charakters der ganzen Sache und sollen wir es nicht mit Zensur verwechseln. Auch mundartliche Beiträge werden in gegebenem Rahmen berücksichtigt.“

Etwa zur gleichen Zeit erreichte den Kulturdezernenten persönlich ein Brief vermischten Inhalts aus der Feder des ortsansässigen Literaturpapstes Arp Strickwater, mehrfach preisgekröntem Naturlyriker und Kulturkritiker vor allem der regionalen Tagespresse; er schloß mit den Worten: „PS: Die Idee mit den Graffiti finde ich sehr gut, lieber Meyer-Ueberroth, habe selber schon Gedanken in diese Richtung seit langem gehegt und dabei vor allem an die Ostwand des Hallenbades gedacht, die mir die einzig geeignete Fläche für mein Poem ‚ein zwei baum drei‘ aus meinem neuesten Band ‚Zahl und Rinde‘ zu sein scheint.“

III

Aus dem Bericht einer Polizeistreife einige Wochen später, Mitte Februar:

„... wurden wir gegen 14.15 Uhr über Funk zur Südwesttangente gerufen, wo wir zwei Männer vorfanden, die in Höhe des Spielplatzes Elblinger Anger den Lärmschutzwall mit Texten besprühten, wie zwei Anrufer kurz vorher unabhängig voneinander die Polizeiwache Süd informiert hatten. Obwohl die beiden Männer sich ausweisen konnten und behaupteten, in offiziellem Auftrag zu handeln, konnten sie keine Genehmigung oder irgendeinen Berechtigungsschein vorweisen und wurden deshalb zur Überprüfung ihrer Personalien mit aufs Revier genommen. Außerdem wurden am Tatort zwölf Dosen Sprühlack in den Farben Schwarz, Grün und Lila sichergestellt. Da die Verdächtigen auf der Wache bei ihrer Behauptung blieben und zudem ständig wiederholten, sie würden einem höheren Zweck dienen, wurde bei beiden eine Blutprobe angeordnet.“

Nach der Nennung der Personalien fährt der Bericht fort:

„Obwohl beide nicht vorbestraft sind, wurden die Texte in Ablichtungen zur weiteren Auswertung ans BKA Karlsruhe weitergeleitet, da zumindest der erste einen Aufruf zu kriminellen Handlungen zu enthalten scheint.“

Es handelt sich dabei um folgendes Gedicht, von dem hier nur der Anfang wiedergegeben werden kann, da der Autor ja nicht mit seiner Arbeit fertig geworden war:

ANTWORT AN H.

Reiß diese Mauern ein!

Dahinter, Hölderlin,

Sind Blumen und Sonnenschein

Und Schatten der ...

Das Protokoll schloß mit den Worten:

„Nach dem im Text genannten Hölderlin wird noch gefahndet.“

Zwar hatten die örtliche Presse und der Rundfunk im Regionalprogramm auf die Aktion hingewiesen, aber leider nehmen bekanntlich nur die wenigsten Zeitgenossen von Kulturmeldungen Kenntnis. Immerhin war die direkte Folge dieser Festnahme die Ausgabe von offiziellen Berechtigungskarten zum Anfertigen von Graffiti-Literatur.

Doch das war nicht das einzige Problem. Wie man sich denken kann, kam es immer wieder zu Konflikten mit den illegalen Graffiti-Schreibern. Nicht nur daß die Spontis, Anarchos etc. sich verständlicherweise durch die Literaten – ‚Lillis‘ wurden sie von der Alternativpresse spöttisch genannt – in ihrer Ehre gekränkt fühlten; umgekehrt beschwerten sich die Poeten darüber, daß der Wert ihrer Kunstwerke leiden würde, wenn daneben plötzlich politische Parolen oder Sentenzen stünden. So hatte etwa einer ein längeres Gedicht an eine Wand gemalt und eben seinen Namen darunter gesetzt, als er beim Zurücktreten merkte, daß jemand vorher mit großen Lettern auf die Fläche daneben die Worte „Alles Scheiße“ gepinselt hatte.

Zudem kam es vor, daß Texte davon einfach übermalt wurden, wodurch sich häufig ihr Sinn änderte. So waren in einem feministischen Gedicht mit dem Titel ‚Ode an Sappho‘, das mit den Worten „Seht, Schwestern!“ begann, in dieser ersten Zeile das Komma und das ‚S-C-H‘ des Substantivs übersprüht worden.

Im Laufe der Zeit sahen die Illegalen jedoch, daß die Wirkung ihrer Parolen verblaßte, und so gaben sie allmählich auf und wanderten in die Nachbarstadt ab.

Ein weiteres Problem bestand darin, daß die Koordination innerhalb der Verwaltung nicht reibungslos funktionierte. Deshalb passierte es z. B., daß die Stadtreinigung den ersten Teil von Arp Strickwaters Poem ‚ein zwei baum drei‘ von der Ostwand des Hallenbades entfernte, während dieser gerade dabei war, den Rest seines Textes, der nicht mehr hingepaßt hatte, auf die Südwand zu sprühen. Wie er hielten sich nämlich auch andere nicht an die zugestandene Flächengröße, vor allem weil sie – der neuen Ausdrucksweise noch nicht recht mächtig – entweder die Buchstaben oder den Zeilenabstand zu groß gemacht hatten. Darüber hinaus kam es zu peinlichen oder sinnentstellenden Verschreibern. So vergaß z. B. einer in der Zeile „Ich bin ein Poet“ im letzten Wort das ‚e‘.

Das Kulturdezernat sah sich also gezwungen, zum verwaltungsinternen Gebrauch und für die Poeten selber eine sogenannte „Graffiti-Ordnung“ zu erlassen. Darin hieß es unter anderem:

„1. Die Stadt Elblingen stellt Schriftstellern auf deren Antrag hin Wandflächen (sog. Literaturwände) im Stadtbereich zum Aufspüren von Texten, sog. Graffiti, zur Verfügung. Diese Flächen sollten pro Text eine Höhe von 2,38 m und eine Länge von 6,52 m (sog. Literaturwandgrundnormfläche DIN LIT A01) nicht überschreiten.

....

3. Die Zuteilung einer Literaturwand setzt die Teilnahme an einem sechsstündigen Graffiti-Sprühkurs an der VHS Elblingen voraus, an de-

ren Ende jeder Teilnehmer eine Prüfung ablegen muß, die aus zwei Pflichtteilen (Alphabet vorwärts; arabische Ziffern oder Satzzeichen) und einem Kürteil (freies Sprühen) besteht.

4. Nach erfolgreichem Ablegen der Prüfung erhält jeder Antragsteller einen Ausweis (sog. Graffitzertifikat), der ihn berechtigt, auf einer der unter 1. genannten Flächen je einen Text aufzusprühen.

Von überall her drängten sich die Leute in diesen in der BRD einmaligen Kurs, und bald waren über 100 Menschen im Besitz eines solchen Berechtigungsscheines, der im VHS-Jargon ‚Sudelkarte‘ hieß.

V

So waren fürs erste die Probleme mit den Poeten behoben, doch gab es noch manche Auseinandersetzungen innerhalb der Bevölkerung Elblingens, die vor allem in der heftigen Leserbriefdebatte im Lokalblatt ihren schriftlichen Ausdruck fanden. Da war einerseits die Rede von „Schmierereien und Sudeleien, die vorgeben, Kunst zu sein“, während die Befürworter die Gegner als „ewiggestrige Kunstbanausen“ und als „Verfechter einer abgestandenen Weihrauchkultur“ titulierte. Der Graffitibeauftragte, Herr Neuenfels, mußte des öfteren vor Ort seinen Poeten zu Hilfe kommen, und in einem Falle mußte sogar die Polizei eingreifen, als Freunde und Feinde der Graffiti-Literatur über einen Text in eine tätliche Auseinandersetzung miteinander geraten waren.

So standen die Dinge, als die Opposition das Thema ‚Graffiti‘ auf die Tagesordnung einer Stadtratssitzung setzen ließ. Darüber ein Auszug aus dem Lokalteil der ‚Elblinger Neuesten Nachrichten‘ vom 27. 5.:

„Im Mittelpunkt der gestrigen Stadtratssitzung stand aber vor allem das Thema ‚Graffiti-Literatur‘. Zuerst verteidigte Kulturdezernent Dr. Meyer-Ueberoth sein Konzept, indem er sagte, hier sei ‚mit wenig Geld Literatur für viele, Volkskunst im besten und breitesten Sinne‘ entstanden. Dem hielt Oppositionsführer Dr. Vogeler entgegen, hier würden ‚Steuergelder für eine Scheinkunst vergeudet, deren geistiges Umfeld in der Terroristen- und Anarchoszene zu suchen‘ sei. Dies war der Mehrheit im Plenum wohl doch zu starker Tobak, denn der Vertreter der Liberalen beschwor unter langanhaltendem Beifall die Gemeinsamkeit der Demokraten. Der Stadt, sagte er, sei nicht damit gedient, daß man sie in eine gute und in eine böse Hälfte auseinanderdividieren wolle. Auch er könne sich nicht mit jeder neuen Idee im kulturellen Bereich anfreunden, andererseits müsse gerade hier Freiheit herrschen. In diesem Zusammenhang erinnerte er an Luthers Thesenanschlag. Außerdem versprach er sich positive Impulse für die Farb- und Lackindustrie. Gerade hier hakte ein Vertreter der Grünen ein, der eine Unterstützung des Projektes davon abhängig machte, daß nur Sprühdosen mit umweltfreundlichem Treibgas verwendet werden dürften.“

Da insgesamt die Skeptiker überwogen und viele Stadträte der Mehrheitsfraktion nur aus Parteidisziplin für ihren Dezernenten gestimmt hatten, war klar, daß die Aktion entweder aufgegeben oder aber als Ergebnis mit bundes-

weiter Resonanz durchgezogen werden mußte, am besten mit großen Namen. Ersteres hätte wahrscheinlich das Ende des Dezernenten bedeutet, und so blieb ihm nur die zweite Möglichkeit. Vorwärtsverteidigung war angesagt. Erfolge mußten her.

VI

Also wurde als nächstes ein Stadtschreiber für Elblingen engagiert, einer der mit Sprühdosen umgehen konnte. Die Wahl fiel auf einen jungen, aufstrebenden Poeten, dessen neuer Roman in Kürze bei einem renommierten Verlag erscheinen sollte, der für die nötige Publizität der Aktion zu sorgen versprach. Da mit der Auszeichnung ein halbjähriger kostenfreier Aufenthalt und ein monatliches Taschengeld von 1 200,- DM (launig als ‚Sprühpfennig‘ bezeichnet) verbunden war, nahm er dankend an, auch wenn Dr. Meyer-Ueberroth in einem Vorgespräch angedeutet hatte, daß man von ihm „größere Aktivitäten in diesem Breitenbereich der Literatur“ erwarte. Im Klartext hieß das dann, daß sich unser Jungautor an einem Montagfrüh mit einem ersten Karton von 24 Sprühdosen und seiner Geschichte „Eines Morgens im Kaufhaus gingen die Türen nicht auf“ aus seinem letzten Prosaband vor der Begrenzungsmauer des Heizkraftwerkes wiederfand.

Doch das waren erst die Anfänge. Während die ortsansässigen Poeten weiterhin kleinere Wandflächen in den Randgebieten und Vororten mit ihren Texten besprühten, errichtete man in der Fußgängerzone eine „Mauer der Literatur“. Für jeden Autor, der Elblingen besuchte, wurde sie um ein Stück verlängert, und auf diesem Abschnitt konnte dieser dann nach Lust und Laune eine Art literarischer Visitenkarte abgeben, die sehr publikumswirksam war, d. h. medienfreundlich; zudem ließen sich dort jederzeit Büchertische aufstellen, was sich gerade im Sommer zur Touristenzeit als besonders lukrativ erwies. Viele Autoren machten plötzlich einen Abstecher nach Elblingen, sich so einen „langgehegten Wunsch“ erfüllend, wie sie gestanden, wenn sie der Graffitibeauftragte endlich erkannt hatte, der sich fast jeden Nachmittag hier einfand, um „Dichter zu fangen“, wie seine Kollegen im Amt süffisant bemerkten. Bald sprach sich herum, daß ein Buch eines Poeten, lässig an die Brust gedrückt, Name und Titel nach außen, das beste Erkennungszeichen war, und bald teilte eine zusammenhängende Mauer die Haupteinkaufsstraße auf eine Länge von 580 Metern in zwei Hälften.

Als besondere Attraktion stellte sich das Graffiti-Labyrinth heraus, das man im Elblinger Stadtpark errichtete. Hier sprühten Autoren längere Texte fortlaufend an die Wand, und wer den Faden der Erzählung fand, konnte – ihm wie einem Ariadnefaden folgend – den Ausgang erreichen. Die Wände wurden immer wieder umgestellt, um die Spannung zu erhöhen, und die Einrichtung fand großen Anklang bei den Elblingern, wenngleich sie 8,- DM Eintritt zahlen mußten. Das Ganze fand jedoch ein unrühmliches Ende, als ein Vertreter der experimentellen Lyrik seinen Zyklus „ich habe 1 Bein“ an die Wand sprühte und die Leute reihenweise die Orientierung verloren, weil sie nach „du hast 2 Bein“ und „er hat 3 Bein“ fälschlicherweise nach links in Richtung „sie hat 4 Bein“ abgelenkt waren, wo sie doch rechts in Richtung

„wieviel Bein haben wir“ hätten gehen müssen. Es kam zu chaotischen Szenen, mit Ohnmachtsanfällen und Kreislaufzusammenbrüchen unter den herumirrenden Besuchern, die in ihrer Panik und Hysterie schließlich die Wände niedertrampelten.

Aber das waren vereinzelte Rückschläge, die die Graffiti-Literatur in Elblingen nicht mehr stoppen konnten. Immer häufiger wurde nun bei städtischen Baumaßnahmen darauf geachtet, daß mindestens eine Wand ohne Fenster und Türen errichtet wurde, um so das Gebäude „besprühbar“ (Fachjargon) zu machen, und in jeder Sitzung des städtischen Bauausschusses erhob der Graffitibeauftragte seine mahnende Stimme: „Elblingen muß eine Stadt der Graffiti werden.“

VII

Und Beharrlichkeit führt bekanntlich zum Ziel. Die ersten Erfolge stellten sich ein. Immer wieder berichteten die Feuilletons überregionaler Zeitungen und die Kulturredaktionen von Rundfunk und Fernsehen über die Anstrengungen Elblingens auf dem Gebiet des literarischen Graffiti – eine Sammlung von Zeitungsausschnitten ging den Stadtratsfraktionen im November zu. Die Duden-Redaktion trug folgende Neuprägung in die Neuaufgabe ihres Fremdwörterlexikons ein: ‚graffitisch‘ als Adjektiv und das Verb ‚graffitieren‘ als Alternative zum umständlichen ‚Graffiti machen‘.

Die Elblinger Literaturmauer wurde ins „Guinness-Buch der Rekorde“ aufgenommen.

Dann, im Dezember, wurde das Kulturdezernat der Stadt Elblingen wegen seines „engagierten Eintretens für die bürgernahe Kunstgestaltung des urbanen Bereiches durch Graffiti“ ausgezeichnet mit der Friedrich-August-Wilhelm-Medaille der privaten Stiftung „Humanismus und Beton e.V.“.

Last but not least erschien Elblingen auf der Vorschlagsliste des vom Innenministerium bundesweit ausgeschriebenen Wettbewerbes „Unsere Großstadt soll schöner werden“.

VIII

So konnten denn nun Dr. Meyer-Ueberroth und sein Graffiti-Beauftragter Herr Neuenfels zum Generalangriff übergehen. Und so fanden nach intensiven Vorbereitungen im August folgenden Jahres die „1. Elblinger Tage der Graffiti-Literatur“ statt, von Insidern als „Elblinger Sprühtage“ bezeichnet. Auf dem Programm standen Vorträge („Entwicklungstendenzen im modernen Sprühgedicht“), Symposien („Kafka an die Wand?“), Diskussionen („Sprühen oder Pinseln?“), Filme („Sprühender Lorbeer“), Aktionen („Familien sprühen ihre Konflikte“), Ausstellungen („Spray-Welt/Welt-Spray“) und Workshops („Sprühen für Anfänger“).

Es war ein internationales Ereignis, an dem drei Nobel- und sieben Büchnerpreisträger, fast das gesamte PEN-Zentrum der BRD, Delegationen von Schriftstellerverbänden aus über 70 Ländern teilnahmen, kurz: beinahe die ganze Hautevolee des internationalen literarischen Who is Who war in Elb-

lingen versammelt, so viele jedenfalls, daß das Fernbleiben von fünf berühmten Dichtern, die abgesagt hatten, weil einer der Sponsoren der Veranstaltung ein ortsansässiger Farben- und Lackkonzern war, nicht mehr als ein müdes Lächeln hervorrief.

Die Schirmherrschaft hatte der OB übernommen, der in der Eröffnungsveranstaltung seine Begrüßungsrede mit den vielbeachteten Worten schloß: „Lassen Sie ihren Geist sprühen!“ Dabei hatte er in seiner bekannt jovialen Art eine kleine Spraydose aus seiner Brusttasche gezogen und dreimal in Richtung auf die versammelten Dichter draufgedrückt. Den Einführungsvortrag hielt der international renommierte Graffitologe Prof. Dr. Schwarzenbach vom Max-Planck-Institut für vergleichende Verhaltensforschung über „Das Reviermarkierungsverhalten von adoleszenten Lämmergeiern“. Die Quintessenz seiner Rede waren die Worte: „Was für den Geier Fels und Exkrement, sind für den Dichter Sprühdosen und Wände!“

Jeder Teilnehmer hatte von den Organisatoren eine Büchertasche voll Spraydosen mit verschiedenen Farben erhalten, und so sah man in den nächsten Tagen lauter Dichter durch Elblingen streifen, mit der Sprühdose in der Hand, hier und dort ein Gedicht, einen Satz, manchmal nur einen Laut versprühend, wie etwa GF Schucha, der Hauptvertreter der Minimalliteratur. Der Volksmund erfaßte die Situation rasch: der Kalauer „Dichter Nebel“ für Dunst aus Spraydosen machte die Runde, wie der „Spiegel“ meldete.

Großes Aufsehen erregte der offizielle Vertreter der VR China mit der Ankündigung, sein Land werde die Elblinger Anregung aufgreifen und die Chinesische Mauer dem Internationalen PEN-Zentrum zur Verfügung stellen. Daraufhin kamen Gerüchte auf, daß auch das Empire State Building, der Gran Canyon und die Cheops-Pyramide nicht mehr tabu seien.

Einer der Höhepunkte der Tage war eine Ausstellung von Graffiti, zu der aus der ganzen Welt Exponate nach Elblingen gebracht worden waren. Lediglich die DDR hatte sich geweigert, wenigstens Teile der Berliner Mauer zur Verfügung zu stellen.

Das Wetter war hervorragend. Die an verschiedenen Stellen der Innenstadt aufgestellten Mauern wurden von den Elblinger Bürgern dankbar angenommen, und unter Anleitung erfahrener Sprühpöten kam es zu spontanen Graffiti-Literaturaktionen.

Für die Autoren selber hatte man im Burggraben Literaturwände und Litfaßsäulen aufgestellt, und ein interessiertes Publikum beobachtete alltäglich, wie die Schriftsteller, anfangs oft ungenau, dann immer sicherer werdend, ihre Texte auf die zwei Meter hohen Flächen versprühten, z. T. sogar unter Wettbewerbsbedingungen. Zu einem vielbelächelten Zwischenfall kam es anläßlich des Wettgedichtens in der 2x4-Meter-Klasse für „Lyriker mit mindestens vier Gedichtbänden“, als der Schriftsteller Anselm P. auf den neben ihm schreibenden Karlheinz K. deutete, seine Spraydose hinwarf und ausrief „Neben dem sprüh ich nicht“, worauf dieser ihn als „Dilletanten“ bezeichnete, zu Boden riß und vom Scheitel bis zur Sohle mit rosa Streifen einfärbte.

Dennoch war die Stimmung eher aufgeräumt, locker, wie auf allen derartigen Kongressen. Bursche Geschichten machten auf den abendlichen Weinpro-

ben die Runde wie die vom Dichter F. N., der eine Farbdose mit seinem Mundspray verwechselt hatte und jetzt mit gelber Zunge herumlief.

Als man nach einer Woche sich trennte, war jedermann hochzufrieden, in zwei Jahren würde man sich wieder treffen: Elblingen war die Hauptstadt des literarischen Graffito, daran bestand kein Zweifel, es hatte Berlin und New York den Rang abgelassen, wie man in der Titel-Geschichte nachlesen konnte, die der „Spiegel“ dem Ereignis nachschickte. Eine große Farbreportage im „Stern“ und mehrere kurze Beiträge, geschickt im Nachmittags- und Abendprogramm des Fernsehens plziert, sorgten für den nötigen Absatz der Videocassetten, die die Verlage von den Bemühungen ihrer Autoren gedreht hatten.

IX

Die endgültige Anerkennung der Graffiti als Kunst markieren aber drei recht prosaische Vorkommnisse nach den Elblinger Graffiti-Tagen.

Zuerst lehnte das Verwaltungsgericht einen Antrag des örtlichen Einzelhandelsverbandes auf Entfernung der Graffitimauer in der Einkaufszone (im Volksmund: „Poeten-Limes“) mit der Begründung ab, es handle sich dabei „eindeutig um ein Kunstwerk von internationaler Bedeutung“, ein Urteil, das dem Gericht von einer Reihe berühmter Kunst- und Literatursachverständiger nahegelegt worden war.

Wenig später schloß sich das Amtsgericht Elblingen dieser Meinung an, als es in zwei Strafprozessen zuerst eine Frau wegen „Verunreinigung eines Kunstwerkes“ zu einer Geldstrafe von 500.- verurteilte, weil ihr Dackel an eine von einem Nobelpreisträger angesprühte Wand gepinkelt hatte; in einem zweiten Verfahren wurde ein LKW-Fahrer zu vier Wochen Gefängnis auf Bewährung verurteilt, weil er beim Rückwärtsfahren eine Literaturwand so schwer beschädigt hatte, daß sie eingerissen werden mußte. In der Urteilsbegründung wurde nicht nur auf den „unersetzlichen, weil einmaligen Charakter des Kunstwerkes“ hingewiesen, strafverschärfend sei hinzugekommen, daß die Aussage des Beklagten, er könne „mit sowas nichts anfangen“, zumindest grob fahrlässige Handlungsweise beweise; ja Vorsatz sei nicht einmal ganz auszuschließen.

Und schließlich und endlich wurden drei junge Leute bei dem Versuch verhaftet, die Literaturwand der Nobelpreisträger abzubauen: sie waren gerade dabei, sie in handliche Stücke zu zersägen, als man sie erwischte, und gaben an, im Auftrage eines Schweizer Kunsthändlers zu handeln, hinter dem wiederum ein texanischer oder arabischer Ölmilliardär zu stehen schien, der dieses Kleinod seiner Sammlung gestohlener Kunstwerke aus aller Welt als besonderes Glanzstück hinzufügen wollte.

Am Rande sei vermerkt, daß der Kulturetat von Elblingen aufgestockt und das Kulturamt um sechs Planstellen und drei Zimmer erweitert wurde. Dr. Meyer-Ueberroth wird außerdem als möglicher Kandidat seiner Partei für die Wahl des OB in drei Jahren gehandelt.

Rudolf Treiber, Düsseldorf, hat uns aufgrund des Erscheinens der Werke von Rudolf Braune im Damnitz-Verlag einen „Fund“ aus der Frühzeit dieses Autors zugänglich gemacht: einen Brief vom 17. November 1927 und ein Manuskript Braunes, dessen Anfang vermutlich verlorengegangen ist; der Text war, zusammen mit einer „Erzählung des sehr begabten Leipziger Metallarbeiters Hans Lorbeer“ und einer Novelle, deren Verfasser unbekannt ist, zur Veröffentlichung an die „Troika“ – Klaus Mann, Rosenkrantz, Ebermayer – gegangen. „Sie waren nicht bereit, die Arbeiten der ‚Linken Leute‘ en bloc anzunehmen...“ Mit dem Dank an die Entdecker und Retter des Manuskriptes, von dem laut Rudolf Braune „kein Durchschlag vorhanden ist“, verbindet der Kürbiskern die Freude der Erstveröffentlichung von Rudolf Braunes „Erna“.

BUCH- UND KUNSTHANDLUNG **JULIUS BAEDEKER * DÜSSELDORF**

Schöne Literatur
 Kunst / Klassiker
 Jugendschriften
 Luxusdrucke und Einbände

FERNSPRECH-ANSCHLUSS NR 102
 POSTSHECKKONTO KÖLN NR 29101
 BANKVERBUNDUNG: BAEDEKER & CO.
 DÜSSELDORF, SCHAUDOWSTRASSE 30

Reisehandbücher u. Führer
 Länder und Völkerkunde
 Rechte, Staats-, Handels-
 und Gewerkekunde / Technik

Atlanten, Land- und Seekarten für Reise, Handel und Industrie
 Schnellste Besorgung aller Bücher und Zeitschriften des In- und Auslandes

DÜSSELDORF, den 17.11.27.
 KÖNIGSALLEE 20
 (Ecke Grünallee)

L.P. Ich habe die Bemerkungen auf dem Zeitungsausschnitt nicht lesen können; ich vermute, Sie wünschen eine Bestätigung über die Gesandtschaft.

50. - Mark (in Worten Fünfzig)
 für (nach Belieben aus-
 zufüllen) schnellstens erhalten.
 Düsseldorf 10.11.27. Rudolf Braune

Fremdkritik? Ich finde es sehr blödsinnig, Dir meine Interjektionen zu „Das tausende Wien“, „Wien, wie es weht und lacht“, „Der Friseur beim Heutigen nicht? ich kein?“ (Drei Filme, die zu gemessen ich in den letzten Wochen das Glück hatte) zu übersenden.
 Rote Worte? Nachdem mir an dem ersten Mal vorbei gelungen ist, habe ich mich nicht mehr hingesetzt. Bitte nicht pressen! Nein – Vater fesselt gottserbarmlich. Auch die Einheitszeitung kommt (aus anderen Gründen) nicht erscheinen, so soll ich ab 1.12. für die „Freiheit“ eine ständige Arbeit der Verlage redigieren.
 Dem Roman verleihe ich Dir prominente!
 Ich stimme Deine Meinung über Sachsewens am Sonntag und Montag. Begreife den ganzen Ehrgeiz dieses meines Vaters! Ich wünsche, diesen Roman geschrieben zu haben! Das Buch müsste eigentlich ein ganz grosser Erfolg werden, der Sachsewen kann erstaunlich gut beobachten, schreibt reporterhaft genau und ist historisch, sprach –

Rudolf Braune
 Erna

„Hast du den Brief draußen gesehen?“

„Ja.“

„Der ist doch von Fritz?“

„Ja.“

„Was schreibt er denn?“

„Ich habe den Brief noch nicht gelesen.“

„Willst du etwa wieder mit ihm anfangen? Er hat nischt, er kann nischt, ich weiß überhaupt nicht, was du an ihm findest!“

Erna kaut, in der Linken ein Butterbrötchen, in der Rechten die Kaffeetasche. Nach jedem Biß und Schluck stellt sie die Tasse hin, legt das Brötchen dazu und zieht sich kauend fertig an. Einmal lacht sie hell auf, ganz unmotiviert. Sie ist über sich selbst erstaunt. Dem erschrockenen Kanarienvogel flötet sie mit gespitztem Mund durch das Gitter zu: „Einen guten Morgen soll man loben.“ Schüchtern beginnt das gelbe Vögelchen zu singen.

Während sie ihren sparsamen Morgenimbiß zu sich nimmt, zuckt etwas in ihren Beinen. Sie trällert ein bißchen mit den Füßen, nicht eigentlich Tanzen, auch nicht Charleston. Leicht und schnell, irgendein Rhythmus, der ihr gerade so aus den kräftigen gut geformten Beinen rutscht. Ihre Mutter sieht hin, sagt aber nichts.

Ein heißer Tag wird das werden, die Luft steht dick vor dem Fenster und zittert, jetzt schon, zwanzig vor acht.

„Außerdem kümmert sich Fritz so wenig um dich. Er tut beinahe, als wärest du Luft für ihn.“ Frau Bauer packt die Thermosflasche in das Kofferchen und legt zwei gekochte Eier dazu.

„Muß das Buch hier drin sein?“

„Ja.“

Seufzend packt sie Jack Londons „Südseegeschichten“ wieder hinein. Der Schauplatz dieser Geschichte ist aus Ernas kleinem Balkonzimmer in die Küche verlegt worden. Außerdem existieren noch zwei Zimmer: das Schlafzimmer der Eltern und die gute Stube für den Besuch. Alle liegen an einem kleinen Vorsaal. Der Eisenbahnoberschaffner Bauer hat sich schon vor langer Zeit vorgenommen, in eine etwas größere Wohnung zu ziehen. Aber die Schwierigkeiten bei der Beschaffung und eine gewisse Bequemlichkeit verhinderten bisher diesen Umzug. Erna opponiert heftig, sie ist mit ihrem kleinen Zimmer zufrieden und glaubt, den morgendlichen Blick über die Stadt, mit der großen Elidahausfront gegenüber und den Blumengärten auf den Nachbarbalkonen, nicht entbehren zu können. Der Vater lacht dazu, ist zufrieden, daß sie an jedem Ersten hundert Mark abgeliefert, und unzufrieden, daß er auf Spaziergängen und bei Besuchen seine Tochter nicht präsentieren kann, denn sie geht nie mit. Übrigens sieht er Erna sehr selten. Jetzt, an diesem Morgen, fährt er irgendwo zwischen Berlin und Köln. Nachtdienst. Er wird erst gegen 11 Uhr wiederkommen, essen und sich sofort ins Bett legen.

Erna streicht vor dem Küchenspiegel mit dem Lippenstift leicht über die

Oberlippe, preßt den Mund zusammen, wischt hin und her, korrigiert mit dem Zeigefinger der rechten Hand, sieht mit ihren hellen Augen sich noch einmal prüfend an, noch einen Schluck Kaffee, das Köfferchen, los –! Sie hört auf der Treppe noch die neugierige Frage der Mutter: „Ist er denn noch in Hamburg?“ Ach so, sie meint Fritz.

Sie braucht nicht lange zu laufen, zwei Straßen weiter, und sie steht vor dem Bahnhof Bellevue. Das ist jeden Morgen so ein kleines Glücksspiel: Wird der Zug noch dastehen, fährt er gerade ab? Nur wenige Minuten, dann folgt der nächste Zug; trotzdem summt sie vergnügt vor sich hin, als sie sieht, daß sie im richtigen Moment gekommen ist.

Erna nimmt mehrere Stufen auf einmal, da schmerzen ihre Hüften. Aha, jetzt beginnt die Sache wieder! Eigentlich kein richtiger Schmerz, nur ein sehr gespanntes, nicht unangenehmes Gefühl. Die Knochen knacken in den Scharnieren, denkt sie. Und: Die Folge von gestern abend. Zuerst eine Stunde geschwommen, dann die Tortur mit dem Medizinball und schließlich, als die Dunkelheit sanft aus der Havel heraufgekrochen kam und ihre Freundinnen schon oben im Clubcafé saßen, noch der 800-m-Lauf. Sie sportelt nicht regelmäßig, zumindest nicht mehr, seit Fritz in der Welt rumreist. Aber manches Mal hält man das nicht mehr aus; da ist der Kopf angefüllt mit dummen Dingen und Problemen, da schlägt man sich mit eingebildeten Schmerzen herum, da kommen in der Nacht die dümmsten Träume und überwuchern den Schlaf, da merkt man plötzlich, daß man Montag mit Heinz in einem Café, Dienstag zu Hause, Mittwoch im Kino, Donnerstag tanzen war, daß man am Freitag bis 22 Uhr Überstunden im Büro machen mußte, die Augen flimmern, morgens gelingt der Sprung aus dem Bett nicht so sicher und leicht, schrumm. Also Sonnabend wird gesportelt. Sie füllt einen solchen Abend bis zur letztmöglichen Minute aus, allerdings nur, um sich müde zu machen. Dann fällt sie zu Hause, Moabit, fünfter Stock, mit dem offenen Fenster nach der lebenden Stadt und dem weiten duftenden, lockenden Hinterland, in den tiefsten Schlaf. Traumlos. Am nächsten Morgen viel kaltes Wasser über die helle Haut, hinter der sie das Blut wandern sieht, und der Kopf wird klar. Dieser ziehende Schmerz in den Hüften überfällt das junge Mädchen wie eine sanfte Liebkosung.

Ein volles Stadtbahnabteil ist eine Geschichte für sich. Sie sitzen und stehen eng aneinander, und jeder Fahrgast hat ein Gesicht. Jeder lebt und arbeitet, der Tag beginnt, der Rauch steigt über der Spree auf. Eine Nacht ist vorbei mit Abenteuern, Gefahren und stillen Stunden. Jeder hat den Kreis der dunklen Stunden durchschritten, jeder ist angefüllt vom wachsenden Tag. Der blonde Junge da in der Ecke nickt Erna zu, er arbeitet in der Buchhaltung, die ihrem Büro gegenüber liegt. Sie kennen sich, oft muß er Bücher aus dem Fenster holen, da sieht sie von ihrem Fensterplatz aus zu, denn das ist die Geschichte einer kleinen Tragik. Der Junge hat eine lange Kneifzange, und mit dieser angelt er nach den Büchern. Sofort, wenn er den Vorhang zur Seite schiebt, bleiben die Vorübergehenden stehen. Kinder, Frauen, alte Trottel, Commis. Sie bleiben nicht wegen der unmodernen, aber hübschen Locke stehen, die über seiner Stirn hängt. Nein, sie wollen nur sehen, wie ihm die Sache mißglückt. Und sie mißglückt immer. Der Kleine wird schon rot, wenn

jemand stehenbleibt. Seine Stange balanciert unsicher durch das Fenster und erfaßt das gewünschte Buch. Jetzt müßte er alle Gedanken darauf konzentrieren. Er sieht aber seine Zuschauer an, das heißt, er schielt zu ihnen hin, und da lockert sich die Zange. Das Buch fällt herunter und reißt den kunstvollen Aufbau zusammen. Alle Zuschauer freuen sich, hämisch und schadenfroh. Und der Kleine muß alles wieder mühsam aufbauen. Gestern morgen aber hat Erna so laut gelacht, daß sich der Prokurist umdrehte und sie über die Brille hinweg verwundert anschielte. Da gelang nämlich dem kleinen Buchhandlungslehrling zum ersten Mal, ein Buch richtig zu angeln. Die Leute vor dem Fenster zogen mit mißvergnügten unzufriedenen Gesichtern ab. Sie sahen aus wie Premierenbesucher, denen ein fälliger Skandal entgangen war. Heute glühen übrigens seine Backen nicht wie sonst, sein guter Kindermund ist zusammengekniffen, eine Falte steht senkrecht zwischen den Augenbrauen. Warum starrt er so vor sich hin?

Stadtbahnhof.

Jetzt verschwindet er hinter den Rücken zweier Mädchen, die eben eingestiegen sind.

„Ah –!“

„Erna.“

„Maria!“

„Wie kommst du denn hierher?“

„Ich fahre jeden Morgen mit der Bahn. Du hast dich aber verändert.“

Die unverschämte Stupsnase war schon immer etwas Bemerkenswertes an Maria Weber. Erna und Maria hatten sechs Jahre zusammen dieselbe Schulbank gedrückt. Das blaue Seidenkleid steht ihr übrigens entzückend. Und die herrlichen Krokodillederschühchen! Es kann aber auch Eidechse sein.

„Gefallen sie dir? Bei Pinet, es war das letzte Paar in dieser Form; das sind original französische Schuhe. Ach, ein bißchen gut anziehen, das ist doch das einzige, nicht wahr Erni, was noch Spaß macht. Findest du nicht auch?“

Die jungen Männer im Abteil betrachten angeregt diesen kleinen Flapper. Alle Passagiere nehmen an dieser Unterhaltung teil, müssen daran teilnehmen, denn ihr Gezwitscher kämpft das bißchen dunkle Gespräch der anderen nieder. Von Crêpe Georgette und Satin Rouge zu Chrysler und Buick ist für sie nicht weit. Mitten im Satz bricht sie ab und packt das kleine Mädchen neben ihr am Nacken und schiebt sie ein Stück vor: „... hab' dir meine Freundin noch nicht einmal vorgestellt. Lieselotte Pfister – Erna Bauer.“ Ihr kleiner, ziemlich genau herzförmig gemalter Mund plappert ununterbrochen weiter. Diese Lieselotte steht stumm dabei.

Bahnhof Friedrichstraße. Ein Platz wird frei. Erna steht am nächsten, sie nickt der kleinen blassen Lieselotte Pfister zu: „Setzen Sie sich doch!“ Sie lächelt dankend, dabei sieht sie Erna mit großen hellen Augen an. „Lieselotte arbeitet bei Siemens & Halske, sie ist heute krankgeschrieben. Denk dir mal, die muß acht Stunden lang immer so machen. Paß auf! So und so.“ Sie macht die Bewegungen in der Luft vor. „Ich könnte das nicht aushalten. Du etwa?“ Die Kleine hat einen billigen Konfektionsfetzen an, rot und blau gepunktet. Ihr fällt wahrscheinlich die Aufgabe zu, Marias Schatten zu sein.

„Weißt du, was ich bin? Hast du die Haller-Revue nicht gesehen? Nee? Na,

ist ooch Mist. Das heißt, wenn man sie zwanzigmal gesehen hast. Ich tanze nämlich. Ja. Girl. Weißt du das noch nicht? Ich war sogar schon in Wien. Jetzt arbeite ich seit einem halben Jahr wieder hier. Ist aber kein Vergnügen. Ich fahre jeden Morgen um diese Zeit zur Probe. Wir müssen pünktlich da sein, trotzdem wird natürlich nie vor 12 Uhr angefangen. Dann striezt uns Cassel eine Stunde lang. . . Ach so, Cassel? Das ist unser Regie-Ede, früher nannte man die Marke Tanzmeister. Was denkst du, wie ich hinterher fertig bin? Nach Hause, Mittagessen, dann ins Bett. Jeden Morgen bin ich hundemüde. Gegen 6 Uhr fahre ich dann wieder in die Stadt, wenn ich aufwache heißt das, und mache ein paar Besorgungen. Dann muß ich aber schon wieder rennen, damit ich nicht zu spät komme. Vor Mitternacht komme ich nie raus. Dann? Rin in die Klappe. Ich kann dir sagen, ich bin seit vier Wochen nicht mehr im Kino gewesen. Du, das muß ich wirklich sagen, du hast dich gemacht!“ Sie blinzelt Erna von oben bis unten an. „Weißt du noch, wie du noch so als kleines Wandervogelmädchen rumgelaufen bist? Immer Stilkleid mit Bonbons-Besatz.“ Sie platzt heraus und markiert den latschenden geraden Schritt der Wandervögel. „Und Schnecken! Du lieber Gott!“ Sie macht eine kleine Pause, und ihre schimmernden Augen werden auf einmal kugelrund. „Aber schön war’s eigentlich doch.“ Was meint sie? Wahrscheinlich ihre sorgenlose Zeit, die Zeit, in der ein Tag eben ein Tag war und die Nacht zum Schlafen, nur zum Schlafen da.

Die Türen quietschen, draußen tobt die Stadt. Schon Bahnhof Friedrichstraße, sie kann sich kaum beruhigen. „Besuche mich doch einmal! Nein, ich wohne jetzt allein mit drei Freundinnen zusammen. Fein, du. An der Charité. Hörst du?! Du mußt aber bestimmt kommen.“ Sie winkt mit ihren braunen Armen, an denen weiße Handschuhe wie auflackiert sitzen. Ihre kleine Freundin von Siemens & Halske mit dem schmalen energischen Gesicht steht daneben, die Hände auf die Hüften gestützt.

Der Junge aus der Buchhandlung sitzt nicht mehr da. Ist wahrscheinlich in ein anderes Abteil gegangen.

Sie hat jetzt einen Fensterplatz. Draußen dreht Berlin vorbei, das morgendliche heiße Berlin, die Häuserfronten, die gefüllten Bahnen, offene Warenhäuser, Autos und das Heer der Angestellten, die von Kontoren und Büros und Geschäften geschluckt werden.

Kolk, Arthur Kolk, der im vorigen Jahr bei den Berliner Meisterschaften im Speerwerfen Zweiter wurde, zieht seinen schief und locker gebundenen Schlips, blau mit weißen Tupfen, gerade. Schon kurz hinter dem Stadtbahnhof fiel ihm die Kleine mit der Gloria-Swanson-Nase auf, die da so interessiert einen Brief liest. Seine Blicke wandern aufwärts an den glatten Silberbeinen entlang über den weißen Plisseerock. Die enge Jackenbluse zeichnet genau den schmalen Oberkörper nach. Während sie liest, bewegt sich die Bluse sanft im Gleichmaß des Atems. Der kleine weiße Kragen macht sie wahrscheinlich jünger als sie ist. Kolk schätzt sie auf 23. Er meditiert nie über das Alter einer Frau, ohne sich einen strategischen Plan zurechtzulegen. Deshalb wird er wahrscheinlich auch in diesem Jahr bei den Berliner Meisterschaften keine Chance haben. Er brennt eine Abdullah an. Ihr scharfgeschnittener Mund ist verlockend, die Hände sind gut, augenblicklich hat er

nichts Ähnliches auf Lager. Das Kinn besonders muß er immer anstarren. Er hat den unerklärlich intensiven Wunsch, in dieses sanfte braune Kinn hinein-zubeißen. Was liest sie da? Einen Liebesbrief? Dafür ist er zu kurz, trotzdem sie schon drei Minuten daraufstarrt. Hoffentlich läßt sie ihn fallen, dann wäre die Bekanntschaft gemacht.

Erna läßt den Brief nicht fallen, sie liest ihn noch einmal, dann steckt sie ihn in das Köfferchen.

„L. E. Ich schreibe dir diesen Brief aus Sakrow, ich liege im Gras dabei. Der Rauch von Berlin zieht schon über die Felder herüber. Ich werde diese Mitteilung wahrscheinlich noch heute abend in einen Stadtbriefkasten stecken, denn meine Zwischenzeit ist zu Ende. Gestern in Rostock auf dem alten Marktplatz dachte ich daran, daß ich zwölf Monate draußen war, fast zu wenig, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Du hast immer Glück, den richtigen Einsatz zu finden. Keine Gelegenheit konnte passender sein für deinen Brief. Das Wort ‚Treue‘ rührte mich an. Alle Entscheidungen liegen nahe beieinander.“

Am Mittwochmorgen 8 Uhr trete ich in Frankfurt/Oder meine neue Stellung an. Der Dienstag gehört Berlin. Treffen wir uns, in memento, zehn Uhr bei Josty auf der Terrasse. Fritz.“

Bahnhof Alexanderplatz, sie springt hinaus. Unter den Achseln das beschwingte Gefühl, sie spürt, wie die kleinen Brüste sich unter der Jacke spannen. „Alle Entscheidungen liegen nahe beieinander.“

Sie überquert den Alexanderplatz und muß noch ein Stück in die Landsberger Straße hinein. Aber da geht schon Ursula Bagier mit ihren drolligen Sealyham-Terriern neben ihr. Von Ursula kann man vielleicht sagen, daß sie eine Puppe ist. Mit dem stupsnäsigen Girl hat sie wenig Ähnlichkeit, die Assoziation zu Puppe beruht auf dem Adjektiv künstlich. Lange rosiglackierte Fingernägel, herausgedrehte Wimpern, karminrotes Rouge, wasserstoffsuperoxydgelbes Haar. Erna findet sie scheußlich. Die Behauptung, sie wären befreundet, ist etwas übertrieben. Ihre Bekanntschaft vermittelte Heinz Bagier, Ingenieur bei der AEG, Ursulas Bruder. Man tanzt zusammen, man flirtet zusammen, vielleicht sportelt man noch am gleichen Abend und im gleichen Club, damit wäre das Gemeinsame aufgezählt. Ursula hat Erna am Bahnhof Alexanderplatz im Auftrag ihres Bruders erwartet.

„Heinz fährt morgen fort, er möchte Sie noch einmal sehen.“

„Wohin fährt denn Heinz?“

„Er geht auf Montage, irgendwo in die Mongolei. Brücken bauen oder so was Ähnliches.“

Sie spricht scharf akzentuiert und mit schnell wechselndem Tonfall, der empfindsame Menschen auf den Gedanken bringt, den Gesprächspartner verletzt zu haben. Ursula Bagier gehört zu den Mädchen oder Damen (Jahrgang 1899), die es für unter ihrer Würde halten, in einem Hanomag zu fahren. Sie versteht übrigens auch nicht, daß Heinz so sehr an diesem Mädchen hängt. Er, der gegen andere meistens ziemlich kaltschnäuzig ist, kann stundenlang verstimmt sein, wenn die Kleine eine Verabredung absagt. Sicher, sie ist nicht häßlich, auch nicht dumm, aber ihre Klugheit hat etwas Burschikoses an sich.

„Waren Sie wieder einmal im Mercedes-Palast tanzen? Oder in der Esplanade-Diele?“

„Nein. Ich habe sehr wenig Zeit.“ Und dann sieht sie ihre Nachbarin mit einem schiefen hinterhältigen Lächeln von unten an: „Und auch kein Money.“ Ursula Bagier kommt auf das Thema nicht mehr zurück.

Vor der Tür des großen Bürohauses verabschieden sie sich.

„Also Heinz darf Sie um 5 Uhr abholen? Schön. Leben Sie wohl.“

Die beiden Jungen, die diesem ungleichen Paar vom Bahnhof Alexanderplatz an im Abstand folgten, hatten keine Ahnung, daß sie so ungefähr das gleiche Ziel vor Augen sahen. Ihre Gefühle dabei bewegten sich allerdings fast in entgegengesetzter Richtung.

Kolk, der immer auf den Augenblick setzt, folgt sofort dem mondänen Mädchen mit den Sealyham-Terriern, als seine kleine Rosalinde aus dem Stadtbahnabteil in dem Bürohaus verschwindet. Er nimmt sich vor, jetzt endlich zum Ziele zu kommen, und wir brauchen zumindest nicht daran zu zweifeln, daß gewisse psychologische Schwierigkeiten, die ihm die Freude an Erna Bauer verdorben haben würden, bei Ursula Bagier zu überwinden waren.

Der andere Junge allerdings, dem, wie schon gemeldet, sehr unmodern eine blonde Locke in die Stirn hängt, reagiert durchaus nicht so salopp auf diese Wendung. Er hat nicht damit gerechnet, daß Erna Bauer dieses scheußliche Mädchen treffen würde. Sein Mund zieht sich zusammen, die Falte steht noch immer zwischen den Augenbrauen. In den Hosentaschen ballt er seine Fäuste. Aber dieser Trotz ist nur ein Ausdruck seiner Trauer, seines unruhigen Herzens, seiner Liebe. So, wie in den Reihen dieser Generation die brutalen und entschlossenen Jungen nicht gering an Zahl sind, so stehen daneben immer noch die vielen, die ein Mädchen sofort aufgeben, wenn sie ein hartes Wort von ihr hören. Die Grenzen verwischen sich, oft sind die größten Rowdys die zärtlichsten und empfindsamsten Kameraden und lesen nach dem wüstesten Fußballspiel oder vielleicht einer tollen 80-Kilometer-Fahrt die Jugendbriefe von Charles Louis-Philipp oder sehen zum Beispiel ruhig und aufmerksam zu, wie eine Mutterkatze ihre Jungen betreut, oder blicken mal erstaunt in die Luft, weil da oben eine rote Wolke zerläuft oder vielleicht auch nur, weil da oben manchmal Ruhe und ein kalter klarer Wind ist. Und dann gibt es eine dritte Schicht, die zu diesem Tatbestand Nebbich sagt. Auch sie werden nur zynisch, weil die Wehmut ihres Herzens in Sentimentalität umzuschlagen droht. Die Kategorien sind nicht zu zahlreich, wenn man nicht jedem ein besonderes Reich zuweisen will. Der kleine Buchhändlerlehrling geht also an die Arbeit.

Ein fünfstöckiges Bürohaus hat tausend Türen, hinter allen hämmern die Schreibmaschinen, junge Mädchen tippen, blonde, braune, schwarze, mit allen Zwischentönen, Girls, die zu leben beginnen, die Jahrgänge 1906, 1907, 1908, die Jahrgänge des Krieges, der Verwirrung und Not, für die einige Werte zweifelhaft geworden sind. In einem dieser vielen Zimmer hat sich eine Holzverwertungs-AG installiert. Der Chef bekommt von seiner Gesellschaft 1200, und die Provision verdoppelt die Summe noch. Ein Prokurist mit drei Kindern erhält 250 netto, Erna Bauer als Sekretärin 200 brutto, die beiden Schreibmaschinenmädchen je 140, das Lehrlingmädchen 30 Mark und der Lauf-

junge wöchentlich 18. Das kleine Mädchen weint gerade. Ihre Mutter ist vor zwei Monaten am Kindbettfieber gestorben, nun kränkelt der Säugling immer, und Luise muß für alle sorgen. Der Vater, städtischer Straßenbahner, will abends seine Ruhe haben, wenn er vom Dienst kommt. Luise wird im Oktober sechzehn, für sechs Geschwister muß sie schon sorgen, vier Jungen und zwei Mädchen, muß sie waschen, kleiden, betreuen, erziehen.

„Erna, der Kleine hat wieder lauter roten Ausschlag am Körper, ich habe Umschläge gemacht, die ganze Nacht hat er geschrien. Nee, der Doktor war noch nicht da. Was soll ich denn machen? Ach, Vater sagt: Schaff mir das Gebrüll vom Halse.“ Sie schluckt auf, Erna streichelt über ihr strohiges Haar:

„Morgen gehe ich wieder mit zu euch.“

Der Laufjunge kommt hereingefegt: „Achtung, der Alte!“

Drei Schreibmaschinen klappern, Erna sieht die Post durch. Die Tür knallt zu. Hämmern, Rascheln des Papiers, Schnarren der Walzen, Klopfen der Umschalter.

„Fräulein Bauer!“

Sie geht mit dem Diktierblock ins Nebenzimmer, jetzt wird eine Stunde gearbeitet, Dispositionen getroffen, diktiert. Dann schnurrt der Bürobetrieb ab.

„Saßen Sie gestern Abend nicht im Café Wien?“

„Nein.“

„So, dann habe ich Sie verwechselt . . . Mit einem Herrn im Strohhut?“

„Nein.“

„. . . die Kalkulation dürfte auf einem Versehen beruhen, da schon 100 cbm Spaltholz . . .“

Im saubersten Himmel segeln die Sommerwolken, die weißen Wanderwolken. Wenn man unten auf der Straße geht, merkt man so was in Berlin nicht, bloß hier oben . . .

„Wie die Kleene auf der Maschine rumhackt, das ist nicht zu ertragen. Luise! Hören Sie mal auf damit. Lassen Sie Fräulein Thomas schreiben. Sie sollen Briefe einordnen. Sehen Sie mich nicht so dämlich an!“ Er verschwindet wieder in seinem Zimmer.

Neben Erika Thomas' Schreibmaschine stehen rote Nelken – das Bund dreißig Pfennig – in einer Thermosflasche. Das kleine pusselige Mädchen, das etwas von Renoirscher Fülle hat – also eine angenehme Beileibtheit –, tippt ihre Briefe herunter und erzählt dabei ihrer Freundin Erna das Neueste aus ihrer kleinen Tragödie. Sie liebt einen verheirateten Mann, und er liebt sie.

„Denke dir mal, und wie Paul nun nach Hause kommt, hat sie zugeriegelt, ja, die Vorsaaltür. Du mußt wissen, wir haben uns erst so gegen 12 Uhr getrennt, ich habe ihm noch gesagt, fahre mit dem Bus. Er hat geklopft und geklingelt . . .“

Ernas Standpunkt kennt sie schon. „Seid doch froh, daß ihr nicht heiraten könnt. Wenn ihr jetzt zusammen seid, dann ist das jedesmal etwas Neues und Schönes. In der Ehe wird es furchtbar schnell zur Gewohnheit.“ Aber damit ist Erika Thomas nicht einverstanden.

Das vierte Mädchen im Büro heißt Anna. Anna Wevelbruun. Nicht nur ihr Name weist aufs Land, sie trägt auch noch Zöpfe, schöne lange Hängezöpfe. Ihre Eltern, westfälische Geflügelzüchter, starben schnell nacheinander, als

sie sich nach dem Konkurs ihrer berühmten Geflügelfarm in diese kalte Stadt Berlin geflüchtet hatten. Anna muß sich nun allein durchbeißen, und manches Mal, wenn sie zur Besinnung kommt und nachdenkt, wundert sie sich, daß sie noch nicht abgeglitten ist, daß sie noch lebt, mit roten Backen, neunzehnjährig und höchstens mit der lächerlichen Sehnsucht nach einem Stück Boden, und wenn es selbst in einer Schrebergartenkolonie in Treptow sein sollte. Ihr fällt das Schreiben schwer, immer Sachen, die sie nicht interessieren, Rechnungen, Angebote, Anfragen, Kopien, kalte tote Dinge, die man heruntertippt, weil man das Geld notwendig braucht. Aber jeden Tag acht Stunden dasselbe, dann dreht sich der Kopf, und man wird so müde und abgestumpft, so gleichgültig gegen alles. Wenn sie lange auf diesem vertrackten Stuhl sitzt, schmerzen ihr alle Knochen. Sie steht auf und streckt sich am Fenster. Erna Bauer reicht ihr eine Banane, kurze Frühstückspause. Dann arbeitet man weiter, damit der Abend und die Freiheit kommt, eine Freipause. Erna und Anna gehen in eine kleine Speisewirtschaft, die hinter dem Alexanderplatz liegt. Da wird im Abonnement gegessen. Außen klebt an einer Milchglasscheibe ein handgeschriebenes Plakat:

Mittagessen zu 60,
80 und 100 Pfennig

Sonst deutet nichts auf eine Wirtschaft hin. Getränke werden auch nicht aus-
geschenkt, nur Mineralwasser und, seit einiger Zeit auf Wunsch einiger jun-
ger Mädchen, auch Milch. Da treffen sich nun junge Leute aus den Geschäf-
ten und Büros, die um den Alexanderplatz herumliegen. Jungen, denen der
Weg nach Hause zu weit ist, Mädchen, die allein in Untermiete wohnen und
denen das Kochen zu teuer kommt. Dieser kleine Mittagstisch ist eine Ge-
schichte für sich. Neue Worte, neue Helden und viele neue Sorgen sind auf-
getaucht, man schreibt 1928, man muß sich kameradschaftlich helfen, und
manchmal nur, weil es nicht anders geht. Da tauschen sie ihre Erfahrungen
und erzählen ihre Erlebnisse, wenn sie überhaupt Lust haben, den Mund auf-
zumachen. Aber ich sagte schon, das ist eine Geschichte für sich. Die meisten
haben Abonnementskarten, da verbilligt sich nämlich das Essen auf 55, 75
und 95 Pfennig. Erna ißt erster Klasse. Sie bekommt zuerst eine Kartoffelsup-
pe, dann eine kleine gebratene Wurst mit vier Kartoffeln und etwas Salat.
Während des Essens hört sie die Erzählung des jungen Rothaarigen vom Ne-
bentisch, der seit einigen Wochen Vertreter für Toilettenartikel ist. Das wäre
sein erstes warmes Mittagessen seit vierzehn Tagen, und morgen wüßte er
wieder nicht, wo ein und aus.

Gegenüber heult das kleine Tippiemädel von der Öltag; da haben heute zwanzig Angestellte die Mitteilung erhalten, daß sie wegen Auflösung der Zweig-
stelle entlassen werden müßten.

Aus dem Lautsprecher kräht das Mittagsprogramm.

Nach dem Essen lesen einige, andere unterhalten sich über die Fußballaus-
scheidungskämpfe oder über die Havelrestaurants, in denen man gut tanzen
kann, oder über Kleiderpreise oder über neue Filme. Ein paar junge Männer
sitzen untätig da, rauchen langsam und stieren dem Rauch nach.
Anna fragt: „Was macht Fritz?“

„Er kommt heute.“

Pause. Alfred Braun zeigt an: Forellenquintett von Schubert.

Erna setzt sich an die Ecke des grünen Plüschsofas, zieht ihre Beine hoch, fal-
tet die Hände über den Knien und sieht zu, wie am Rande der Milchglas-
scheibe Sonnenkringel spielen. Dösen ... Forellenquintett ... Fritz ... Das
sind acht Jahre her, da hörte sie ihn auf einem der letzten großen Bundestref-
fen des Wandervogels sprechen. Ein Vierzehnjähriger, ein richtiger Junge mit
braunen Beinen und knappen sicheren Worten. Er sprach gegen den Ein-
bruch des Mädchens in die Bewegung. Als seine Meinung nicht durchdrang,
zog er mit seiner Horde ab, trotzig, acht, neun Jungs, der schwarze Wimpel
darüber. Sie lernt ihn kennen. Sie ist zwei Jahre älter. Er betrachtet sie, prüft
sie, mißtrauisch, selbstbewußt. Die Zwischenjahre gehen vorüber, der geheime
Bund der Jugend wird gesprengt, Bindungen reißen. Aus den kleinen Jun-
gen werden Inflationssoldaten, die in Nachbars und Scheckbüchern Be-
scheid wissen. In regelmäßigen Abständen kommt er wieder zu ihr zurück,
größer, sicherer, ruhiger. Er muß sein Studium aufgeben, die Eltern, kleine
Beamte, können das Geld nicht mehr aufbringen. Er geht 1924 ein Jahr ins
Ruhrgebiet, hackt unter Tage Kohle, schreibt für ein Berliner Abendblatt eine
Artikelreihe, kommt eines Abends, Januar 1925, im Schneegestöber wie-
der. Sie sieht ihn noch in der Tür stehen, möchte ihm an den Hals fliegen,
aber er hat ein verschlossenes Gesicht, einen harten Mund. Die Artikel ma-
chen Furore, die Zeitung stellt ihn ein. Zuerst als Reporter, das konnte er
noch ertragen, dann im Innendienst. „Es wird bald Zeit, daß ich mir die Hän-
de wasche“, das sagte er einige Zeit später. Aber ehe er Schluß machen kann,
verhaftete ihn die Polizei. Wegen Unterschlagung bekommt er zwei Monate.
Warum hat er das getan? Vor Gericht verweigert er die Aussage. Sie will
nichts wissen und drückt ihm die Hand, als er abgeführt wird. Er lächelte.
Als die zwei Monate herum sind, will sie ihn abholen. Da erfährt sie, daß er
schon acht Tage früher entlassen worden ist. Dann kommt ein Brief, er wolle
noch ein Jahr einschieben und das Ausland sehen, Frankreich, Belgien, Hol-
land. Dann heißt seine Sammeladresse ein Vierteljahr lang Hamburg. Sein
Brief heute ist der erste seit Wochen.

Noch flimmern die silbernen Sonnenkringel ... dösen ... Forellenquintett
... Alle Entscheidungen liegen nahe beieinander ...

Die Mittagspause geht zu Ende. Als Erna hinausgeht, sagt der rothaarige Ver-
treter zu einem älteren Herrn, der versehentlich hier hereingeraten ist: „Se-
hen Sie mal, das Mädchen hat den Greta-Garbo-Gang.“ Das versteht der ältere
Herr nicht. Der Nachmittag, obwohl jetzt nur noch drei Stunden zu arbei-
ten sind, vergeht qualvoll. Da bringt jede Minute den Abend näher, also zählt
man jede Minute, und die Stunden werden doppelt lang. Kurz vor Schluß
wird dazu noch die kleine Luise ohnmächtig, alles Blut ist aus ihrem Gesicht
gewichen, sie schnappt nach Luft. Glücklicherweise hat Erna noch etwas
warmen Kaffee in ihrer Thermosflasche. Die Kleine trinkt gierig. Dann sitzt
sie zusammengekauert auf ihrem Drehstuhl. Ihr Herz krampfte sich immer so
zusammen, sagt sie.

Heinz Bagier steht pünktlich mit dem mattblauen Wagen vor der Tür. Sie
setzt sich neben ihn. Wohin? Tanzen? Gut.

Als sie im Strom der Automobile Unter den Linden langsam passieren, legt sie ihre rechte Hand auf das Steuer: „Ehrliches Spiel, Heinz. Ich will dir gleich sagen, daß du mich Punkt zehn Uhr bei Josty absetzen mußt. Fritz kommt heute wieder.“

Sie sind schon durch das Brandenburger Tor hindurch und fahren in die stillen Straßen Charlottenburgs hinein, da antwortete der Mann am Steuer: „Einverstanden. Das macht die Sache nicht leichter, aber unkomplizierter. Ich hätte nämlich sonst gesagt: Erna, ich löse morgen früh eine zweite Karte nach Warschau-Moskau-Kasan.“ Sommerduftende Straßen im Westen. Beschäftigende Stille. Heinz Bagier fährt langsam. Zooviertel. Wilmersdorf. Der leiseste Hauch des Abendwindes bläst die Hitze und Unmut des Tages fort. Dann tanzen sie draußen auf der Terrasse eines modernen Cafés, bald in Friedenau, schon mit dem Blick nach den grünen Villensiedlungen hinüber, nach den Grunewaldseen, nach Dahlem. Eiskaffee. Revellerplatten auf dem Parlophon.

Erna knöpft ihre Handschuhe auf.

„Ich habe mir eben überlegt, welche Antwort ich dir gestern abend gegeben hätte.“

Sie sieht den Dreißigjährigen ruhig mit ihren hellen Augen an.

„Wahrscheinlich: Nein. Vor vier Wochen wäre ich mitgefahren, ohne einen Moment zu zögern.“

Er beobachtet ihre festen und sicheren Hände, die auf dem karierten Tisch Tuch liegen. Die Finger sind durch das Tippen vorn etwas abgeplattet. Langsam führt er sie zum Mund und küßt sie.

Sie hat noch nicht Abendbrot gegessen und bestellt zwei gebratene Eier. Nach dem Essen tanzen sie noch etwas.

Als sie durch die dunkle Stadt zurückfahren, fragt sie mit ernstem Gesicht: „Bist du sehr traurig?“

Er hält den Wagen an. Schöneberger Ufer.

„Ich will nicht bis zum Potsdamer Platz fahren. Grüße Fritz von mir. Traurig? Ja, das ist eine ungewisse Frage. Man fährt raus, um draußen arbeiten zu können. Allein sein ist da gut. Aber diesen Trost lege ich mir jetzt natürlich zurecht. Bleiben wir uns gut, nicht wahr?“

Ihre Herzen schlagen schnell, so schnell wie der Motor. Sie ist schon ausgestiegen und küßt ihn auf den Mund. Er läßt den Wagen rasch und hart anlaufen und verschwindet im Gewühl der Straße.

Wir können Stunden überspringen und finden uns wieder auf Ernas kleinem Balkon. Moabit, fünfter Stock.

Die Nacht beruhigt sich. Noch die Pfiffe der Züge und das Rauschen, aber beides blüht an den schlafstillen Mietskasernen besänftigend hoch. Man kann sich vieles erzählen, man kann sagen: „Du hast mir sehr gefehlt“, aber dann verstummen die Gespräche. Sie weiß nun, daß Fritz als Automechaniker nach Frankfurt geht und daß sein Gesicht stiller und klarer geworden ist. Er spürt ihren Duft, hört ihre sicheren guten Worte, jenes starke Gefühl der Weltfahrer überkommt ihn, die seßhaft werden und sich aus der Heimat eine Frau holen.

Über ihnen wandert die Nacht. Seine Zigarette glüht in der Dunkelheit. Sein

weißes Sporthemd leuchtet. Nach langem Schweigen setzt sie das Gespräch fort, sie weiß nicht, ob er überhaupt noch an die letzten Wochen denkt: „Ich habe noch bössere Gedanken gehabt. Als ich in den letzten Wochen wieder ruhiger geworden war, so ruhig, um auf dich warten zu können, da sagte ich mir: Das mußt du alles einmal Fritz erzählen. Das Warten ist nicht schlimm, aber das Warten ohne ein sichtbares Ziel, die Ungewißheit und . . .“

„ . . . und ohne Sicherheit!“

„Ja. Auch das. Manchmal habe ich mir so kalt und berechnend überlegt, ob ich irgend so einen Bourgeois heiraten sollte, der mir eine ruhige Existenz sichert. Mein Chef hängt zum Beispiel an der Strippe. Dieser Gedanke war einmal sehr stark.“

„Den nennst du böse? Es ist der Gedanke aller jungen Mädchen, die so sicher und so minderbemittelt sind wie du. Hast du nie daran gedacht, daß Heinz dich heiraten könnte?“

„Nein. Das schien mir absurd. Meine Freunde fielen natürlich aus diesem Kreis der Berechnung heraus.“

Die Nacht zieht sich zurück, die Sterne flimmern nicht mehr, bald werden die Grenzen der Dächer gelb überhaucht. Noch eine halbe Stunde hat Fritz Zeit, dann muß er fahren.

„Aber, Erna, ein kleiner Irrtum ist doch dabei. Was du mir erzählt hast, das kann ich verstehen. Ich hätte aber nie die Rolle gespielt, die du mir wahrscheinlich dabei zugedacht hast. Heinz übrigens auch nicht. Ich habe dich doch richtig verstanden?“

Sie antwortet nicht.

„Draußen ist viel Mischmasch und Unsauberkeit, man vergißt zu leicht, daß da noch einige Jungs Rückgrat haben und eine gerade Linie einhalten.“

„Ich wußte, daß du mir das sagen würdest. Ich konnte und wollte dir aber alle jene bösen Gedanken nicht verschweigen, die unser Verhältnis berühren.“

Er reicht ihr, über die Stuhllehne hinweg, auf einem Balkon in Berlin-Moabit seine Hand, ein junger Mechaniker mit einem Anfangsgehalt von 160 Mark. Es ist eine große kräftige Arbeiterhand, die weiße schmale des Mädchens schimmert darin wie der silberne Streifen des Morgens, der über Berlin, über den Dächern, Kuppeln und Türmen wächst.

Eine Stadtbahn rauscht vorbei. In der Regenrinne beginnen die Spatzen mit ihrer Morgenunterhaltung.

Werner Jung
Chr. F. Gellert: Das Geld und die guten Worte

Zur Rolle des Geldes bei C. F. Gellert

I.

Dem Geld kommt in Gellert Schriften¹ ein erheblicher Stellenwert zu. Sowohl die Fabeln und die Lustspiele als auch der Roman und die theoretischen Abhandlungen thematisieren das Geld und, was mit ihm zusammenhängt, Gelderwerb, Geldbesitz, Reichtum sowie Möglichkeiten der Verwendung des Geldes.² Was bringt nun Gellert dazu, über das Geld und seine Rolle in der Gesellschaft zu schreiben, und wie ordnet sich das Thema Geld in den Gesamtzusammenhang des aufklärerischen Literaturkonzepts ein? Wenn wir für die Aufklärung insgesamt die ideologische Perspektive auf den selbstdenkenden, jedoch innerhalb der herrschenden Religion verbleibenden und handelnden mündigen Menschen, der bei Gellert zugleich auch empfindsam und auf seine inneren Werte bedacht ist, setzen, dann erhebt sich die Frage, wie der wirkliche Reichtum und die reale Basis der Gesellschaft innerhalb des ideologischen Raums, den die Literatur gestaltet, Platz finden.

II. „Die Liebe zum Gewinnst“

Bereits bei einer oberflächlichen Lektüre der drei Fabelsammlungen Gellerts wird man feststellen, daß das Geld ein zentrales Motiv darin ist. Darüber hinaus wird man ebenfalls schon schnell gewahr, von welch grobem Zuschnitt Gellerts Stellungnahmen zur Geldproblematik sind. Gutes Geld wird nämlich strikt vom schlechten unterschieden, beides einzig am Zweck, zu dem es benutzt wird, gemessen. Deshalb taucht es meist nur unmittelbar auf und wird an die Diskussion über Armut und Reichtum gebunden. Es ist zum einen das Symbol äußeren Reichtums, sein Verlust zum anderen Zeichen äußerer Armut. Die Betonung liegt auf dem Aspekt der Äußerlichkeit!

Wichtiger als daß äußere Faktum ist die mit ihm verknüpfte innere Disposition. Im ethischen Diskurs der literarischen Aufklärung geht es um Einstellungen, die richtige Sicht der Dinge, und praktisches Verhalten, das rechte Handeln. Das Geld ist Bezugspunkt, der Gradmesser, an dem das richtige, nämlich christliche und karitative bzw. falsche, nämlich unchristliche und eigennützige Verhalten ablesbar sind.

In mehreren Fabeln stellt Gellert richtiges und falsches Verhalten gegenüber und diskutiert verschiedene Möglichkeiten, die aus dem Erwerb und Besitz geldlicher Reichtümer resultieren. Die Moral aus der Fabel „Der Hund“, worin Gellert den Geiz des Reichen anprangert, der über den Tod hinaus sein Besitztum bewahren möchte, gipfelt in der Verurteilung bloß weltlicher Güter, insofern diese um den Preis des guten, glücklichen Lebens erworben sind.

„O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben;
Verdient ein solches Glück wohl Neid?“

(Fabeln und Erzählungen, S. 17)

Auch wenn Gellert hier die Moral in eine Frage kleidet, läßt er doch keinen Zweifel daran, wie die Antwort ausfallen muß. Reichtum und Besitz um ihrer selbst willen führen nämlich wie selbstverständlich zu Geiz, Hartherzigkeit und Selbstsucht. Sie drängen dazu, sich zu vermehren, und führen zu einem – modern gesprochen – unkontrollierbaren Prozeß der Kapitalakkumulation, bei dem die mitlebende Umwelt wie die Armut vor der eigenen Türe und der Bettler auf der Straße als störende Fremdkörper nur hinderlich sind.

Die Fabeln „Der arme Greis“, „Amynt“ und „Der reiche Geizhals“ charakterisieren geizige Reiche und lassen Reichtum und Geiz als einander komplementäre Begriffe, ja als Synonyme erscheinen. Während Gellert in „Der arme Greis“ auf die Schamlosigkeit hinweist, mit der ein Geizhals einen armen Bettler mit den Worten abfertigt: „Ihr seyd ein so bejahrter Mann, / Ihr seyd schon eine halbe Leiche, / Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an? / Ihr unverschämter alter Mann!“ (a. a. O., S. 187), stellt er in „Der reiche Geizhals“ die krasseste Form der Gewissenlosigkeit heraus, die nicht nur, wie in „Der arme Greis“, über Leichen geht, sondern selbst noch Gott und den Himmel betrügt. Von einer schweren Krankheit genesen, spricht der reiche Geizhals heuchlerisch demselben Priester, der ihm in der Krankheit noch beigestanden und dem er Belohnung versprochen hat, nun von einem Gelübde gegenüber Gott, wonach er seinen Reichtum nicht veräußern könne:

„(. . .). Ich weis wohl, sprach der Greis,
Was ich Ihm einst geredt, wenn Ers gleich nicht mehr weis.
Hier seh er selbst, was ich und meine Frau ersparten;
Ich zeig ihm nur die seltnen Arten.

(. . .)

Doch weil sie Gott mir wunderbar bescherte,
so hab ich ein Gelübde gethan,
Nicht eins von allen auszugeben,
Und sollt ich hundert Jahre leben.“

(a. a. O., S. 306)

Den ihre Reichtümer heckenden Geizigen in ihrer Scham- und Gewissenlosigkeit stellt Gellert die trotz ihrer Armut aufrechten und ehrlichen Charaktere kontrastierend gegenüber. So trifft in der Fabel „Amynt“ der arme Amynt auf einen Reichen, von dem er zunächst Geld leihen will, jedoch darauf verzichtet, als dieser ihn zu bestechen versucht, vor Gericht eine Falschaussage abzulegen. Die Moral der Fabel, die Amynt am Ende gegenüber dem Reichen äußert, unterstreicht die herausragende Bedeutung innerer Werte wie Tugend- und Gewissenhaftigkeit, Anstand und Ehre vor äußerem Reichtum: lieber arm und ein reines Gewissen als reich und hinterlistig:

„Herr, sprach Amynt, ich habe, seit zween Tagen,
Für meine Kinder nicht satt Brodt.
Sie werden über Hunger klagen,
Sobald sie mich nur wieder sehn.
Es wird mir an die Seele gehn.

Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen;
Allein ich wills mit Gott ertragen.
Streichet euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu sein.“ (a. a. O., S. 204)

Gellerts Ideal ist jedoch nicht der edle Arme, sondern der gütige Reiche, der seine materiellen Einkünfte sogleich wieder zu karitativen Zwecken verwendet und damit seine ganze Umwelt an seinem Reichtum teilhaben läßt. Hier heiligt der gute Zweck, die Karitas aus christlicher Nächstenliebe, die letzten Endes unheiligen Mittel! „Der arme Fischer“ erhält beispielsweise vom reichen Philet, der sich noch darüber freut, helfen zu können, hundert Gulden, um damit seine Schulden abtragen zu können. Als nach einem Jahr dann der Fischer dem Philet das geliehene Geld wieder zurückerstatten will, verzichtet Philet generös auf die angebotene Summe:

„Hier, spricht Philet, hier ist dein Geld,
Behalte deinen ganzen Seegen:
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treu wegen.“ (a. a. O., S. 153)

Bei der dann noch zusätzlich beigefügten Moral stellt Gellert einen der Kernsätze seiner Weltanschauung heraus:

„Mensch! mache dich verdient um andrer Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebeich bist!
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beizustehen,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist!“ (ebd.)

Mit demselben Appell schließt auch die Fabel „Das Testament“, wenn der Vater dem Sohn dort rät: „Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein / Ist ein rechtschaffner Mann zu seyn.“ (a. a. O., S. 308) Und man könnte noch auf eine ganze Reihe weiterer Fabeln hinweisen, in denen das Gellertsche Credo des „Ora et labora“ aus dem Geist der protestantischen Werkethik mehr oder minder deutlich anklingt. Immer bemüht sich Gellert darum, Geld und Geldbesitz mit guten Worten für einen christlichen und vernünftigen Zweck zu plausibilisieren.

Im abstrakten Raum der Ideologie, man könnte auch sagen: in der dünnen Luft der reinen Moral, zu deren Explikation die Sollwerte am Ende der Fabel (die Moral der Fabel) protokolliert werden, funktioniert das Schwarz-Weiß-Schema, die Rede von den Guten und den Schlechten noch einigermaßen, aber problematisch wird es dort, wo Gellert konkreter nach der Herkunft des Reichtums und auch den gesellschaftlichen Bedingungen fragt. Da versagen die guten Worte vor dem nackten Kapitalinteresse, das sich mit „unsichtbarer Hand“ (A. Smith³) wie die ungekannte „Naturabsicht“ (I. Kant⁴) hinter dem Rücken der gesellschaftlichen Akteure durchsetzt und diese dann unter ihr Diktat nimmt.

Beispiel dafür sind etwa die beiden Fabeln „Der Wucherer“ und – ungleich bedeutender – „Inkle und Yariko“. In „Der Wucherer“ deutet Gellert an, daß er um die Dialektik von Armut und Reichtum Bescheid weiß. Er bringt poetisch zur Sprache, was nahezu hundert Jahre später erst von Hegel mühsam

als Erkenntnis ökonomischer Bewegungen in der bürgerlichen Gesellschaft auf den Begriff gebracht worden ist, daß nämlich der Reichtum einiger weniger umgekehrt proportional ist einer immer größer werdenden Anzahl von Menschen, die unter das Subsistenzminimum sinken. Listig antwortet der Freund dem Wucherer auf die Frage, ob das soeben für die Armen der Stadt gebaute Hospital auch groß genug sei:

„(. . .), hier können viel Personen
Recht sehr bequem beysammen seyn;
Doch sollen alle die hier wohnen,
Die ihr habt arm gemacht: so ist es viel zu klein.“ (a. a. O., S. 201)

„Inkle und Yariko“ entlarvt die „Liebe zum Gewinnst“ (a. a. O., S. 88), die am Ende den vermeintlich „zivilisierten“ Engländer Inkle derart einholt, daß er darüber alle Herzensregungen, seine Zärtlichkeit und Liebe, die er zunächst gegenüber der „wilden“ Yariko empfunden hat, vergißt. Von der Insel befreit, auf die es ihn durch einen Schiffbruch verschlagen hat, und die nahe Heimkehr vor Augen, erwacht sein „Kaufmannsgeist“ wieder. Da es aber etwas gibt, was nicht sein darf, einen armen gebeutelten Kaufmann, der sich anschickt, „mit leerer Hand aus Indien“ zurückzukehren, verkauft er Yariko auf dem Sklavenmarkt, um wenigstens einigermaßen seinen „Hunger nach Gewinn“ zu stillen. (a. a. O., S. 91) Gellert zeigt nicht nur, daß sich im Verlauf der Geschichte die Rollen umkehren, wonach der unzivilisierte Naturmensch schließlich die empfindsamen Tugenden (Liebe, Mitgefühl und Zärtlichkeit) verkörpert, sondern daß im Grunde die von den sogenannten Zivilisierten, den Europäern, vertretenen Werte nur Draperie um den stärkeren ökonomischen Antriebe, die „Liebe zum Gewinnst“, sind. Denn diese wird „uns zuerst gelehrt“ (a. a. O., S. 88), alles weitere sind bloß gute Worte, Feiertagsreden, die, einmal in Konflikt mit den ökonomischen Interessen geraten, nichts als Schall und Rauch bedeuten. Einen „deutliche(n) Begriff“ hat Inkle lediglich von „Vorthail und Verlust“ – hierin übersetzt Gellert die Descartes-Leibnizsche Tradition des Rationalismus ins Ökonomische –; das von der englischen Philosophie dem Verstand zugerechnete Vermögen des Witzes verwertet Inkle für sein zweckrationales „Handeln“, und als „Tugend“ bezeichnet Gellert schließlich Inkles Fähigkeit zum „Rechnen“ (ebd.). Damit zeichnet Gellert das genaue Portrait des aufgeklärten, zweckrational nach Maßgabe ökonomischer Gesetzmäßigkeiten handelnden Europäers. Allerdings entspricht dieser Menschenschlag nicht seinen eigenen Vorstellungen, die um den ökonomisch saturierten Menschen noch ein dichtes Netz empfindsamer, idealer Normen und Werte weben wollen. Das Ende der Fabel zeigt jedoch Gellerts Grenzen deutlich an: dem Realismus, mit dem „die unsichtbare Hand“ der Ökonomie das Handeln und Verhalten der Menschen prägt, kann Gellert nur mit einer moralischen Kritik begegnen. Wie sich Inkle verhalten hat, so darf sich niemand benehmen. Es sei ein unnachahmliches Laster, „aus Geiz“ Menschen zu verhandeln. (a. a. O., S. 91)⁵ Was Gellert freilich demgegenüber positiv anbietet, entbehrt genau desjenigen Realismus, der in der Fabel „Inkle und Yariko“ die Darstellung des praktischen Verhaltens nach den Gesetzen der Ökonomie auszeichnet. Geld

und gute Worte stehen sich, wie wir an den Lustspielen und dem Roman so gleich sehen werden, als Antagonisten gegenüber. Wo das Geld siegt („Inkle und Yariko“), klingen die guten Worte ohnmächtig. Wo dagegen die Explikation der guten Worte in Bühnen- bzw. Romanhandlung umgesetzt wird, da verblaßt das Geld zum Hintergrundschema, mit fatalen Folgen. Denn die Darstellung der zeitgenössischen Wirklichkeit und ihrer vernünftigen Einrichtung (Lessing sprach gelegentlich einmal von wahren Familiengemälden, die die Lustspiele Gellerts böten!) wird in dem Maße, wie das Geld und insgesamt die Ökonomie die Gesellschaft tatsächlich durchdringen, wieder zurückgeschraubt auf das Wirken des gütigen und handelnd eingreifenden Schöpfergottes.

III. „Doch wir sollen ja wohl thun“

Was in den Fabeln und moralischen Erzählungen zu Spruchweisheiten und Sentenzen über richtiges bzw. falsches Handeln und Verhalten verknüpft erscheint, das spinnt Gellert vor allem in seinen drei Lustspielen „Die Betschwester“ (1745), „Das Loos in der Lotterie“ (1746) und „Die zärtlichen Schwestern“ (1747) ins Große aus.

Damit auch kein Zweifel daran zurückbleibt, was jeweils als gut und was als falsch angesehen werden muß, bedient sich Gellert der Techniken der satirischen Typenkomödie.⁷ Die ob ihrer moralischen Verwerflichkeit oder ihres falschen Verhaltens überhaupt kritisierenswerten Personen (Frau Richardinn als die Frömmigkeit heuchelnde „Betschwester“, Herr Damon als der geldgierige und cholerische Reiche in „Das Loos in der Lotterie“ oder aber der an der Wirklichkeit ebenso vorbeilebende wie -denkende Magister in „Die zärtlichen Schwestern“) werden von Gellert als Typen vorgestellt. Sie verkörpern eine negative Eigenschaft, sind statisch und machen keinerlei Entwicklung mit. Sie sind zu Beginn der Dramenhandlung bereits fix und fertig das, was sie am Ende, ohne dabei geläutert worden zu sein, immer noch sind: negative Typen. Sie sind von jedem Zuschauer sofort erkenn- und durchschaubar.

Ihnen stehen die moralischen Charaktere gegenüber, Menschen, die psychologisch reichhaltiger ausgestattet sind, sich im Verlauf der Handlung ändern können, mehrere Eigenschaften verkörpern und beim Zuschauer Zustimmung und Identifikation auslösen. Sie sind vorbildliche Menschen, die Gellerts Moral und Weltanschauung, die gesamte aufklärerische Doktrin vorleben. Denn sie sind Muster des von der Aufklärung imaginierten ganzen Menschen, bei dem Verstand und Herz, Vernunft und Sinnlichkeit, Körper und Geist zusammenstimmen. Sie sind tugendhaft und christlich, gebildet und witzig, empfindsam und mitfühlend; sie kennen nicht nur die Bibel, sondern auch die Literatur, sie beherrschen Fremdsprachen und pflegen das kultivierte Gespräch in trauter Runde mit Freunden.

Nur etwas trübt das Bild dieser vorbildlichen Menschen und verdunkelt deren Realitätsbewußtsein. Sie haben keine Beziehung zum Geld. Womit wir wieder bei unserem Thema sind. Wie eine Peinlichkeit vermeiden sie die Diskussion über das Geld, die Herkunft von Kapitalien, den Erwerb von Reichtum, und sind dabei doch selbst die Nutznießer. Allein den negativen Typen

(Frau Richardinn, vor allem aber Herr Damon) bleibt es vorbehalten, die Zuschauer über die Herkunft des Geldes und die Prinzipien des Wirtschaftens aufzuklären: „Das Capital muß in die Steuer und die Interessen müssen wieder zu einem Capitale gemacht werden.“ (Die Betschwester, II, 1, S. 26)

Weil das Geld sozusagen „stinkt“ und an denen, die mit ihm in Berührung kommen und sich seinem Gesetz unterwerfen, deutliche Spuren hinterläßt, nämlich Geiz, Hartherzigkeit, Selbstsucht usw., gehen die moralischen Charaktere darüber hinweg. Dabei – und hier liegt die tiefe Paradoxie der Gellertschen Konzeption – ist bei ihnen Geldbesitz in weit unfänglicherem Maße erst die Voraussetzung dafür, um überhaupt ebenso in karitativem wie – gegenüber Freunden – in dienend-helfendem Sinne tätig zu werden. Immer wird über das Geld und seine Herkunft wortreich mit Diskursen über den guten Zweck, die Wohltaten, die es ermöglicht, hinweggeredet.

Im ideologischen Diskurs wird das materielle Fundament zum Verschwinden gebracht. Ferdinand in „Die Betschwester“ macht den Anfang:

„Doch wir sollen ja wohl thun. Wir sollen andern beystehen, und das Weh und die Anzahl der Elenden zu verringern suchen. Und ich dächte, ein Werk der Liebe wäre so angenehm bey dem Himmel, als die Andacht. Ja ich weis nicht anders, als daß Liebe und Mitleiden nothwendige Folgen der Andacht und der Erhebung unsers Geistes zu Gott und zu unsern Pflichten sind. Die Armen sind doch eben sowohl nöthig auf der Welt, als die Reichen.“ (a. a. O., I, 2, S. 12 f.)

Die Armen sind aus einem doppelten Grunde „nöthig“, einmal als Ausbeutungsobjekte der Reichen, zum anderen und zugleich als Objekte karitativer Maßnahmen derselben Reichen, die darin ihr schlechtes Gewissen beruhigen. (Die Fabel „Der Wucherer“ hat's gezeigt!) Untereinander überbieten sich die reichen Empfindsamen, die moralischen Charaktere, in Gesten des Verzichts und großzügiger Hilfestellung. Wie kann man aber diese besser ausdrücken als in der Entäußerung von Geld und Reichtum? Christianchen gegenüber Lorchen:

„Sie wissen ja, daß ich Sie liebe. Ach wenn ich Ihnen nur zeigen könnte, wie sehr ich Ihnen gewogen bin. Mein liebes Lorchen, darf ich Ihnen wohl die Juwelen anbieten, die mir Herr Simon geschenkt hat?“ (a. a. O., II, 5, S. 36).

Die letzten Auftritte von „Die zärtlichen Schwestern“, jenem von Gellert als „rührendes Lustspiel“ in die deutsche Literatur eingeführten Stück, leben ganz von den gegenseitigen Überbietungen in Fragen des Mitempfindens, -gefühls und -leids. Das Ich wird zurückgestellt, verschwindet ganz in der Empathie, die nicht zuletzt ihren äußeren Ausdruck wieder in klingender Münze findet. Zugunsten eines starken theatralischen Effekts, der in den zeitgenössischen Zuschauern wohl einen wahren „Tränenvorhang“ (P. Szondi)⁸ auslöst und das Stück darin beendet hat, entfernt sich Gellert von der faktischen Wirklichkeit und erhebt sich in die abstrakte Region der reinen Empfindsamkeit. In den Reden Lottchens an die Adresse des Betrügers Siegmund, dem sie ebenso verzeiht wie faktisch, obwohl sie ihn zu brüskieren vorgibt, darüber hinaus sogar noch belohnt, erreicht der ideologische Diskurs seinen Höhepunkt, so gestaltet Gellert den Gegenentwurf zu „Inkle und

Yariko“. Wo dort die materielle Welt und die Gesetze der Ökonomie herrschen, regieren hier die ideelle Welt und die Logik der Empfindsamkeit. Lottchen zu Siegmund:

„Unwürdiger! Mein Vermögen kann ich Ihnen schenken; aber nicht mein Herz. Bitten Sie meinem Vater und der übrigen Gesellschaft, die Sie in mir beleidigt haben, Ihre begangene Niederträchtigkeit ab. Ich habe Ihnen schon vergeben, ohne mich zu bekümmern, ob Sie diese Vergebung verdienen.“ Und weiter: „Sie werden morgen durch meine Veranstaltung so viel Geld erhalten, daß Sie künftig weniger Ursache haben, ein redliches Herz zu hintergehn.“
(Die zärtlichen Schwestern, III, 20, S. 84 f.)

Cleon, der Vater der beiden zärtlichen Schwestern Julchen und Lottchen, verpaßt dem Ganzen kurz vorher schließlich die Signatur: „Der Himmel hat es wohl gemacht.“ (ebd., III, 19, S. 83) Gott ist der weise Denker und Lenker, die wahre „unsichtbare Hand“, die für Gerechtigkeit sorgt, für ein gerechtes Auskommen und die Verteilung des Reichtums, dessen Quelle sie gleichfalls ist.

Auffälligerweise versucht Gellerts nach Aussagen seiner Zeitgenossen schwächstes Stück, das nach der „Betschwester“ und vor den „zärtlichen Schwestern“ geschriebene Lustspiel „Das Loos in der Lotterie“, den Hiatus zwischen materieller und ideeller Welt, zwischen den Gesetzen der Ökonomie und denen der Empfindsamkeit zu überbrücken. Hinter seinem Rücken, ohne daß es ihm recht deutlich würde, arbeitet Gellert in dem sozialgeschichtlich für uns heute interessantesten Stück eine Problematik heraus, die auf das Grunddilemma der bürgerlichen Gesellschaft verweist.

IV. „Ich bin vor Freuden nicht vermögend, mehr zu reden.“
Der Triumph der Empfindsamkeit und der Verlust ihrer Unschuld

Nach vielen Verwicklungen und einem Umlauf des gewinnbringenden Loses – „pour la vertu“, wie es bezeichnenderweise heißt – durch alle Hände schließt die Komödie mit einem Tableau, das die Empfindsamen in geschwätzigem Schweigen um den Gewinn zusammenführt. „Ich bin vor Freuden nicht vermögend, mehr zu reden“, endet Herrn Antons Rede. (Das Loos in der Lotterie, V, 12, S. 368) Und was soll auch noch gesagt werden dazu, daß die Richtigen, nämlich die empfindsamen Tugendhaften, ihren Lohn ein-kassiert haben. Die Selbstverständlichkeit, das Geld als gerechten Verdienst für ihr Verhalten und ihre Haltung letzten Endes von Gott als dem Unaus-sprechlichen, aber als „Schicksal“ und „Fügung“ (ebd.), ja „Vorsehung“ (V, 7, S. 356) immerhin in Erinnerung Gebrachten einzustreichen, läßt sie beredt schweigen. Beredt versichern sich die Empfindsamen nämlich ihrer gemein-schaftlichen Gefühlskultur, und mit Schweigen quittieren sie den gerechten Lohn. Einverständnis muß nach außen, hier vor allem: über den Bühnenrand hinaus in Richtung auf die Zuschauer, über die Grundlagen der Gefühls-struktur erzielt werden; dabei bleiben die anderen ausgeschlossen. Nicht von ungefähr bestreiten deshalb die letzte Szene des Stückes auch nur die emp-findsamen Personen miteinander: Frau Damon, der Typ der ehrlichen, göti-

gen, tugendhaften und gläubigen Frau, Carolinchen, ihre „Anverwandtin“, ebenso ehrlich und tugendhaft wie darüber hinaus witzig und gebildet, schließlich Herr Anton, Carolinchens Bräutigam. Was Gellert diese drei Per-sonen reden läßt, ist eine Zusammenfassung seiner gesamten Moralphiloso-phie bzw. -theologie in pädagogischer Absicht; es geht darum, die Wahrheit durch ein Bild zu sagen! Die Haupttugend ist der Verzicht und die Selbstlo-sigkeit; hat man diese einmal generös geäußert und sich gegenseitig, sich da-bei überbietend, in der Haltung der Selbstlosigkeit bestätigt, dann kann man auch getrost die Belohnung für die vermeintliche Verzichtleistung verbu-chen. „Der Himmel“ nämlich hat diese „Wohlthat erwiesen“ (V, 3, S. 343). Carolinchen beginnt mit dem Entscheidungsdiskurs:

„Aber, mein lieber Herr Anton, habe ich Ihnen nicht hundertmal gesagt, Sie sol-len sich eine reiche Frau wählen, weil Ihre Umstände nicht so beschaffen sind, daß Sie mit einer Armen bequem genug leben können? (. . .) aber ehe ich Ihnen durch meine Erhaltung das Leben zu einer Last und zu einer beständigen Arbeit machen will: so sage ichs Ihnen nochmals in Gegenwart meiner Frau Muhme, daß ich lieber Ihre Liebe entbehren will.“
(V, 12, S. 366)

Und Herr Anton erwidert darauf:

„Das ist erbarmenswürdig! (. . .) Ich thue ja alles, was möglich ist. Und der Ge-danke, daß ich für Sie arbeite, macht mir die mühsamsten Verrichtungen zum Vergnügen. Ich kann ihnen heute die Hand zur Ehe anbieten. Meine Einkünfte werden zu unserem Unterhalte zulangen; aber Sie sind mir zu lieb, als daß Sie in meinen Armen wegen der zukünftigen Zeiten bekümmert seyn sollten. Es ist mir unmöglich, an Ihrer Beständigkeit zu zweifeln. Finden Sie aber Ursache, Ih-re Wahl zu verändern: so können Sie versichert seyn, daß ich Sie mit keinen an-dern Vorwürfen, als Thränen, beleidigen werde.“
(V, 12, S. 366 f.)

Daraufhin hat er in den Augen Carolinchens die Probe bestanden und erhält seinen Preis, sie zur Ehefrau und den Gewinn des Loses zur Aussteuer:

„Hier haben Sie die Versicherung von zehntausend Thalern, die ich durch einen wunderbaren Zufall in der Berliner Lotterie gewonnen habe.“
(S. 367)

Noch an einer anderen Stelle, im siebten Auftritt des letzten Aufzugs, erhal-ten Carolinchen und Frau Damon die Gelegenheit, sich ihre empfindsamen Gefühle zu bestätigen. Kurz bevor Carolinchen der Frau Damon eröffnet, daß sie das Los von Frau Orgon erhalten hat, schmerzt es Frau Damon, daß ihr, allen Geldes verlustig, die Chancen geraubt sind, allseitige Wohltaten zu erweisen:

„Ich habe den Gewinnst nicht für mich verlangt. Er hätte nur groß oder klein seyn mögen: so wollte ich dir die Hälfte schenken, und die andere Hälfte mei-nem Manne und den Armen geben. Ach Carolinchen, weine nicht, Ich bitte dich! Die Vorsehung hat alle Güter in Händen. Sie hat gewiß einen Theil für dich zurückgelegt.“
(V, 7, S. 356)

Das wiederum gibt Carolinchen die Möglichkeit, voller Güte und Großher-zigkeit zu replizieren:

„Meine Thränen sind keine Wirkungen des Unglücks, das Sie und ich erlitten haben. Ihre Liebe bringt mich zu dieser kindlichen Regung, und ich weis ihre Großmuth durch nichts als durch die empfindlichsten Thränen zu belohnen.“

(ebd.)

Was hier noch abstrakt-ideologisch diskutiert wird und seine sinnliche Performanz allenfalls in dem bereits erwähnten Tränenvorhang erfährt, wird im letzten Auftritt des fünften Aufzugs materialistisch präzisiert und so aus dem ideologischen Himmel hinunter auf die Erde gezerrt. Damit wird auch der Tränenschleier gelüftet, hinter dem ein gut kalkulierender Verstand sitzt. Der verständige Gellert läßt sein Carolinchen über die gewonnenen zehntausend Thaler räsonnieren: „Sie sind mir bloß darum angenehm, weil ich sie Ihnen als einen Beweis meiner Liebe anbieten kann.“ (V, 12, S. 367) Daraus spricht längst nicht mehr unmittelbar die Empfindsamkeit; in deren Maske hat sich vielmehr der Geist des Geldes, der einer des Kapitalismus ist, versteckt. Der „Beweis“ der „Liebe“ muß in klingender Münze bezahlt werden, weil auch die Liebe ihren Preis hat, der Ehe heißt und im Äquivalent des „Thalers“, der Aussteuer, gemessen wird.

Wenn am Ende aber der Geist des Kapitalismus, der Fetisch Geld, die Empfindsamkeit wieder als Chimäre, als schönen Schein bzw. Verschönerung eines schlechteren Seins entlarvt, wodurch unterscheiden sich dann überhaupt noch die Empfindsamen von den anderen Personen? – Zunächst einmal: offensichtlich gibt es und unterscheidet Gellert auch deutlich zwei Figurenkonstellationen voneinander. Der Gruppe um Carolinchen, Frau Damon und Herrn Anton steht die Gruppe Herr Damon, Frau Orgon und – mit Abstrichen, Herr Simon sowie (als Außenseiter) Herr Orgon gegenüber. Vor allem Herr Damon und Frau Orgon bilden mit ihrem Neid und Geiz den direkten Widerpart zu den selbstlosen und aufopferungsvollen Empfindsamen. Am ausführlichsten wird dabei Herr Damon in Bezug auf Geldangelegenheiten, Gelderwerb und Geldbesitz gekennzeichnet. Freimütig bekennt Herr Damon, der „ein Aufseher über eine öffentliche Casse“ (IV, 2, S. 316) ist, seinem Schwager Orgon seine wucherischen Geschäfte:

„Doch, daß Sie mich meines Gartens wegen nicht etwa für einen Verschwender halten, so muß ich Ihnen sagen, wie ichs damit mache. Sie wissen, daß ich starke Capitale von meinem Mündel, dem Herrn Simon, in den Händen habe. Diese verleihe ich gegen acht und zehn Prozent und verrechne nach den Landesgesetzen nur fünf. Diesen Profit nun stecke ich in meinen Garten.“ (II, 1, S. 153)

Und wie eine unfreiwillige Selbstentlarvung inszeniert Gellert wenig später Damons Geiz. Ohne überhaupt Frau Orgon mit ihrer „Bitte“ zu Wort kommen zu lassen, plappert Damon sogleich los:

„Bitten Sie alles in der Welt, nur nicht, daß ich einem guten Freunde mit Gelde dienen soll. Es sind itzt gar zu schlechte Zeiten. Die Preussische Contribution verwinde ich zeitlebens nicht. Ach der Himmel behüte uns doch vor Krieg und theurer Zeit! (...) Es ist mir unmöglich, jemandem auch nur mit einem Ducaten zu dienen. Die schrecklichen Kriegsläufe machen einen wohl behutsam. Ja, liebe Frau Schwägerin, man redet stark von einer neuen Kopfsteuer. Und wenn diese noch erfolgen sollte: so muß in meinem ganzen Hause das Abendessen eingestellt werden.“

(II, 3, S. 260)

An einer anderen Stelle bezeichnet Damon seine Lebensphilosophie mit dem Motto „Bete und arbeite!“ (II, 8, S. 277), um danach schon bald selbst wieder dieses Motto als Feiertagsrede vor dem tatsächlichen leitenden Prinzip seines Wirtschaftens zurückzunehmen: wichtig allein im wirtschaftlichen Leben sind eine günstige Kalkulation und der kühle Kopf zum Rechnen! Das allein ist „wirtschaftlich und vernünftig“ (III, 1, S. 290), alles andere überflüssig. Ein illustratives Beispiel seiner Geschäfts„praxis“ liefert Damon an der Stelle, wo er seinem Mündel Simon das seiner Frau entwendete Loos aufschwätzt:

„Das Loos kostet freylich nicht mehr als vier Thaler. Allein das Postgeld und die übrigen Unkosten betragen noch acht Groschen. Mit diesen acht Groschen wollen wir es also machen. Ich will sie nicht in Rechnung bringen, sondern zu der Masse der vier Thaler schlagen. Von vier Thaler acht Groschen, ist acht Groschen der dreyzehnte Theil. Wenn also das Loos gewinnt: so kriege ich den dreyzehnten Theil des Gewinnstes.“

(ebd.)

Auf diese Weise erzielt Herr Damon seine Gewinne. Arbeit und Leben gehen bei ihm nahtlos zusammen. Immer wirken irgendwelche Geschäfte.

„Auch an meinem Geburtstage kann ich nicht ohne Arbeit seyn. Der Handel mit den Steuerscheinen ist geschehen. Und wenn es gut gehet, so kann ich wohl ein paar tausend Thaler dabey gewinnen.“

(IV, 1, S. 313)

Lange schon vor der ideologischen Drapierung im 19. Jahrhundert lebt Damon getreu der Maxime: Arbeit ist des Bürgers Zier. Und selbstverständlich streicht er auch alle erzielten Gewinne als selbstverständliches Verdienst für seine Bemühungen ein. – Wie kommt es nun, daß gerade Herr Damon den negativen Part im Lustspiel übernimmt, er, der doch im Grunde das Realitätsprinzip vertritt und entsprechend handelt? Wie ist es zu erklären, daß derjenige, der doch „wirtschaftlich und vernünftig“ reagiert und der auch darum weiß, daß Reichtümer und Gewinne erwirtschaftet und erarbeitet werden müssen, den Inbegriff des negativen Charakters darstellt? – Meine These ist, daß eben im Wissen um die Herkunft des Reichtums dasjenige Moment, die Hybris nämlich, steckt, die den Charakter zu einem negativen stempelt. Wissen ist nicht Macht, sondern Frevel an der göttlichen Vorsehung und Auflehnung gegen den weisen Schöpfer. Um jedoch nicht direkt gegen den menschlichen Verstand und den gesunden Menschenverstand einzusprechen, schafft sich Gellert eine kritisierbare negative Folie, deren Außenseite (Neid und Geiz – ganz auf der Linie der satirischen Typenkomödie –) so grell angestrichen ist, daß jedermann sie nur als verabscheuungswürdig empfinden kann. Dem steht auf der anderen Seite wiederum eine Überpointierung positiver äußerer Eigenschaften (Selbstlosigkeit, Verzicht und Tugendhaftigkeit etc.) gegenüber, wodurch der unvernünftige, irrationale Kern dieser empfindsamen Figuren nur übertüncht wird. So beruht z. B. Frau Damons ganzes Leben auf einer Fiktion, nämlich in Gemeinschaft mit einem ebenso geliebten wie liebenden Mann verbunden zu sein, und sie weiß darum. Aufschlußreich ein Gespräch mit Herrn Orgon, dem sie zunächst eine Kanzelrede hält („Die Übereinstimmung der Gemüthsart, eine gewisse Gleichheit in unseren Meynungen und Neigungen, ein innerlicher Trieb, dem anderen zu gefallen, und eine brennende Sehnsucht, des andern sein ganzes Herz, seine ganze Hoch-

achtung zu besitzen; das ist der Grund der ehrlichen Liebe“ (III, 8, S. 311 f.), um sich am Ende, kleinlauter geworden, mit dem unabänderlichen Schicksal zufriedenzugeben: „Aus Gehorsam gegen die Älteren wird man oft einer ungleichen Ehe aufgeopfert. Doch man muß sein Schicksal mit Großmuth sich geneigter zu machen suchen“ (III, 8, S. 312 f.). Auch Carolinchen, Gellerts Frauenideal, kommt in ihrem Drang auf Bildung und Verbesserung des Verstandes und des Herzens das wirkliche Leben abhandeln. Denn „Freiheit, Gesellschaft, Französisch und Reisen in fremde Länder“ als wahre Schule des Lebens, wie es der Stutzer Simon zu Recht einmal formuliert (IV, 2, S. 318), stehen für Carolinchen, die in ihrer Stube lieber die moralischen Wochenschriften, Racine und Saurins Predigten studiert, nicht zur Diskussion. Ich denke, daß man bei den von Gellert unterschiedenen Figurengruppen im „Loos in der Lotterie“ nicht nur von einer traditionellen Trennung in Gut und Böse gemäß der Typenkomödie sprechen sollte, sondern daß diese Unterscheidung darüber hinaus auch wieder an den Ursprung der kapitalistischen Moderne im frühen 18. Jahrhundert zurückführt. Die beiden Figurenkonstellationen repräsentieren Typen, die uns das Marxsche Diktum über das Bewußtsein der Menschen im Kapitalismus („Sie wissen das nicht, aber sie tun es“) verstehen lassen, obwohl sie es doch scheinbar widerlegen. Die negativen Charaktere sind die, die in den Dingen des materiellen Lebens Bescheid wissen und mit Bewußtsein handeln. Die positiven Charaktere dagegen sind die, die nicht Bescheid wissen und sozusagen bewußtlos, im puren Gottvertrauen handeln. In anderer Terminologie: während die einen, rein materialistisch eingestellt, ohne Ideologie agieren, haben sich die anderen den ideologischen Schutzwall der Religion geschaffen, um dadurch für ihr Handeln und Wirken legitimiert zu sein. In der Urscene der Moderne sind beide noch strikt getrennt: die Schlechten und die Guten, Realisten und Idealisten, die Herrschenden und ihr schlechtes Gewissen. Nur das Ende des Stückes verweist auf den späteren historischen Weg des Bürgertums, auf den Liberalismus, wo die Guten wie selbstverständlich den gerechten Lohn für ihr tugendhaftes Verhalten empfangen.

Der Liberalismus des späteren Jahrhunderts verkörpert die Synthese aus den guten und den schlechten Charakteren, Tugendhaftigkeit und Skrupellosigkeit sind miteinander in ein und derselben Person verfigt, der Bürger ist zugleich Wolf und Schaf, gleichermaßen Wolf im Schafspelz, wie Schaf im Wolfspelz. Aber er weiß es nicht, in der Regel zumindest: „Sie wissen das nicht, aber sie tun es!“ Ineingesetzt sind die Sucht nach Gewinn, Kapital und Vermögen, was die schonungslose Ausbeutung der darunterstehenden Klasse beinhaltet, und das Bestreben, Gutes zu tun, karitativ zu wirken, damit die Ausgebeuteten sich wenigstens wohl fühlen und integriert sind in eine Ordnung, die nicht ihre eigene ist.

Was sich im Bewußtsein der Bürger des 19. Jahrhunderts so nahtlos aufeinander addiert, ist bei Gellert noch unterschieden. Es sind wirkliche Widersprüche, Antagonismen, die sich nicht dialektisch vermitteln lassen, wirkliche Personen schließlich, die entweder gut oder schlecht sind. Dies allerdings bloß auf der äußeren, gleichsam phänomenologisch konstatierbaren Ebene. Es zeigt sich aber, daß die Figurenkonstellation in einer zweiten Ebene, einer

Metaebene, die das christliche protestantische Werte- und Normengefüge darstellt, gründet und ohne diese gar keinen Wert hat. Denn die Rivalität der Figuren ist eine konkurrierender Ideologien. Unter stillschweigender Voraussetzung der absoluten Gültigkeit des christlichen Wertsystems und der christlichen Soziallehre können die Guten als gut bezeichnet werden, insofern sie ihren Mitmenschen Gutes tun, die Schlechten auf der anderen Seite als schlecht, insofern diese eben nicht an die anderen, sondern ausschließlich an sich selbst und die eigenen privaten Interessen denken. Auf der ideologischen als der verzerrten (verhimmelten) Ebene mag diese Rivalität noch plausibel erscheinen, sie ist es nicht mehr, wenn man die Basisprozesse selbst wieder an die Ideologie rückvermittelt. Dann zeigt sich nämlich, daß die Metaebene der Ideologie eine bloße Konstruktion zur Verdeckung der ersten Ebene ist, Schein des Seins, jedoch stets wieder von diesem, dem Sein, eingeholt und entlarvt wird.

Marx und Engels bezeichneten gelegentlich einmal die Aufklärung insgesamt als eine „verdrehte Form“ der „profanen Grundlagen der bürgerlichen Welt“, als den idealen Ausdruck, „das verklärte und von der Wirklichkeit selbst als solches auf sich geworfne reflektierte Lichtbild“ und auch als das „idealisierte Reich der Bourgeoisie“.⁹

Aber das Sein setzt sich allemal mit der Macht des Faktischen gegen allen Schein und alle (interessierte) Verhimmelung durch, es erscheint als die wirkliche „unsichtbare Hand“, von der auch Gellert letzten Endes, und vermutlich ohne es selbst zu wissen, gekennzeichnet worden ist.

Erklärt werden kann nicht mehr, woher das Geld eigentlich stammt, mit dem die Guten den anderen Menschen Wohltaten erweisen. Bei den negativen Charakteren war die Sache noch klar; als Frucht des Geizes und (angeblich) fragwürdiger Geschäfte konnte hier Kapital akkumuliert werden. Die tugendhaften Figuren gelangen dagegen sozusagen auf höheren Befehl, auf Geheiß von Gott zu Reichtum und Auskommen. Nimmt sich nun die wundersame, unerklärliche Vermehrung des Reichtums bei den Guten zunächst auch merkwürdig aus, so gibt es eine einzige schlichte und unauffällige Stelle in der Komödie, die von Einverständnis (mindestens jedoch Akzeptanz) zu dem wirklichen (kapitalistischen) Lauf der Dinge auch bei den Tugendhaften zeugt. Auch die tugendhaften und empfindsamen Personen befolgen die bei den anderen, den Schlechten, zwar angeprangerten, nichtsdestoweniger aber gültigen Spielregeln dieser Gesellschaft. Wie äußert sich Carolinchen noch in der bereits zitierten Rede aus dem letzten Auftritt? –

„Hier haben Sie die Versicherung von zehntausend Thalern, die ich durch einen wunderbaren Zufall in der Berliner Lotterie gewonnen habe. Sie sind mir bloss darum angenehm, weil ich sie Ihnen als Beweis meiner Liebe anbieten kann.“

(V, 12, S. 367)

Der „Zufall“ ist die eine Seite; das Geschäftsprinzip, daß Geld konkreten Bestimmungen unterliegt, in diesem Fall (notwendige) Aussteuer ist, die andere Seite, der auch die Tugendhaften fraglos beipflichten. So schmilzt am Ende der große Unterschied zwischen den negativen und den positiven Charakteren auf ein verschwindendes Minimum zusammen. Die passendsten Worte

hat eine Randfigur, Carolinchens Liebhaber Herr Anton, gefunden. Obwohl von Gellert als empfindsames Schlußtableau inszeniert, entschlüpfen Anton dennoch Worte, die auf der anderen, den sozialen und ökonomischen Kontext zielen und dabei die Scham und das schlechte Gewissen eines bescheidwissenden, dennoch tugendhaft sein wollenden Bürgertums anzeigen:

„Sie schenken mir nicht allein Ihr Herz, sondern auch auf die großmüthigste Art Ihr Vermögen. Ich bin vor Freuden nicht vermögend, mehr zu reden.“

(V, 12, S. 368)

Das wirkliche „Vermögen“ stopft dem Sprachvermögen das Maul und muß es auch, damit nicht peinliche Fragen Zweifel aufkommen lassen und damit auch die Rolle, die die Guten im Stück spielen, weiter durchgehalten werden kann.¹⁰

V. „Es schien, als ob uns der Himmel mit Gewalt reich machen wollte.“
Eine Nachbemerkung zum Roman

Trotz aller Fortschrittlichkeit, die den ersten bedeutenden bürgerlichen Roman des 18. Jahrhunderts zweifelsohne auszeichnet¹¹, verschweigt „Das Leben der schwedischen Gräfin von G***“ beharrlich die Herkunft des Vermögens, auf dessen Grundlage ein sorgenfreies Leben allererst möglich ist. Während die drei Lustspiele, wenn auch vornehmlich in den negativen Figuren, vor allem im „Loos der Lotterie“, die materielle Basis des Lebens der Familie und gleichzeitig des Funktionierens der Gesellschaft behandeln, fällt der 1747/48 nach den Lustspielen erschienene Roman wieder hinter die dort erreichte Position zurück. Alle Geschehnisse sind von einem ideologischen Diskurs fundiert, der selbst noch die härtesten Schicksalsschläge zu plausibilisieren weiß. Die tugendhaft-empfindsamen Personen des Romans, allen voran die Gräfin, ihr Mann der Graf und Herr R, sind allesamt vernünftig und gebildet, besitzen Gottvertrauen und sind ebenso selbstsicher wie – in Angelegenheiten der Freundschaft, die bei Gellert höher rangiert als die Liebe – auch selbstlos. Sie sind Sprachrohre des empfindsamen Diskurses, jener Ideologie, die Verstand und Vernunft, Logik und Ethik, mit dem Herzen und der Psyche, mit dem Gefühl und der inneren Disposition, zusammenbringen und den aufgeklärten Menschen damit hervorbringen will. Ihr Leben, Denken, Handeln und Verhalten sind vorbildlich, sie selbst Muster im Kleinen dafür, wie die Gesellschaft im Ganzen vernünftig beschaffen sein sollte.

Aber bei vielen guten Worten, die der Text in Form von moralischen Vorschriften und Sentenzen, von Lektürevorschlägen und Angeboten zu einer vernünftigen Lebensführung seinen Lesern offeriert, fehlt die Reflexion über die materiellen Grundlagen, und muß sie fehlen. Denn ein Nachdenken hierüber hätte den ideologischen Diskurs als Schein, und zwar als täuschenden Schein, entlarvt. Deshalb gehen ihm Gellert und die Protagonisten seines Romans lieber aus dem Weg. Sie finden sich statt dessen mit lapidaren Formeln und Allgemeinplätzen ab, wonach Gott und der Himmel in weiser Voraussicht ihre Reichtümer vermehrt und ihren Besitz vergrößert. Das Kapital vermehrt sich in Gellerts Darstellung gleichsam von selbst (vgl. Die schwedische

Gräfin von G***, S. 37), ohne daß die Akteure einen Finger krumm zu machen brauchen:

„Es schien, als ob uns der Himmel mit Gewalt reich machen wollte. Unsere Kapitalia brachten mehr ein, als wir verlangten, und weit mehr als wir brauchten.“

(a. a. O., S. 52 f.)

Oder aber das Geld wird über den guten Zweck, zu dem es verwendet wird, gerechtfertigt:

„Wir mußten unsre Kapitale übernehmen, (. . .). In der Tat war dieses eine große Last für uns. Weder ich noch mein Mann, noch Caroline wußten recht mit dem Geld umzugehen. Und ich glaube, wir hätten eher die Hälfte weggeschenkt, als daß wir es in unserer Verwahrung hätten behalten sollen. (. . .). Wenn die Vorsichtigkeit bei dem Gelde eine Tugend ohne Ausnahme ist, so muß ich sagen, daß wir oft nachlässig damit umgingen. Es war uns oft genug, es hinzugeben, wenn wir wußten, daß derjenige, der uns darum bat, ein rechtschaffender Mann war, der das Geld nötiger brauchte als wir. Ein Wort galt bei meinem Manne soviel als ein Wechsel. Wir haben in der Tat auf diese Art viel Geld eingebüßt; aber wir sind niemals darum betrogen worden. Unsere Schuldner hatten ein gutes Herz, aber wenig Glück.“

(a. a. O., S. 59)

Die Hauptpersonen des Romans erscheinen, um einen modernen Terminus des amerikanischen Soziologen Erving Goffman zu benutzen, als Stigmatisierte¹², die peinlich ihr Stigma, Reichtum und Geld, zu verbergen versuchen. Dessen Genese verlegen sie in Gott und haben dabei doch selbst unbewußt ein schlechtes Gewissen. Sie legen sich deshalb einen permanenten Rechtfertigungszwang auf, der sie von ihrem schlechten Gewissen befreit. Aber letzten Endes ist diese Rechtfertigungsstrategie sowohl ein Akt der Täuschung, wie er für Stigmatisierte typisch ist, als auch der Selbsttäuschung, wie sie von der Gesellschaft und ihren Scheinformen erzeugt wird. Der doppelte Aspekt der Täuschung verweist darauf, daß nicht nur der Leser und die Umwelt durch viele gute Worte über Herkunft und Ursprung des vorhandenen Geldes im unklaren bleiben, sondern daß auch die tugendhaften Personen selbst ihr Leben im Schein zubringen, Reichtümer erworben haben, einzig zu dem Zweck, um anderen die berühmten „Wohltaten“, die bei Gellert zum stehenden Begriff seines literarischen Werks werden, zu erweisen. Deutlich wird das an verschiedenen Sterbeszenen des Romans. Sowohl beim Tod des alten Grafen wie des Vaters von Steele wird das Leben als ständiges Vorlaufen in den Tod definiert und erhält es durch diesen, gleichsam post festum also, seinen Sinn. Im Sterben wird dem Leben die Rechnung aufgemacht. So kann nur deshalb vom alten Steele behauptet werden, daß er „ein so edelmütiges Herz hatte“, weil er „von Jugend auf mit dem Gewinn“ umgehen konnte, d. h. konkret, weil er niemanden „mit Willen um einen Pfennig“ betrogen hatte und weil er „gegen die Notleidenden gütig gewesen“ war (vgl. a. a. O., S. 144). Beruhigt darf er sterben: „Gott segne dir und deiner Frau das Vermögen, das ich euch hinterlasse. Es ist kein Heller von unrechtmäßigem Gute dabei“ (a. a. O., S. 146 f.).

Verschiedene Möglichkeiten haben wir kennengelernt, in denen Gellert versucht, mit dem Geld fertig zu werden. Ohnmächtig steht er dem schlechten Geld Inkles, das dieser auf dem Sklavenmarkt erhalten hat, gegenüber. Abstrakt wie die moralische Verurteilung Inkles fällt die Kennzeichnung der positiven Charaktere der Lustspiele aus. Dem wirklichen, nämlich erwirtschafteten und – in eins für Gellert – ergaunerten Reichtum der negativen Typen begegnen die positiven, guten und christlichen Figuren mit Sprachlosigkeit, um desto geschwätziger freilich ihre empfindsame Moral und Gefühlskultur zu demonstrieren. Ihr Reichtum wird naiv als Geschenk Gottes betrachtet. Wo das gute Geld schließlich mit dem guten Zweck koalitiert, Geld und Gott in der christlichen Caritas miteinander verbunden werden, müssen die Guten erst auf die Stunde ihres Todes warten, um dort endlich die Zufriedenheit und Selbstzufriedenheit zu erfahren, die ihnen das Leben notwendigerweise vorenthalten mußte.

Wer dagegen am Ende alles will, das gute Geld, nicht zuletzt für einen guten Zweck, das gute Leben und die guten Worte, also ein gutes materielles Aus- und Einkommen und ein dazugehöriges ideologisches Gewand, wird merken, daß das nicht ohne Betrug, sei's Selbstbetrug oder sei's der anderer, vonstatten geht. Denn wo der wirkliche Reichtum beginnt, die „Sprache des wirklichen Lebens“¹³, muß die Moral schweigen!

Geld und gute Worte lassen sich nicht mehr, unter Anrechnung der Gellertschen Trias Gewissen, Moral und Scham, zusammen aussprechen. Drückt das nicht – ein letztes Mal – der Satz Antons aus der letzten Szene vom „Loos in der Lotterie“ aus? „Ich bin vor Freuden nicht vermögend, mehr zu reden.“

Anmerkungen

- 1) Die Gellert-Texte werden nach folgenden Ausgaben zitiert:
 Christian Fürchtegott Gellert: Fabeln und Erzählungen. Historisch-kritische Ausgabe von Siegfried Scheibe. Tübingen 1966.
 Christian Fürchtegott Gellert: Die Betschwester. Text und Materialien zur Interpretation besorgt von Wolfgang Martens. (= Komedia Bd. 2) Berlin/W. 1962.
 Christian Fürchtegott Gellert: Lustspiele. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1747. Mit einem Nachwort von Horst Steinmetz. Stuttgart 1966. Darin Das Loos in der Lotterie, S. 227-368.
 Christian Fürchtegott Gellert: Die zärtlichen Schwestern. (Hg.) Horst Steinmetz. Stuttgart 1983.
 Christian Fürchtegott Gellert: Leben der schwedischen Gräfin von G***. (Hg.) Jörg-Ulrich Fechner. Stuttgart 1975. – Auf die Problematik der verschiedenen Fassungen der Lustspiele, die Gellert im Laufe seines Lebens herausgegeben hat, soll hier nicht detaillierter eingegangen werden. Die Überarbeitungen spielen für unser Thema keine Rolle.
- 2) Explizit hat sich bislang lediglich Hans-Richard Altenhein in seiner Dissertation mit dem Problem des Geldes in Gellerts Lustspielen auseinandergesetzt: Geld und Geldeswert im bürgerlichen Schauspiel des 18. Jahrhunderts. Diss. masch., Köln 1952. Leider beschränkt sich Altenheins Arbeit nur auf Lustspiele. Manfred Schneider dagegen widmet sich in einem neueren Aufsatz Gellerts Roman, gelangt dabei aber zu recht fragwürdigen Resultaten, von denen mir die unter Berufung auf Marx vorgetragene These über das Geld als Ordnungsprinzip des Gemeinwesens für Gellert noch am einsichtigsten scheint. (Vgl. „Leben der schwedischen Gräfin von G***“. Entzifferung des G***. Unveröffentlichtes Manuskript, 16 S., vgl. S. 9)

- 3) Vgl. Adam Smith: Natur und Ursachen des Volkswohlstandes. (Hg.) Friedrich Bülow. Leipzig 1933. S. 227.
- 4) Immanuel Kant: Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, in: ders.: Ausgewählte kleine Schriften. Hamburg 1969. S. 28.
- 5) Eine ausführliche Interpretation der „Inkle und Yariko“-Fabel hat Peter Pütz vorgelegt: Die Herrschaft des Kalküls. Form- und Sozialanalyse von Gellerts „Inkle und Yariko“, in: Wissen aus Erfahrung. Festschrift für Hermann Meyer zum 65. Geburtstag. (Hg.) Alexander von Bormann. Tübingen 1976. S. 107-121. Für meine Begriffe überbewertet Pütz allerdings die kritische Absicht Gellerts, und sieht er nicht die Ohnmacht der bloß moralisch argumentierenden Kritik an Inkles Verhaltensweise. Zu Recht formuliert Pütz: „Gellert (...) bricht keine Lanze für jemand, sondern richtet sie gegen jemanden: gegen den profitgierigen Kaufmann, den er unerbittlich verurteilt.“ (S. 115) Doch letzten Endes fehlen Gellert die Mittel für seine Kritik. Ohnmächtig steht er vor dem unnachahmlichen Laster.
- 6) Vgl. Gotthold Ephraim Lessing: Hamburgische Dramaturgie (1767). 22. Stück. In: Sämtliche Schriften. (Hg.) Karl Lachmann. Dritte, aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage besorgt durch Franz Muncker. Stuttgart 1860. Bd. 9. S. 273.
- 7) Vgl. dazu insgesamt Horst Steinmetz: Die Komödie der Aufklärung. Stuttgart 1978.
- 8) Vgl. Peter Szondi: Die Theorie des bürgerlichen Trauerspiels im 18. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1973. S. 90.
- 9) Vgl. Karl Marx: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Berlin (DDR) 1974. S. 916 und Karl Marx/Friedrich Engels: Werke. Bd. 20. Berlin (DDR) 1962. S. 17.
- 10) Schon Altenhein (vgl. Anm. 2) hat darauf hingewiesen, daß sich in zahlreichen Lustspielen des 18. Jahrhunderts am Ende ein glückliches Paar mit einem reichlichen Maß an Geld zusammenfinden (vgl. a. a. O., S. 94), ohne daß dieses zu sagen wüßte, woher der Reichtum stammt. Was Schneider (vgl. Anm. 2) unter Bezug auf Lustspiele des 18. Jahrhunderts überhaupt formuliert, trifft auch, ja insbesondere auf „Das Loos in der Lotterie“ zu und deutet die komplizierte sozialpsychologische Situation des Bürgertums an, die ihren Niederschlag in zwei moralische Imperativen gefunden hat. „Der erste lautet: Du sollst das Geld nicht begehren. Und der zweite: wenn du Geld hast, so schenke gerne davon denen, die keines haben. Und nach diesen Regeln verhalten sich die guten und anständigen Helden. Doch hat diese Moral schon etwas Verzeifeltes: Denn je deutlicher das Geld zu einem Regulationsprinzip des Alltags und der Kunst zu werden droht, um so anstrengender wird die Pantomime des Anstands: Die Helden der Aufklärungskomödie zeigen sich gegenüber der Möglichkeit, Geld geschenkt zu bekommen oder Reichtum zu erben, geradezu prüde. Haben sie es jedoch, dann schenken sie mit ungezügelter Wollust.“ (a. a. O., S. 10)
- 11) Zur literarischen Bedeutung des Romans und zur Geschichte des Romans in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vgl. insgesamt die vorzügliche Arbeit von Eckhardt Meyer-Krentler: Der andere Roman. Gellerts „Schwedische Gräfin“. Von der aufklärerischen Propaganda gegen den „Roman“ zur empfindsamen Erlebnisdichtung. Göppingen 1974.
- 12) Vgl. Erving Goffman: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt/M. 1975.
- 13) Karl Marx/Friedrich Engels: Werke. Bd. 3. Berlin (DDR) 1969. S. 26.

Hans-Peter Dürr

Industriegesellschaft ohne Kernenergie.

Perspektiven und Chancen

1. Einleitung

Unsere gemeinsame Sorge richtet sich auf die Wiederaufarbeitungsanlage in Wackersdorf. Eine Wiederaufarbeitungsanlage ist ein wesentliches Teilstück eines Energieversorgungskonzepts, das langfristig auf Atomenergie als Energiequelle setzt.

Die ungeheuren Gefahren, die den Menschen von atomtechnischen Anlagen – von Kernreaktoren und Wiederaufarbeitungsanlagen – prinzipiell drohen, werden von niemandem heute bestritten. Auch haben uns die Reaktorunfälle von Harrisburg und Tschernobyl deutlich gemacht, daß diese Gefahren nicht nur theoretisch existieren, sondern erschreckend reale Formen annehmen können.

Trotzdem wird immer wieder behauptet: Die Atomenergie ist unverzichtbar! Ist sie unverzichtbar für die Investoren und Betreiber von Kernreaktoren, weil dies für sie bisher ein lukratives Geschäft ist? Ist sie unverzichtbar für unsere Volkswirtschaft, um im internationalen Konkurrenzkampf künftig bestehen zu können? Sorgt sie dafür, unseren Wohlstand zu erhalten und unsere Arbeitsplätze langfristig zu sichern? Ist sie also letztlich unverzichtbar für uns als Verbraucher und Hauptnutznießer? Oder ist sie vor allem unverzichtbar für unsere Nachkommen, für welche wir deshalb geeignet Vorsorge treffen müssen? Oder ist sie gar unverzichtbar für die Armen dieser Erde? Das heißt: Ist die Atomenergie eine unverzichtbare Maßnahme zur Befriedigung der berechtigten Bedürfnisse einer immer weiter anwachsenden Erdbevölkerung?

Ich möchte diese Fragen nicht zu beantworten versuchen. Meine Vermutung ist, daß das Profitstreben eine größere Rolle spielt als die Sorge um das Wohlergehen der Entwicklungsländer. Wie dem auch sei: Ohne eine, wie auch immer definierte, ausreichende Bereitstellung von Energie kann eine moderne Industriegesellschaft, aber auch jede andere mit der heutigen Bevölkerungsdichte verträgliche Gesellschaft, nicht funktionieren. Die Sicherung einer langfristigen Energieversorgung ist deshalb für die Menschen lebensnotwendig.

Aber, so fragen wir uns, muß dies durch Atomenergie gewährleistet sein? Gibt es nicht noch andere Möglichkeiten? Dies ist für mich die entscheidende Frage! Denn wenn es für eine langfristige Energieversorgung der vielen Menschen auf dieser Erde praktisch keine Alternative zur Atomenergie gäbe, dann nützten uns alle Überlegungen über Risiken und ob solche Risiken zumutbar sind, recht wenig – wir müßten, ob wir wollten oder nicht, diese Risiken eingehen. Es bliebe uns letztlich nur die Möglichkeit, diese Risiken so weit wie möglich zu reduzieren und die bei Unglücksfällen auftretenden Katastrophen auf ein Minimum zu begrenzen. Wenn es aber realistische – also nicht nur hypothetische – Alternativen zur Atomenergie mit weit geringerem

Gefahrenpotential gibt, dann können wir auf diese ganze schwierige und quälende Diskussion verzichten! Wir brauchen uns dann nicht mehr darüber zu streiten, wie sicher ein Atomkraftwerk, wie sicher eine Wiederaufarbeitungsanlage ist, was für uns und andere zumutbar und was unzumutbar ist, Fragen, die ohnehin von niemandem – auch nicht von irgendwelchen Experten – schlüssig beantwortet werden können und zudem eine Bewertung verlangen, die keiner stellvertretend für andere vornehmen kann.

Mein Vortrag wird sich deshalb auf die Möglichkeiten für langfristige Energiekonzepte ohne Kernenergie konzentrieren. Ich will zunächst mit einer allgemeinen Betrachtung zur globalen Energieversorgungssituation beginnen; dann, auf der Grundlage dieser Betrachtung, Konzepte angeben, die prinzipiell für eine langfristige Energieversorgung geeignet erscheinen. Hierzu wird auch eine bestimmte Atomenergievariante gehören, von der ich aber zeigen will, daß sie völlig unzumutbar und inakzeptabel ist. Wesentlich wird aber sein, daß es, in der Tat, auch bei langfristiger Perspektive, Alternativen zur Atomenergie gibt, deren Bedeutung und Realisierung ich im letzten Teil meines Vortrags aufzeigen möchte.

2. Allgemeine Versorgungssituation

Die schnell fortschreitende Verknappung fossiler Energieträger – Kohle, Erdöl, Erdgas – durch den zunehmenden Weltverbrauch an Energie, verursacht durch steigende Bedürfnisse in den industrialisierten Ländern und durch das Bevölkerungswachstum in den Entwicklungsländern, zwingt uns heute und in der allernächsten Zukunft zu dramatischen Änderungen unserer Energieversorgung und unserer Energiekonsumgewohnheiten. Bei Ausnutzung aller Ressourcen – und nicht nur der heute wirtschaftlich förderbaren Reserven – würde Erdöl nur noch etwa 40 Jahre, Erdgas nur noch etwa 50 Jahre, Steinkohle noch etwa 80 Jahre und Braunkohle etwa 90 Jahre reichen, wenn wir von einem jährlich 4 Prozent zunehmenden Weltverbrauch an fossiler Primärenergie ausgehen.

Diese Laufzeiten lassen sich um etwa das 10fache bei Braunkohle, das 7fache bei Steinkohle, das 3fache bei Erdgas und das Doppelte bei Erdöl strecken, wenn es uns gelänge, den fossilen Weltenergieverbrauch auf den jetzigen Stand einzufrieren.

Will man eine Energieversorgung über diese relativ begrenzten Zeiträume von weniger als 100 Jahren – oder bei sorgsamem Umgang vielleicht von 1000 Jahren – hinaus langfristig gewährleisten, so gibt es nach heutiger Kenntnis im wesentlichen nur drei prinzipielle Möglichkeiten:

1. Die Nutzung der Sonnenenergie – und zwar direkt durch Nutzung der täglich einfallenden Sonnenstrahlung oder indirekt über die Energie von Wind, Wasser und Biomasse.
2. Die Nutzung der Kernenergie durch Spaltung schwerer Atomkerne, wie Uran 235 und auch von Plutonium 239, im Rahmen einer Brütertechnik und Plutoniumwirtschaft.
3. Die Nutzung der Kernenergie durch Fusion, durch Verschmelzung leicht

ter Atomkerne, wie normalen Wasserstoff, und einfacher, von schwerem Wasserstoff (Deuterium) und schwerstem Wasserstoff (Tritium).

Was bedeutet dies im einzelnen?

3. Allgemeine Beschreibung langfristiger Energieversorgungskonzepte

3.1. Sonnenenergie

Die Sonnenenergie ist eine unerschöpfliche Energiequelle. Im Prinzip reicht sie aus, unseren heutigen Energiebedarf über astronomisch lange Zeiten abzudecken.

Die gesamte auf die Erde im Mittel einfallende Sonnenstrahlung hat über 10000mal mehr Energie, als dem gesamten heutigen Weltverbrauch an Primärenergie entspricht. Die auf die Bundesrepublik Deutschland auf dem Erdboden ankommende Sonnenenergie ist im Mittel auf 8 Prozent bis 10 Prozent reduziert, ist aber immer noch 100mal größer als der heutige Primärenergieverbrauch der Bundesrepublik.

Ein kleiner Teil der eingestrahelten Sonnenenergie wird in Bewegungsenergie von Wind, Wellen und Meeresströmung (2,4 Prozent), von Laufwasser (0,003 Prozent) und in Biomasse (0,1 Prozent) umgewandelt. Ein winziger Bruchteil der Biomasse wird unter ganz bestimmten geologischen Bedingungen als fossile Energieträger – Kohle, Erdöl, Erdgas – in der Erdkruste abgelagert. Die fossilen Energieträger sind also über Jahrtausende chemisch gespeicherte Sonnenenergie.

Ein wesentlicher Nachteil der direkten Sonnenenergie ist ihre geringe Dichte, da sie jeweils weit über die halbe Erdoberfläche verstreut ist, also nur extrem dezentral und nur während der Tageszeit zur Verfügung steht.

3.2. Kernenergie aus Kernspaltung

Die Kernenergie aus Kernspaltungsprozessen wird hauptsächlich durch Spaltung des – im Natururan nur sehr selten (0,7 Prozent) vorkommenden – Uranisotops 235 gewonnen oder durch Spaltung des Plutonium 239, das man in geeigneten Reaktoren aus dem hauptsächlichsten Uranisotop 238 künstlich erzeugt oder, wie man sagt, erbrütet. Die große Zahl der Spaltprozesse wird durch eine Kettenreaktion erreicht. Die im Uran 235 und Plutonium 239 gespeicherte Energie ist etwa einmillionenmal größer als die chemisch gespeicherte Energie fossiler Brennstoffe (d. h. 1 g Kernbrennstoff ist etwa vergleichbar mit 1 Tonne Fossilbrennstoff oder 1 kg Kernbrennstoff mit 1 Kilotonne Fossilbrennstoff, woraus die etwa 20 kt TNT äquivalente Wirkung des einige Kilogramm schweren Uransprengsatzes der Hiroshimabombe resultiert).

Die heute abgeschätzten Uranvorräte (ohne das im Meerwasser fein verteilte Uran) reichen bei einem Betrieb mit normalen Kernreaktoren (z. B. vom Typ des Leichtwasserreaktors) – also ohne Brütertechnik – nur für etwa 100 Jahre. Sie reichen also nicht über die Kohlezeit hinaus. Kernenergie ohne Brütertechnik wäre also nur – wie die fossilen Energieträger – eine Übergangslösung für die Energieversorgung.

Eine langfristige Energieversorgung ergibt sich nur bei Anwendung der Brütertechnik, d. h. durch Benutzung von Brutreaktoren wie etwa den schnellen Brütern, in denen das etwa 100mal häufigere, aber nicht spaltbare Uran 238 auf dem Umweg über das Plutonium 239 gespalten wird. Die Uranvorräte lassen sich dadurch etwa 100fach strecken, so daß man auf Energieversorgungszeiten von einigen tausend Jahren käme, also nach menschlichen Maßstäben zu sehr langen Zeiten (die allerdings nicht ganz an die astronomische Dauer der Sonnenenergie heranreichen).

3.3. Kernfusion

Die kontrollierte Gewinnung von Kernenergie aus einer Kernverschmelzung ist technisch bisher noch nicht gelöst (in unkontrollierter Form ist sie uns als Wasserstoffbombe bekannt). Es läßt sich heute auch noch nicht absehen, ob sie jemals technisch oder gar wirtschaftlich machbar sein wird.

Bei Verwendung von Deuterium und Tritium als Brennstoff errechnet man eine Reichweite von einigen tausend Jahren, also Zeiträume ähnlich wie bei der Brütertechnik. Bei Verwendung nur von Deuterium sogar eine nochmals auf das Tausendfache verlängerte Laufzeit, also eine Energieversorgung über Millionen von Jahren.

Welche Schlußfolgerungen können wir aus dieser Betrachtung ziehen?

3.4. Schlußfolgerung

Wenn wir zunächst die Kernfusion außer Betracht lassen, so kommen also langfristig für die Energieversorgung prinzipiell nur zwei Varianten in Betracht:

1. Eine extrem dezentralisierte Variante, welche die Sonnenenergie in allen möglichen Formen (direkt und indirekt) zu nutzen sucht.
2. Eine extrem zentralisierte Variante, welche die Kernenergie mit Brütertechnik als Grundlage wählt.

Selbstverständlich sind auch gewisse Kombinationen dieser Energieszenarien als Energieversorgungskonzepte denkbar.

Die Kernenergie mit Brütertechnik ist also keineswegs die *einzige* Möglichkeit für eine langfristige Energieversorgung. Es gibt wenigstens – prinzipiell – eine Alternative: die Sonnenenergie!

Diese Feststellung reicht aber noch nicht aus! Wer den Kernenergiepfad als unzumutbar ablehnt, muß gleichzeitig auch zeigen, daß der Sonnenenergiepfad nicht nur „prinzipiell“, sondern „wirklich“, also echt realisierbar, eine Alternative darstellt.

Der Streit Kernenergie versus Sonnenenergie ist deshalb zunächst ein Streit zwischen „Zumutbarkeit“ der Kernenergievariante und „Realisierbarkeit“ der Sonnenenergievariante. Es läßt sich zwischen den streitenden Parteien wohl sofort ein Konsens über die Forderung herstellen:

Sonnenenergie so viel als irgendwie möglich, Kernenergie so wenig wie unbedingt nötig!

Die eigentliche Frage richtet sich dann auf die „Möglichkeit“ der Sonnen-

energie einerseits und die unbedingte „Notwendigkeit“ der Kernenergie andererseits.

Lassen Sie mich zunächst kurz erläutern, warum ich die Kernenergie für inakzeptabel erachte.

4. Warum ist Kernenergie unzumutbar?

Normale Kernreaktoren (also etwa Leichtwasserreaktoren) und Brutreaktoren enthalten einige Tonnen spaltbares Material wie Uran 235 und Plutonium 239. Durch Kernspaltung entstehen aus ihnen pro Jahr einige Tonnen radioaktive Spaltprodukte. Wegen ihrer hochgefährlichen Strahlenwirkung müssen diese Spaltprodukte – bis sie sich selbst durch Abstrahlung in nicht-strahlende Kerne verwandelt haben – von der Biosphäre streng isoliert werden.

Bei Kernreaktoren im Normalbetrieb müssen die abgebrannten Brennstäbe (sie sind etwa 3 Jahre lang im Reaktor) geeignet endgelagert werden (z. B. in Salzstöcken oder Granit). Bei Brutreaktoren müssen die radioaktiven Spaltprodukte ebenfalls endgelagert werden, aber erst nachdem aus den Brennstäben vorher das aus dem Uran 238 erbrütete Plutonium 239 in einer Wiederaufarbeitungsanlage chemisch herausgelöst wurde.

Der schnelle Brüter (für die der SNR 300 in Kalkar ein Prototyp ist) und die Wiederaufarbeitungsanlage in Wackersdorf sind wesentliche Teile eines Energieversorgungskonzepts, das *langfristig* auf Kernenergie setzt und notwendig den Einstieg in die Plutoniumswirtschaft erfordert.

Was bedeutet dieser langfristige Kernenergiepfad für die Bundesrepublik Deutschland konkret? Unter den Energieversorgungsszenarien der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages „Zukünftige Kernenergie-Politik“ von 1980 findet man z. B. beim sogenannten Pfad 1 (Kernenergiepfad) für das Jahr 2030 die folgenden Abschätzungen:

- 165 GW(e) elektrische Leistung, die etwa von 60 Leichtwasserreaktoren von Biblis A Typ und etwa 50 schnellen Brütern vom Typ Superphenix (5fache Leistung von SNR 300 in Kalkar) erzeugt werden.
- Vier große Wiederaufarbeitungsanlagen vom ursprünglich geplanten Gorleben-Typ (mit etwa 1400 t/Jahr Verarbeitungskapazität, also jede etwa viermal so groß wie die geplante Anlage in Wackersdorf), um das anfallende Plutonium herauszulösen.
- Das pro Jahr erzeugte Plutonium 239 würde etwa 50 t betragen, was etwa der Sprengladung von fast 10000 Nagasakibomben entspricht (das Reaktorplutonium ist allerdings wegen seiner Vermengung mit anderen Plutoniumisotopen nicht ganz so „gut“ wie Bombenplutonium, aber immer noch explosionsfähig).

Jeder Reaktor enthält tonnenweise radioaktive Spaltprodukte, die hochgefährlich sind. (Zum Vergleich: Das nach dem Reaktorunfall von Tschernobyl auf die ganze Bundesrepublik niedergegangene radioaktive Spaltprodukt Jod 131 betrug insgesamt nur etwa *ein* Gramm, also nur den millionsten Teil des radioaktiven Inventars eines Reaktors). Das radioaktive Material in einem

Reaktor kann bei einem Störfall schon durch chemische Explosionen, die auch nach Abbruch der Kettenreaktion durch die „Nachwärme“ (durch den radioaktiven Zerfall der Spaltprodukte freiwerdende Energie) ausgelöst werden können, nach außen geschleudert werden. Bei einem Brutreaktor besteht sogar zusätzlich noch die prinzipielle Möglichkeit, daß er bei Störfällen überkritisch werden und deshalb auch, ähnlich wie eine Atombombe, wenn auch nicht so brisant, explodieren kann.

Ein großer Reaktorunfall – wir haben mit Tschernobyl immer noch nur eine milde Form erlebt – kann zu Schäden führen, deren Ausmaß in heimtückischer Weise alles übersteigt, was Menschen bisher an Naturkatastrophen und von Menschen verursachten Katastrophen erfahren haben. Denn:

- Durch den radioaktiven Fallout werden räumlich extrem große Bereiche – genau genommen die ganze Erdoberfläche – über sehr lange Zeiten, die viele Menschengenerationen umfassen, verseucht.
- Dieser Schaden kann durch die Anzahl zukünftiger Krebskranker (bei Tschernobyl schätzt man sie auf etwa eine Million in den nächsten 70 Jahren) und Todesopfer nicht angemessen ausgedrückt werden, da diese gewissermaßen nur die Spitze eines Eisbergs darstellen:
 - Radioaktivität tötet nicht nur, sondern schädigt auf unübersehbare Weise das Erbgut, den genetischen Code, der die Gesundheit und Lebensfähigkeit zukünftiger Generationen steuert.
 - Radioaktivität schwächt unsere Vitalität, sie senkt – wir haben dies alle erlebt – durch die psychischen Belastungen und Ängste unsere Lebensqualität.

Es ist jedem freigestellt, für sich und sein Leben Risiken einzugehen, wenn die Folgen ihn allein treffen und er bereit ist, sie zu ertragen. Wer sich heute für Kernenergie entscheidet und Nutzen aus ihr zieht, übernimmt aber ein Risiko, dessen verheerende Folgen nicht er selbst, sondern hauptsächlich seine Kinder und Kindeskiner tragen müßten, die keinerlei Entscheidungsfreiheit mehr hätten. Niemand kann diese Verantwortung übernehmen.

Dieses Verantwortungsdilemma wird auch nicht beseitigt, wenn man versucht, die Sicherheit für den Betrieb von Kernkraftwerken durch immer höhere Standards zu verbessern, also wenn man versucht, durch immer raffiniertere Maßnahmen und Vorrichtungen die Eintrittswahrscheinlichkeit solcher Katastrophen herabzudrücken.

Wissenschaftler und Techniker, die mit großem Einfallsreichtum und Geschick neue Sicherheitsmaßnahmen erfinden und installieren, verdienen unsere ungeteilte Wertschätzung. Keiner von uns könnte es besser machen. Doch in dem Maße, wie man von ihnen verlangt, das fast Unmögliche noch unmöglicher zu machen, geraten sie unentrinnbar in eine immer kompliziertere und damit praktisch unlösbare Aufgabe. Es gibt eben keine perfekte Sicherheit! Es bleibt immer ein nicht berechenbares Restrisiko, das durch die eigene Phantasielosigkeit gegeben ist, nämlich durch die prinzipielle Unmöglichkeit, *alle* möglichen Störfälle bei der Planung vorherzusehen und durch geeignete Vorsorgemaßnahmen zu berücksichtigen. Insbesondere bleibt das unberechenbare sogenannte „menschliche Versagen“ übrig, ganz zu schwei-

gen von den willentlich ausgeführten, bösartigen menschlichen Eingriffen, wie sie etwa durch Terroranschläge oder Kriegseinwirkungen verursacht werden.

Da es prinzipiell keine vollkommene technische Sicherheit gibt und nie geben wird und die verbleibende Unsicherheit sich nicht verlässlich abschätzen läßt, folgt daraus: *Technische Geräte, die bei einem Störfall zu inakzeptablen Schäden führen können, dürfen einfach nicht betrieben werden.* Diese Situation ist klarerweise bei allen großen Kernreaktoren gegeben.

Was aber ist die Konsequenz? Viele glauben, es bliebe uns dann nur noch die quälende Entscheidung: Kernenergie oder Steinzeit!

Für uns ist es jedoch die Frage: Kann die diffuse Sonnenenergie uns aus der Patsche helfen? Denn Sonnenenergie wäre dann – wenn wir einmal von der noch nicht realisierbaren Kernfusion absehen – die einzige Energiequelle, die uns nach unseren Überlegungen langfristig noch bleiben würde.

5. Die Alternative zur Kernenergie

Es existiert heute noch keine nennenswerte Sonnenenergienutzungstechnologie außer der indirekten über Wind, Wasser und Biomasse. Wieviel Zeit haben wir, um solche Sonnentechnologien zu entwickeln? Wie schnell die langfristige Lösung greifen muß – in 100 Jahren, 1000 Jahren oder sogar noch später – und in welchem Umfange, hängt entscheidend von der *mittelfristigen* Lösung ab. Unsere Hauptaufmerksamkeit muß deshalb heute den mittelfristigen Lösungen gelten.

Vernünftige Alternativen zu den heute existierenden Kernkraftwerken (ohne Brütertechnik) sind mittelfristig nicht, wie vielfach proklamiert wird, die harte Sonnenteknik, etwa in Form großer zentraler Sonnenkraftwerke in sonnenreichen Gegenden (z. B. Sahara), sie sind auch nicht einfach mehr oder größere Kohlekraftwerke, sondern

- Techniken zur rationellen und vernünftigen Verwendung von Energie,
- sanfte, dezentrale Sonnenenergienutzungstechnologien und
- intensive Nutzung von Sonnenenergie durch Wind, Wasser und Biomasse.

Ein Ausstieg aus der Kernenergie sollte deshalb so erfolgen, daß dabei im wesentlichen keine zusätzlichen, sondern nur verbesserte und effizientere Kohlekraftwerke (z. B. in Kraft-Wärme-Kopplung) und dezentralisierte (gasbetriebene) Blockheizkraftwerke installiert werden.

Bringt eine rationellere Energienutzung eine nennenswerte Erleichterung? Lassen Sie mich dazu einen Vergleich anstellen:

Die Nutzung der Kernenergie *ohne* Brütertechnik erlaubt, grob gerechnet, eine Vermehrung der nichterneuerbaren Energieressourcen auf etwa das Doppelte. Eine Verminderung des Zuwachses am Verbrauch fossiler Energieträger andererseits um jährlich wenige Prozent hat im wesentlichen die gleiche Auswirkung oder noch konkreter: Bei einem mit 4 Prozent jährlich ansteigenden Energieverbrauch lassen sich die fossilen Energieressourcen, die für 100 Jahre noch ausreichen würden, bei einer Verdoppelung der Ressourcen durch Kernenergie um lediglich 17 Jahre auf 117 Jahre strecken. Bei einer

Verminderung der Zuwachsrate um nur 0,8 Prozent auf 3,2 Prozent läßt sich aber genau dasselbe erreichen.

Die vielfältigen Möglichkeiten eines weit geringeren Energieverbrauchs durch bessere Technik und vernünftige Verwendung von Energie werden selten wirklich ernst genommen. Die darin enthaltenen Energiepotentiale werden in der Regel enorm unterschätzt. Dies hat viele Gründe, insbesondere:

- Es besteht ein falsches Verständnis darüber, wozu wir eigentlich Energie brauchen.
- Eine bessere Nutzung von Energie wird als „Energieeinsparung“ meist im Sinne von „Gürtel enger schnallen“ gedeutet.
- Eine große Summe von kleinen Beiträgen wird als weniger wichtig empfunden, als ein einziger großer Beitrag (zehn verschiedene Energieeinsparungen von je 2 Prozent erscheinen unwichtig im Vergleich zu einem einzigen Zubau von 20 Prozent).

Was wir für unseren Komfort brauchen, ist eigentlich nicht Energie – Energie geht ja nie verloren, sondern verwandelt sich nur von einer (nutzbaren) Form in eine andere (meist nutzlose) Form –, was wir brauchen, sind: *Energiedienstleistungen*, z. B. ein warmes Zimmer, einen beleuchteten Arbeitsplatz, eine Fortbewegungsmöglichkeit usw. Energiedienstleistungen hängen physikalisch mit der „Syntropie“, der geordneten Energie (oder Negentropie) zusammen, die bei allen Umwandlungsprozessen verlorengeht – bei „rabiater“ Nutzung aller schneller, bei „sanfter“ Nutzung langsamer. Ein warmes Zimmer läßt sich z. B. durch geeignete Isolierung, welche den Ordnungszustand „draußen: kalt – drinnen: warm“ aufrechterhält, ohne große Zufuhr neuer „geordneter“ Energie warm halten. Dies hat zur Folge, daß Energiedienstleistungen sich durch Investition anderer „Ordnungsgrößen“, wie Verstand und Geld, mit weit geringeren Mengen an nutzbarer (geordneter) Energie realisieren lassen. Ich kann also in diesem Sinne „(geordnete) Energie“ durch „Verstand“ ersetzen.

Eine dramatische Absenkung des Primärenergieeinsatzes, je nach Ausgangslage auf ein Viertel oder sogar noch weniger zur Gewährleistung der *gleichen* Energiedienstleistungen erscheint keineswegs unmöglich. Wesentlich ist, daß eine solche enorm verbesserte Ausbeute der Energieressourcen hohe Kapitalinvestitionen und zusätzlichen Arbeitseinsatz erfordert. Eine bessere Nutzung der Energie stellt deshalb ähnliche finanzielle Anforderungen wie die Kernenergie und steht deshalb in direkter Konkurrenz zu ihr. Das heißt: Eine bessere Energienutzungstechnologie läßt sich aus finanziellen Gründen kaum parallel zur Kernenergienutzung verwirklichen.

Ein Großteil der Energie wird verbraucht, wo Menschen leben, also *dezentral*. Dies bietet zusätzlich zu den Energienutzungstechnologien auch eine gute Möglichkeit für die *sanfte* Nutzung der Sonnenenergie, z. B. durch passive architektonische Maßnahmen, Sonnenkollektoren und später vielleicht auch durch Solarzellen zur direkten Erzeugung von Elektrizität. Im Gegensatz zur harten Sonnenenergienutzung wird Sonnenenergie hierbei nicht erst großflächig eingesammelt, um dann in Form von Elektrizitätsnetzen wieder verteilt

zu werden, sondern Sonnenenergie wird dort angezapft, wo sie gebraucht wird.

Bei Änderung unserer Lebensformen könnte, über die bessere Nutzung von Energie hinaus, durch Reduzierung der Energiedienstleistungen noch wesentlich mehr Energie eingespart werden, ohne daß unsere Lebensqualität darunter leiden müßte. Die Höhe unseres Konsums sollte nicht mehr, wie jetzt häufig, durch die Zeit begrenzt sein, die wir zum Vergeuden von Ressourcen zur Verfügung haben, sondern durch die Verträglichkeit unseres Konsums mit einer intakten Umwelt, in die wir auf Gedeih und Verderb eingebettet sind. Niemand verlangt von uns, in die Steinzeit zurückzukehren. Wir müssen nur in unseren Lebensgewohnheiten wieder ein vernünftiges Maß finden.

Ein Aussteigen aus der Kernenergie würde die *Belastungen der Umwelt vermindern* und nicht vergrößern, wenn man das Kapital in Technologien zur besseren Energienutzung investiert, weil (wie z. B. im Pfad 4 der Energieszenarien der Enquete-Kommission) durch diese Nutzungstechnologien auch der Verbrauch von fossilen Energieträgern zurückgehen könnte und *nicht* ansteigen müßte, wie dies von den Kernenergiebefürwortern gewöhnlich angenommen wird. Ich möchte betonen: Eine nichtverbrauchte Kilowattstunde ist bei weitem die billigste und umweltverträglichste Energiequelle.

Ein dramatisch verringerter Primärenergieverbrauch erlaubt nicht nur eine enorme Streckung der nichterneuerbaren Energieträger (auf einige hundert Jahre), sondern erleichtert auch ganz wesentlich die *langfristige* Lösung der Energieversorgung.

Es erscheint heute wahrscheinlich, daß die konzentriert anfallende Sonnenenergie in Form von Wind, Wasser und Biomasse zur langfristigen Deckung der Prozeßwärme und des Energiebedarfs des Verkehrs wohl nicht ausreichen wird. Hier müßte dann langfristig, spätestens nach dem Auslaufen der fossilen Energieträger, eine harte Sonnenenergienutzung (Sonnenkraftwerke in sonnenreichen Gegenden), in Kombination etwa mit Wasserstoff als Energiespeicher, in Betracht gezogen werden. Es besteht aber kein Grund dazu, mit der Entwicklung dieser harten Sonnenteknik so lange zu warten. Je früher sie greift, um so besser.

Wir haben aber für ihre Entwicklung ausreichend Zeit. Es besteht kaum Zweifel, daß sie langfristig noch klaffende Lücken schließen wird. Sollte dies wider Erwarten nicht der Fall sein, so sollten wir getrost den Menschen in einigen hundert Jahren die schwierige Entscheidung überlassen, ob dann noch gefährlichere Energietechnologien neuer Art (z. B. Kernfusion) oder jetzt schon bekannter Art (z. B. auch Kernspaltung), aber in wesentlich besserer Form, wirklich notwendig sind, oder ob nicht eher die verbleibenden Lücken durch eine Reduktion der Energiedienstleistungen, also eine Absenkung des Komforts, geschlossen werden können.

Ich habe bisher hauptsächlich nur die Verhältnisse in den industrialisierten Ländern im Auge gehabt, und auf sie wollte ich mich ja auch in meinem Vortrag konzentrieren. Ich möchte aber doch erwähnen, daß sich die Überlegungen zu einer langfristigen Energieversorgung auch nicht ändern, wenn wir die Bedürfnisse der dritten Welt mit ihrer wachsenden Bevölkerung in unsere Be-

trachtungen einbeziehen. Eine angemessene Versorgung der dritten Welt mit Energie ist – wie heute schon mit der Ernährung – in erster Linie kein Mangelproblem, sondern ein Verteilungsproblem. Wir sollten zunächst alle Anstrengungen unternehmen, auf eine gerechtere Verteilung der Lebensgüter auf dieser Erde hinzuwirken. In jedem Falle wird aber eine dezentral auf Sonnenenergie aufbauende und hochrationelle Energieversorgung sich wesentlich besser für die dritte Welt eignen als die technisch komplizierte zentrale und an extensive Infrastrukturen gebundene Kernenergievariante. Lassen Sie mich mit einigen allgemeinen Bemerkungen schließen.

6. Abschließende Bemerkungen

Ein Ausstieg aus der Kernenergie wird der Bundesrepublik wirtschaftlich keine Nachteile bringen, wenn die künftig das ursprünglich für den Bau von Kernkraftwerken vorgesehene Geld in zukunftssträchtige Einspartechnologien investiert. Diese sanften Technologien, die eng mit modernen Steuerungstechnologien zusammenhängen, sind im Gegenteil für die Erhaltung der Konkurrenzfähigkeit unentbehrlich.

Im Streit um die Kernenergie oder Sonnenenergie geht es nur vordergründig um die Frage der Möglichkeit der technischen und wirtschaftlichen Realisierung. Der Sonnenenergie- und Einsparungspfad ist ja in ausreichendem Maße als Möglichkeit erwiesen, obwohl dies nicht von allen Seiten so gesehen wird. In diesem Zusammenhang ist es interessant zu beobachten, wie die technischen Optimisten, die SDI für technisch machbar halten, bei den viel einfacheren Problemen der Sonnenenergienutzung zu technischen Pessimisten werden. Wir sollten nicht verkennen: Im Hintergrund steht eigentlich die wichtige machtpolitische Frage, ob die menschliche Gesellschaft künftig mehr zentralistisch oder dezentralistisch organisiert sein soll.

Der Einstieg in eine Energieeinspar- und Sonnenenergie-technik braucht, um erfolgreich zu sein, starke Startimpulse – ähnlich wie sie auch die Kernenergie in ihrer Geburtsphase erhalten hat. Dies erfordert eine gemeinsame große Anstrengung und vor allem Geld. Die neuen Techniken könnten unsere Wirtschaft jedoch enorm beleben und viele neue Arbeitsplätze schaffen – mehr jedenfalls, wie genauere Untersuchungen zeigen, als im Kernenergiebereich verlorengehen. Wir sollten uns alle überlegen, wie wir diese Entwicklung am besten in Gang bringen könnten.

Der erste Schritt zum Ausstieg aus der Kernenergie muß ein Ausstieg aus dem langfristigen Kernenergieszenario sein, das auf der Brütertechnik aufbaut. Dies bedeutet konkret:

- Der schnelle Brüter darf nicht in Betrieb gehen.
- Die Wiederaufarbeitungsanlage in Wackersdorf darf nicht gebaut werden. Denn die WAA macht eigentlich nur im Rahmen einer Brütertechnik Sinn, wenn man von militärischen Optionen einmal absieht, eine Absicht, die ich keinem vernünftigen Menschen unterschieben will.

Es bedeutet aber auch – und das dürfen wir leider nicht vergessen –: Wir müssen uns intensiv darum kümmern, daß die schon vorhandenen ausge-

brannten Brennstäbe geeignet verscharrt werden. Darum kommen wir nicht herum. Wir sollten weiter alles unternehmen, daß möglichst keine neuen Abfallbrennstäbe entstehen, daß also die Kernreaktoren möglichst bald abgeschaltet werden. Der Ausstieg aus der Kernenergie sollte aber nicht durch Zubau neuer Kohlekraftwerke, sondern durch eine Forcierung der Energieeinspartechnologien und durch geeignete administrative Maßnahmen zur Förderung einer rationellen Nutzung von Energie erreicht werden.



Pfingsten '87 · 5. bis 8. Juni
Hochschule der Künste

zuhören mitreden streiten hinsehen lernen selber gestalten feiern

- Ökonomische Krise – technologische Umwälzung – Umweltkatastrophen – und wie weiter? Die Entscheidungen stehen an: Perspektiven eines rot-grünen Bündnisses
- „Popular Planning“ – Wirtschaftspolitik von unten: Berichte aus London – Projekte in Berlin
- Des Kanzlers „Gnade der späten Geburt“: Zur Entsorgung der deutschen Geschichte
- Demokratischer Umbau in der Sowjetunion – Ende eines linken Alptraums? Außenpolitik in der Ära Gorbatschow
- Wie mit Kultur Politik gemacht wird und was sie sonst noch kann ...
- Postmoderne Tendenzen in der Jugendkultur
- Neue Beziehungen durch neue Technik: im Betrieb, zu Hause, in der Schule
- AIDS – Ursachen und politische Dynamik einer Seuche.
- Naturheilkunde in einer unheilen Umwelt.

Abends:

- Erstes und einziges Türkisches Kabarett Deutschlands: „Knobi-Bonbon“
- Bandoneon-Konzert mit dem Klaus Gultjahr Trio
- „Phönix voran“. Neues vom Jazzpoeten. Peter Rühmkorf, M. Naura (p), W. Schlüter (vb)

Den Zusammenhang begreifen und erleben – auf der 8. Berliner Volksuni

Weitere Informationen: Volksuni e.V., Dominicusstraße 3, 1000 Berlin 62, Telefon 030 / 784 44 40

JIŘÍ HRŮZA
BLAHOMÍR BOROVÍČKA

-PRAG-

SOZIALISTISCHE
GROSSSTADT

Architekturentwicklung, Aspekte des Lebens einer Metropole im Sozialismus – um nur einige Komplexe zu nennen, denen sich die Autoren zuwenden. Mit Sachkenntnis blättern sie dabei in der reichen Geschichte der architektonischen Entwicklung der Stadt, gehen auf erhaltene gebliebene Kulturdenkmäler der Vergangenheit ein, schildern die Maßnahmen zu deren Schutz und Renovierung. Ihr Hauptaugenmerk wenden sie aber dem heutigen Stand und der geplanten Entwicklung der Millionenstadt Prag zu. Sie beschränken sich nicht nur auf den Wohnungsbau, sondern gehen auf einen ganzen Fragenkomplex ein, angefangen bei den Voraussetzungen für eine moderne Lebensweise bis hin zur Freizeitgestaltung. Deshalb auch räumen die Autoren der Darstellung der technischen Versorgungsausrüstungen in den Wohngebieten und der Ausstattung der Haushalte, den Erholungsmöglichkeiten, den Verkehrsbedingungen usw. großen Raum ein. Das Schlußkapitel ist der Zukunft der Stadt gewidmet, so wie sie im Generalbebauungsplan entworfen wurde. Das reich illustrierte Buch ist vor allem für jene Leser bestimmt, die sich für die gestrige, heutige und morgige städtebauliche Entwicklung der Stadt Prag interessieren.



Preis: 20,- DM

Auslieferung: Presseagentur Orbis, Vinohradská 46, C 12041 Prag

Erscheint auch in russischer, englischer, französischer und spanischer Sprache.

Oskar Neumann „Väter und Söhne“ im Gespräch

Am 29. November 1986 veranstaltete das Internationale Auschwitzkomitee, Sektion Bundesrepublik, unterstützt von Pax Christi und VVN-Bund der Antifaschisten, in Hamburg eine Podiumsdiskussion zu dem Fernsehfilm von Bernhard Sinkel „Väter und Söhne“. Diskutanten waren die ehemaligen Auschwitzhäftlinge und Rüstungssklaven der IG Farben, Alexander Dytman und Hans Frankenthal, der Publizist Otto Köhler und ich. Wir bewerteten den Film übereinstimmend als eine große Leistung. Durch seine historische Treue in den wesentlichen Aspekten der Geschichte der Firma und ihrer Beziehungen zu Krieg und Faschismus ist er von aktuellem Aufklärungswert gerade in einer Situation, da die Rechtswende gegen eine Bewältigung der Vergangenheit wirkt und der offizielle Regierungskurs auf die von rechtskonservativen bis neofaschistischen Historikern propagierte „nationale Identität“ einschwenkt. Der Film hat Millionen Menschen erreicht, in ihrer Mehrheit hat sie der Autor gewiß rational und emotional in seinem Sinn dahin beeinflusst, „daß wir die Geschichte nicht verdrängen, daß wir neuen Anfängen von Verbrechen wehren, daß wir wacher, kritischer, aufsässiger sind“. Bernhard Sinkel hat dem hinzugefügt: „Die Gnade der späten Geburt existiert nicht für mich“ (*Abendzeitung*, München, 25. 11. 1986)!

Auch in Hamburg war der Einwand zu hören, Sinkel habe sich zu sehr der Machart von „Denver“ oder „Dallas“ angenähert. Ich habe dem entgegengehalten, daß Sinkel genau das nicht tut, worauf der Schematismus der „Denver“- und „Dallas“-Dramaturgie angelegt ist: die Reduktion aller Beziehungen aufs Private, das Wegzaubern gesellschaftlicher Zusammenhänge und Einsichten. Im übrigen hat Sinkel bei den IG Farben die tatsächliche Herausbildung einer Familienmafia mit einem Superpaten auf seiner Seite: Der Vorstandsvorsitzende Hermann Schmitz betrieb die Geschäfte in den Vereinigten Staaten mit seinem Bruder Dietrich als US-Bürger. Mit seinem Schwager Gadow als Schweizer Staatsbürger waren auch dort die Geschäfts- und Familieninteressen in einer Hand vereinigt. Die Nichte wurde mit einem Vorstandsmitglied der Hausbank der IG Farben, Pfeiffer, verheiratet. Von den beiden Neffen wurde Max Ilgner zum Leiter der Berliner Zentrale aufgebaut, während Rudolf Ilgner, wiederum US-Bürger, als Vizepräsident der Chemnyco Inc. fungierte.

Sicherlich kann künstlerische Arbeit nicht alles das an historischem Material darstellen, was in umfangreichen wissenschaftlichen Dokumentationen vorliegt. Andererseits hat der Film weit mehr Interesse an der Problematik der IG Farben geweckt, als etwa die Veröffentlichung der OMGUS-Untersuchungen. Dieses Interesse sollte genutzt werden zu vertiefter Information und zu Überlegungen hinsichtlich der Konsequenzen, die sich aus unseren Kriegs- und Nachkriegserfahrungen mit den IG Farben und ihren Nachfolgern ergeben.

Da sagt zum Beispiel eine Figur des Films: „Hitler will den Krieg, und wir liefern ihm, was er dazu braucht.“ Das ist nicht die ganze Wahrheit. Auch die

IG Farben entwickelten bereits in der Weimarer Zeit Vorstellungen zur „Neuordnung Europas“, die ohne militärische Gewalt nicht zu realisieren waren, etwa wenn ihr Aufsichtsratsvorsitzender Carl Duisberg am 24. März 1931 vor dem Bayerischen Industriellenverband einen „geschlossenen Wirtschaftsblock von Bordeaux bis Odessa“ als „wirtschaftliches Rückgrat“ für Europa proklamierte. Von daher war es nur konsequent, daß die IG Farben seit 1931 auch die NSDAP auf ihre Liste der finanziell geförderten Parteien setzten. Otto Köhler wies in diesem Zusammenhang auch nach, daß der Verbindungsmann der IG Farben zu Hitler nicht erst aus den Reihen der Arbeitslosen von der Straße geholt wurde. Vielmehr waren es höchst etablierte Firmenvertreter, dabei der Leuna-Chef Bütefisch, die bereits im Juni 1932 Hitlers Garantieerklärung des künftigen Staatsbedarfs an synthetischem Benzin einholten – Grund genug, im Juli den Beschluß zur Fortsetzung dieser riskanten Produktion zu fassen und im weiteren Verlauf des Jahres mit aller Entschiedenheit auf der Machtübergabe an den Faschismus zu insistieren. Dabei behielten die IG Farben auch in den kommenden Jahren durchaus die Führung in Sachen Militarisierung der Wirtschaft und Kriegsvorbereitung. Von ihnen kam im März 1935 die Denkschrift zur „Planung der Wehrwirtschaft“ und „Aufstellung der wehrwirtschaftlichen Mobilisierungspläne“, ... „um die Initiative, Anregung und Mitarbeit der freien Wirtschaft in den Dienst der Sache zu stellen“, und das alles „unter einheitlicher zentraler wehrwirtschaftlicher Leitung“. Dafür sorgten dann die IG Farben auch personell. Ihr Boss Krauch wird 1936 an der Seite Görings Generalbevollmächtigten für Sonderfragen der chemischen Erzeugung und Herstellung. Beim Umbau des Finanzministeriums sichert er sich dann auch dort eine zentrale Stellung, so daß allein daher die späteren Einlassungen der IG-Direktoren hinsichtlich einer Auschwitz-Planung außerhalb ihres Hauses hinfällig werden. Die Rolle der IG Farben im Komplex Auschwitz ist allumfassend: Für sie funktionierte das Programm „Vernichtung durch Arbeit“, für die Vernichtung im Gas sorgte die IG-Farben-Tochter Degesch, und die Verwertung der Edelmetalle aus Auschwitz übernahm ebenfalls eine IG-Tochter, die Degussa.

Werden die Schreibtisch- und Labortäter dieser Verbrechenskette nicht im Film zu sehr vermenschlicht? Da und dort mag es bei Sinkel eine Detailverliebtheit geben, die als Verharmlosung wirken kann. Aber der Grundzug seiner Arbeit ist anders. Dabei gehört es zum Wesen des Aufklärerischen, daß er nicht dem Trend zum Dämonisieren folgt, der den Absichten der Rechten durchaus entgegenkommt, den Faschismus zu individualisieren und alles auf den „Teppichbeißer“ Hitler und die „Bestie“ Himmler zu schieben, mit deren Ende dann eben auch das „Phänomen“ der NS-Zeit samt deren Verbrechen zu den Akten gelegt werden kann. Sinkel macht im Gegensatz dazu deutlich, daß einer Familiensinn haben und zugleich Massenmord planen kann, daß einem dann und wann sogar Bedenken kommen können, die er dann aber doch wieder beiseiteschiebt, um der Sache willen, der er sich verschworen hat. Diese Sache heißt für die IG-Manager Höchstprofit und Herrschaft, dafür verwandeln sie Deutschland in ein Konzentrationslager, Europa in ihr Plünderungsgebiet und am Ende beides in einen Trümmerhaufen. Ihre Wer-

teskala bleibt bei dem, was sie anrichten, durchaus in Ordnung, ihr Gewissen wird durch die Identität von Konzernmacht und persönlicher Macht gesteuert, dafür gehen sie über Leichen. Daß nach alledem der Nürnberger Prozeß gegen die Spitzen der IG Farben zur Farce wurde und daß dann auch noch die Entflechtung der IG Farben zu einer von der Firmenleitung vordem bereits geplanten Neuorganisation der Konzernstruktur umbogen werden konnte, ist nur vor dem Hintergrund des inzwischen koordinierten Interesses der US-amerikanischen und der bundesdeutschen Großkapitale an einer Politik des roll back und des Rückgängigmachens der Resultate des Zweiten Weltkriegs zu verstehen. Im Ergebnis ist jede der drei IG Töchter heute mächtiger, als die Stammfirma es je gewesen ist. Angesichts jüngster Erfahrungen klingt es wie Hohn, wenn sich BASF-Vorstandssprecher Albers gegen die „Unterstellung“ verwahrt, in der Chemieindustrie trieben Leute ihr Unwesen, die „zumindest leichtfertig und ganz gewiß aus Profitgier die Gesundheit ihrer Mitarbeiter und der Bevölkerung aufs Spiel setzen und der Umwelt großen Schaden zufügen“ (*Handelsblatt* 10. 11. 86). Diese Schäden sind unübersehbar. Also haben wir nach der Anwendung der Bestimmungen zu fragen, die in Länderverfassungen und Grundgesetz für den Fall vorgesehen sind, daß das Privateigentum in Konflikt gerät mit dem Wohl der Allgemeinheit, so daß dieses die Überführung der Konzerne in Eigentum der öffentlichen Hand erfordert. Da liegen die Aufgaben, um wirklich aus der Vergangenheit zu lernen und die Schere zwischen Verfassungstext und Verfassungswirklichkeit zugunsten unserer Lebensinteressen zu schließen.

Der Abschied vom falschen Bild des Mannes Bernhard Sinkel im Gespräch mit Friedrich Hitzer

Hitzer: Der Film „Väter und Söhne“ ist in einer Zeit ins Kino gekommen, da viele den Eindruck hatten, als habe sich wieder, und dies trotz der aufwühlenden Diskussionen um die amerikanische Serie „Holocaust“, verstärkt die Meinung verbreitet: Hört doch endlich auf mit dieser Vergangenheitsbewältigung! Bist du bewußt gegen diesen Trend angetreten? Wann ist überhaupt die Idee entstanden, diesen Stoff aufzugreifen und mit solchem Aufwand als Film aufzubereiten?

Sinkel: Zunächst zu einem Wort, das etwas von Gewalt enthält. Ich halte das Wort „Vergangenheitsbewältigung“ für verräterisch. Gewaltsam kann man die Vergangenheit nicht aufarbeiten. Genau da hat es bei mir angefangen. Auch in der Diskussion um „Holocaust“: Ich hatte das Gefühl, daß die Haut der Opfer noch einmal zu Markte getragen wurde. Man hat da mit dem Schrecken und der Katastrophe, die Auschwitz heißt, noch einmal eine Film- und Fernsehproduktion gemacht, mit der man andere Produkte mitverkaufen wollte. „Holocaust“ hatte aber mitbewirkt, daß sich plötzlich deutsche Autoren erneut herausgefordert fühlten, einmal selbst darüber nachzudenken, was sie mit ihrer eigenen Geschichte getan oder unterlassen haben. Nicht wenige meinten, nun müßten wir unsere eigene Geschichte eben auch filmisch aufarbeiten, denn das ist Arbeit, die wir zu leisten haben. In diese Diskussion kam bei mir die Entdeckung, daß ich biographisch in diese Geschichte der IG Farben verwoben bin, als ein mittelbarer Nachkömmling. Das rief bei mir die Neugier hervor – woher komme ich, wohin gehe ich? Da ist also die Frage nach historischer und persönlicher Identität. Und dies fiel zusammen mit einer Auseinandersetzung, die ich mit mir selbst abzumachen hatte. Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre habe ich mich dazu entschlossen, eine Analyse zu beginnen. Im Zuge dieser Analyse wurde ich plötzlich auf eine andere Weise mit meiner Vergangenheit, mit meinen Vätern, mit meinem inneren und dem biologischen Vater konfrontiert. Alle diese Dinge trafen zusammen. Schließlich traf mich damals auch der Tod von Alf Brustellin, mit dem ich über eine lange Zeit zusammengearbeitet habe; ich stand auf ein Mal allein und war so auf der Suche nach mir. So griff ich dieses Thema als eine Möglichkeit auf, mich mehreren Problemen auszusetzen. Nur wußte ich damals keineswegs, was ich mir aufgehalst hatte. Aber gerade solch ein Stoff verlangt dann andererseits eine gewisse Naivität, um ihn überhaupt anzugehen. Wenn ich gewußt hätte, was das alles mit sich bringt, wäre ich wohl ein bißchen vorsichtiger an die Sache herangegangen, als ich es dann tat.

Hitzer: Vorsichtig gegenüber dem Umfang des Stoffes oder dem Thema schlechthin?

Sinkel: Zu glauben, man könne mit so einem vierteiligen Fernsehfilm deutsche Geschichte von rund 35 Jahren erklären und alles hineinpacken. Manche Reaktionen auf den Film haben mir das gezeigt, ich denke jetzt schon, daß ich mich in ein paar Dingen übernommen habe.

Hitzer: Was heißt alles hineinpacken? Der Zeitraum, der hier verhandelt

wird, soll zwar einen nicht geringen Teil deutscher Geschichte über drei, vier Jahrzehnte in den Griff bekommen, aber dann war doch der Film so angelegt, daß er gewisse Dinge aussparte. Die Ebene ist eindeutig die Familie, sind ihre persönlichen, politischen und geschäftlichen Linien. Im Mittelpunkt steht der Chemiker-Clan, da sind erst die Wissenschaftsfanatiker, die dann ein Riesenimperium aufbauen und im grauenvollen Verbrechen anlangen. Dein Buch blieb also doch begrenzt auf die Familie. Die Gegenseite, die politische und die soziale Gegenseite, kam ja so gut wie nicht vor. Ist diese Selbstkritik die Folge einer bestimmten Resonanz beim Publikum, bei der Kritik? Oder stellt dies eine neue, eigene Beurteilung gegenüber dem Werk dar?

Sinkel: Da ist eine Unsicherheit, ich weiß nicht, ob ich nicht gerade auf solche Dinge hätte mehr achten müssen. Mein Gefühl hängt mit dem Zweifel zusammen, ob es richtig war, sich nur auf das Großbürgertum zu stützen, vielleicht liegt es daran. Manchmal dachte ich, das Recht dazu zu haben, familiäre Strukturen zu erzählen, wenn ich klarmache, daß sich innerhalb dieser Strukturen etwas abspielt, was auch mit der Geschichte bis hin zu Auschwitz zu tun hat. Also wie etwa ein Patriarchat die Töchter qua Heirat benutzt, um Imperien aufzubauen. Dafür bietet sich die IG Farben nachgerade an. Bei einer jungen Industrie und dies im Gegensatz zu anderen Industrien, war es ja durchaus so, daß viele Dinge und Verhältnisse familiär geblieben sind. Nicht wenig familiäre Strukturen wandern durch die Firmengeschichte hindurch. Wenn ich das zeige, gerate ich zwangsläufig in Klischees hinein – man empfindet das so, weil sie irgendwie dem bürgerlichen Roman des 19. Jahrhunderts entsprechen, in der Form des Lore-Romans und dessen Entsprechung über die Serien „Dallas“ und „Denver“. Das Publikum konsumiert es, wie ein Vater die Tochter einsetzt, um ein Reich dazuzugewinnen, und man empfindet das als trivial. Doch ist das überhaupt nicht trivial, das ist grausam und schrecklich, was hier mit Menschen geschieht. Ich habe indes im nachhinein das Gefühl, zu wenig aufgepaßt und nicht genug differenziert zu haben. Ich hätte eine Zwischenschicht an Figuren finden müssen, die dann nicht als scheinbar trivial empfunden werden.

Hitzer: Also aus dem Milieu herauszugehen und ihm einen Spiegel vorzuhalten?

Sinkel: Ja, das Milieu aus der Küchenperspektive zu betrachten, wie das Renoir und Lubitsch gemacht haben. Es ist oft besser, die Herrschaft aus der Sicht des Küchenpersonals zu charakterisieren, als nur durch ihre eigenen Gefühle und Gedanken.

Hitzer: Dann wären wir bei der Realisierung des Stoffes. Wir werden wohl nicht alle Wege vom Buch zum Film nachgehen, bleiben wir beim Film, wie ihn Millionen Menschen gesehen haben. Vom Anfang bis zum Ende spielt sich etwas Ungeheuerliches ab, dennoch frage ich mich, ob wir nachvollziehen können, daß nach der anfänglichen Idylle am Ende Auschwitz steht. Alles ist darauf angelegt, keine Dämonen vorzuführen, das ist meines Erachtens mit die überragende Leistung von Regie und Darstellern. Mein Eindruck ist auch nicht, daß du bewußt an „Dallas“ und „Denver“ orientiert hast, sieht man davon ab, daß alle Serien gewissen Strukturen des Seriellen folgen, doch

bleibt da eine Frage. Da die Küchenperspektive fehlt, bietet das großbürgerliche Milieu eine Geschlossenheit, die ich anzweifle. Müßte da in Wirklichkeit nicht ein tiefer Bruch, ja eine Änderung eintreten, nach so kolossalen Verbrechen? Eine Änderung bis hinein ins Verhalten. Auch von Mitschuldigen am Massenverbrechen erwarte ich das. Wenn das so ist, warum fehlt es in deiner Geschichte?

Sinkel: Das hat mich sehr beschäftigt, ich kann es auch schlicht beantworten: Es ändert sich nichts. Das Ergebnis meiner Arbeit mit dieser ganzen Geschichte läuft darauf hinaus – diese Leute ändern sich nach meiner Meinung nicht.

Hitzer: Auch nicht im Verhalten?

Sinkel: Auch darin nicht. Es sind die gleichen geblieben. Und es werden die gleichen sein. Wenn ich die Arroganz der Macht beschrieben habe für die Zeitspanne vor dem Ersten Weltkrieg bis etwa 1947, so zeigt sich diese Arroganz heute in völlig gleicher Art und Weise. Der Vorsitzende von BASF, der dem Film grobe Geschichtsfälschung vorgeworfen hat, ohne dies zu beweisen – er hat es einfach so behauptet – ist, wenn er sich zu den Rheinunfällen, der Einleitung von Giftstoffen in den Strom, äußert, auf der gleichen Ebene wie die Figuren in „Väter und Söhne“. Da hat sich kein Deut entwickelt und verändert überhaupt nicht. Ich hab da keinerlei Illusionen: die Leute in solchen Positionen sind durch nichts veränderbar.

Hitzer: Prägt die Position dieser Macht den ganzen Menschen?

Sinkel: Die Position? Es ist ja sehr merkwürdig, daß viele, die in großindustrielle Positionen hineingekommen sind, aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammen. Man könnte ja meinen, sie nähmen die Erfahrungen aus dem kleinbürgerlichen Bereich mit hinauf in diese etwas kühleren Regionen, das tun sie aber nicht: Sie verlieren sie. Die Interessen, die sie zu vertreten haben, verselbständigen sich in einer Art und Weise, daß sie diese Menschen auffressen.

Hitzer: Nehmen wir die beiden Hauptfiguren der Söhne. Da ist der geniale Chemiker Heinrich Beck, der einheiratet in den Deutz-Clan, brillant und eindringlich gespielt von Bruno Ganz. Ich finde hier ohnehin eine einzigartige Verbindung von Regie und Schauspielerleistung, doch die Rolle des Heinrich Beck war mit die faszinierendste...

Sinkel: ...das ist die Hauptrolle...

Hitzer: ...daneben der vergeckte Friedrich Deutz, der leibliche Sohn, ein eitler Schönling, nie so schnell am Drücker wie Schwager Heinrich, springt immer erst dann aufs Trittbrett auf, wo dieser die Interessen des Konzerns längst entschieden hat. Sie sind beide differenziert gezeichnet und dargestellt. Was unterscheidet sie, sagst du doch, sie hätten etwas unveränderbar Gleiches. Heinrich und Friedrich sind doch nicht uniform?

Sinkel: Nein, gar nicht, da hab ich schon psychologisch differenziert, zeige den einen als ungeliebten Sohn, der große Probleme mit seiner Identität hat, auch von der Familie her. Da ist die andere Ebene, sie wird von der deutschen Geschichte nahegelegt. In diesen Familien, nehme ich an, sind dieselben psychologischen Strukturen vorhanden, die wir in anderen Familien antreffen. Da gibt es überhaupt keinen Unterschied. Aus der Sicht des Fried-

rich, einer Figur, die sich vom Vater ungeliebt findet, ist keine Erfahrung zu gewinnen, die er braucht, wenn die Figur Interessen verkörpern soll, also wiederum die Macht, das Geschäft und den Profit – für all das muß eine solche Figur eintreten. Aus der einen Ebene der Erfahrung wird also in die andere nichts hinübergeholt. Und selbst wenn sie sich äußern würde in Zweifeln oder in anderen Formen, wäre unbedingt eine andere Autoritätsstruktur da, wie sie hier etwa Heinrich Beck verkörpert, dargestellt von Bruno Ganz, der die andere Figur, Friedrich Deutz, gespielt von Dieter Laser, immer wieder zur Ordnung ruft. Jedenfalls bleibe ich skeptisch und illusionslos, was die Möglichkeiten einer Änderung betrifft. Für mich ist das Ganze auch im Bereich dieser Großbürger immer eine Frage von Erziehung. Das ist es, was ich in dem ganzen Film zeige. Es geht um Konditionierung vom Beginn des Filmes bis zu seinem Ende. Wie ein Vater den Sohn, und die Mutter eine Tochter – das ist austauschbar wie die ihre Werte übergeben und wie die eingebläut werden. Und was in eben diesen 35 Jahren deutscher Geschichte geschlagen worden ist, eingehauen und geprügelt. Das ist eben nicht „Väter und Söhne“ des 19. Jahrhunderts bei Iwan Turgenjew...

Hitzer: ...auch nicht wie bei Thomas Manns „Buddenbrooks“...

Sinkel: ...genau das nicht, hier geht es um Kadavergehorsam. Und es ist dieser Kadavergehorsam, der für mich verantwortlich ist für die zwei großen Katastrophen unseres Volkes in diesem Jahrhundert. Das ist Stalingrad und Auschwitz. Nach Stalingrad ist das Militär hineingeprügelt worden, und in Auschwitz ist es, wenn du so willst, Wirtschaft, Großbürgertum, Industrie, Verwaltung...

Hitzer: Ich nannte „Buddenbrooks“, weil mir der Junge einfiel, Georg, der mit der Tradition der Deutz brechen will, er wendet sich dem Theater zu, beide weichen in die Kunst aus, scheinen schwach, der letzte der Buddenbrooks und der jüngste der Deutz, eindringlich von Herbert Grönemeyer dargestellt. Georg soll alles bekommen, der Alte will ihn dressieren lassen, der Junge bekommt eine Allergie, bricht mit der Chemie, und dann tut er sich mit den Herren des Dritten Reiches in seiner Kunst zusammen. Ist das Absicht? Hat auch er keine Chance auf Änderung?

Sinkel: Durchaus. In dem Augenblick, da sich Georg gegen die alte Autorität wehrt, sucht er sich eine neue. Und da sind die Nazis sehr angenehm. Man kann da scheinbar neue Machtstrukturen für sich selbst adaptieren und glaubt, man hätte sich befreit. Ich sehe das so, daß hier ein psychologischer Grund für viele lag, sich diesen Autoritäten unterzuordnen, die in Wirklichkeit bloße Scheinautoritäten waren, weil sie eben mit Gewalt an die Dinge herangegangen sind. Sie haben sich denen nicht untergeordnet, sondern sie haben sich angepaßt. Der Alte verlangt die Anpassung an die alte Tradition, der Junge bricht mit dieser alten Tradition, er bricht aber nicht aus und wird deshalb auch nicht frei, er kann sich nur anpassen, denn er ist in seiner Grundstruktur so gebrochen, daß er eine neue Anpassungsmöglichkeit braucht und somit sofort zu einem Diener der neuen Macht wird.

Hitzer: Da wären wir nun bei einem umstrittenen Punkt, er betrifft das Verhältnis der IG-Spitze zu den Nazi-Größen, speziell zu Hitler. Ich denke da an die eine Szene im Film, wo Heinrich Beck dem neuen Kanzler seine Aufwar-

tung macht, Akteure und Regie lassen deutlich erkennen – der allmächtige Konzernchef, gleichsam stellvertretend für das Großbürgertum, tritt einen Schritt zurück, als wolle er vor einer größeren Macht, die von diesem Kanzler Adolf Hitler ausgeht, passen. Das soll wohl bedeuten, der ist stärker als ich, kann mehr, obwohl wir, die IG Farben, sowohl im Deutschen Reich als auch in Europa alles vermögen, was wir anstreben. Ist das nicht eine willkürliche Interpretation der wahren Macht der IG-Bosse?

Sinkel: Es geht auch um die Frage, wann sich die Nazis und die IG getroffen haben.

Hitzer: Und darum, wer gängelt wen, wer plant wann den Krieg.

Sinkel: Das ist eine lange Geschichte. Man muß zurückgehen, wie es angefangen hat, allerdings bin ich da zu wenig Historiker, um zweifelsfrei sagen zu können: Es war so und nicht anders gewesen. Für mich blieb eine Interpretation offen. Zunächst erzähle ich, die IG Farben war ein Staat im Staat. Sie waren etwas besonderes, waren Creme, sozusagen das Feinste vom Feinen, und so fühlten sie sich auch. Deshalb war es so merkwürdig, daß ihre Verbindungen zu den Nationalsozialisten so schwierig herzustellen waren. Da ist übrigens eine Kette von Geschehnissen, die ich ausgelassen habe und die mit der Figur Gregor Strasser zusammenhing. Strasser ist Chemiker gewesen und er gehörte zum Randgebiet der IG Farben. Als Gregor Strasser ermordet wurde, da hat Duisberg gesagt: Um Gottes willen, das sind ja ganz wilde Leute. Das sind ja Mörder! Da waren sie zum ersten Mal betroffen. Dieser Strasser war Apotheker und Chemiker, jedenfalls eine Figur, über den sie die Verbindung zu den Nazis begonnen hatten, sonst hatten sie zu dem Zeitpunkt keine Verbindungen. Sie haben sich dann über den Ilgner und andere Leute, die nicht im oberen Bereich, sondern in tieferen Bereichen angesiedelt waren, vor allem über Haushofer, an Hitler herangetastet.

Hitzer: War dies der Münchner Geopolitiker, Professor Haushofer, und Vater des Albrecht Haushofer, der die „Moabiter Sonette“, geschrieben hat?

Sinkel: Genau der, Haushofer war der Mann, der die Delegation mit Hitler bekannt gemacht hat, er war Doktorvater von einem der ihrigen, von Gattineau. Hitler war noch nicht Reichskanzler, wo dieser Kontakt erstmals hergestellt wurde, um 1931/32. Es gab auch andere Kontakte, auf mittleren Ebenen des Konzerns, die schon zum Nationalsozialismus tendierten. Die Konzernspitze tendierte dahin weniger, zuvörderst war deren Interesse auf die Internationalität des Konzerns gerichtet. Hitler hat ihnen das nicht gegeben, das konnte ihnen Hitler auch nicht versprechen, die Nationalsozialisten hatten ja überhaupt nichts Internationales. Die Top-Leute der IG aber waren Weltmänner, sie haben ihre Geschäfte über die Kontinente hinweg aufgebaut, sie waren auf der ganzen Welt vertreten, hatten überall ihre Verkaufsbüros. Die Nazis waren zunächst nicht die Richtung, die sie hatten.

Hitzer: Würde dies nicht bedeuten, Hitler war für sie eben eine der Figuren auf dem Schachbrett der Konzernpolitik?

Sinkel: Ja, das nehme ich an. Die Figur Hitler konnte man ab einem bestimmten Zeitpunkt nicht mehr links liegen lassen, mit der mußte man Kontakt aufnehmen: mal sehen, was die wollen. Und nun kam ein entscheidender Aspekt hinzu, da fängt die Ehe an, da setzt das Liebeswerben ein, als ihnen nämlich

Hitler schon vor 1933 in Aussicht stellte: Wenn er, Adolf Hitler, an die Macht kommt, müssen sie, die IG Farben, ein wesentliches Moment nicht mehr so berücksichtigen, wie sie das zuvor hatten tun müssen – das Element des Marktes. Die IG Farben würde dann marktunabhängig, sie könnten autark werden, müssen ihre Produkte nicht mehr so produzieren, daß sie auf dem Markt in der Konkurrenz absetzbar sind. Sie könnten sich dann ihren künstlichen Produkten, der Entwicklung und dem Absatz des synthetischen Kautschuks und des Öls – das sind zwei Begriffe für eine ganze Palette von Erzeugnissen –, widmen. Und sie müßten dann auf die Weltmarktlage von Rohstoffen nicht mehr Rücksicht nehmen. Da setzt etwas ein, was einen größeren Bogen ergibt, da muß ich am Imperialismus ansetzen. Hatten die anderen imperialistischen Staaten ab einer bestimmten Zeit und dank gewisser Konstellationen die Rohstoffe der Welt erobert, so waren die Deutschen auf Grund ihrer Geschichte nie so richtig in der Lage das auszukosten, die Deutschen kamen in der Beziehung wirklich zu spät. Die Welt war verteilt, sie hatten von dem Kuchen nichts mehr abbekommen, an dem Tisch war kein Platz mehr für sie. Die Deutschen begannen ihren Imperialismus in der Retorte. Es ist ja ganz merkwürdig, daß dieses Volk alle Stoffe, die Rohstoffe waren, und um die es im 19. Jahrhundert ging, synthetisch herzustellen versuchte. In gewisser Beziehung ist das auch gelungen.

Hitzer: Dann wäre ja die IG Farben in mehrfacher Hinsicht repräsentativ für imperialistische deutsche Geschichte, real und symbolisch. Der Konzern des Synthetischen schlechthin, der all das wettmachen wollte, was man nicht hatte oder noch nicht besaß, Kolonien, Macht in Europa und der Welt und all dies, wenn es sein mußte, um den Preis des Krieges?

Sinkel: In diese Richtung könnte man denken. Betrachte ich es von oben, so war die Chemie darauf aus, die zu Ende gehenden Rohstoffe, so weit sie chemisch relevant sind, durch synthetische zu ersetzen. Bei Farben ist es ja ganz deutlich. Die Indigo-Synthese, 1908 bei BASF gelungen, machte ganze Landstriche von Indern arbeitslos, denen die Briten qua Imperialismus Monokulturen verordnet haben, um ihre Webereien in Manchester mit Blau zu versehen. Da hast du also plötzlich diese interessante Verbindung. Die Möglichkeit, die ihnen Hitler gegeben hatte, haben sie erst nach und nach realisiert, ich glaube nicht, daß sie sofort begriffen haben, was das bedeutet. Sie haben über den Autarkismus die Unabhängigkeit vom Markt erhalten, das war der Anfang, und dann liierten sie sich immer mehr mit einem System, das ja auch die Kriege führen und ihnen die Märkte freiräumen mußte, wo sie dann ihre Produkte absetzen konnten. Die Neuordnung der europäischen Chemie unter dem Gesichtspunkt zu sehen, da kommt die Revision von Versailles hinein: Hitler hatte sie garantiert. Sie begriffen das mehr und mehr, ich würde nicht sagen, sie behaupteten von Anfang an, Hitler ist der Mann, der uns die Positionen, die wir verloren haben und vor dem Ersten Weltkrieg besaßen, wieder zurückgibt. Ich denke eher so, daß sie sich sagten, wir haben ungeheure Probleme, Strukturprobleme, was den Absatz und die Produktion betrifft, speziell Benzin und die leerstehenden, nichtgenutzten Fabriken, denn die Fabriken waren das Teure, nicht die Rohstoffe! Dafür brauchten sie Märkte. Der Preis des Benzins war einfach billiger, wenn es von den Ölfel-

dern gewonnen wurde. Und da kam Hitler und sagte: ich garantiere euch die Abnahme, dann erst kam der Benzinvertrag zustande zwischen der IG und den Nationalsozialisten, das war bereits unter Hitler. Danach kam der Vierjahresplan, der im Endeffekt ein IG-Plan war. Jetzt aber der Frage nachzugehen, war die IG Farben verantwortlich für den Zweiten Weltkrieg, oder ist sie im wesentlichen der Motor dafür gewesen, das kann ich nicht beurteilen.

Hitzer: Kommen wir zum Verhältnis des Historischen zum Künstlerischen. Der Film erzählt erkennbar eine Geschichte der IG Farben, ihre Entstehung, ihre Entwicklung und ihr Ende. Zugleich ist das aber eine fiktive Geschichte; die Hauptfiguren haben nicht die realen Namen, sie sind auch nicht direkt zuzuordnen zu den realen Vorbildern. Wir stellen deutliche Veränderungen zwischen den Prototypen der erzählten Geschichte und ihren realen Figuren in der Konzerngeschichte fest. War das für dich schwierig, diese Lösung zu finden? War es von Anfang an klar, eine dokumentarisch belegbare Geschichte umzusetzen in Spielfilm? Was für Probleme gab es da für den Autor von Buch und Film?

Sinkel: Es war für mich das schwierigste, eine Form zu finden, denn immer wieder wurde ich mit Fakten und Realitäten konfrontiert, die meine Phantasie bei weitem übertrafen. Schwierig war vor allem, die Geschichte zu erzählen, die Prototypen zu finden und dabei trotzdem die Wahrheit darzustellen, also eben keine Legende, kein Gespinnst in die Welt zu setzen. Oft überlegte ich mir, daß es den Leuten wohl ähnlich ergangen ist, die über Generationen die Geschichten ihrer Vorfahren erzählt haben, die dann als Sagengut überliefert wurden, da berühren sich ja *fiction* und *non-fiction*. Letztlich beginnt es mit Erzählungen, die sich früher ereignet haben und sodann immer mehr auf eine Figur zubewegt haben. Es ist auch einfacher, eine komplizierte Geschichte an einer Figur aufzuhängen, es ist sowohl einfacher als auch plumper. Die andere Geschichte wäre differenzierter, das hieße aber die Geschichte 1:1 zu erzählen, also für eine Minute Geschichte eine Minute Erzählzeit zu brauchen. Kurzum, du bist gezwungen, dich auf Figuren und Menschen zu konzentrieren und dann zu behaupten, diese Menschen und ihre Geschichte widerspiegeln sich darin, in den Prototypen, die du findest, ob das nun Dietrich von Bern, Hildebrand oder Siegfried ist. Das war sehr schwer, denn ich hatte erhebliche Skrupel, es ist aber möglich, solche Skrupel zu überwinden. Du hast ein historisches Ereignis, ein familiäres und ein persönliches – und jetzt müssen die zusammenkommen. In dem Moment mußt du ein historisches Ereignis auch verschieben können, ein Ereignis, das Monate auseinanderliegt, auf einen Tag zusammenziehen. Für einen Historiker ist das unmöglich, wenn du arbeitest, wie ich das tat, nämlich erzählerisch frei zu sein, du mußt dir diese Freiheit immer wieder erkämpfen. Ich habe aber diese Naivität des Erzählens nicht verloren, sondern ich gehe in ein Osterfest rein und sage, da ist das so und so geschehen, dabei war es eigentlich an Pfingsten.

Hitzer: Sind das nicht die geringeren Gewichte? Der schwierigere Part liegt doch darin, aus dem realen Müller einen fiktiven Maier zu machen. Dabei ändert sich nicht nur der Name. Mit dem Nachzeichnen einer ganzen Familiengeschichte, dem Porträtieren einzelner Frauen und Männer stellen sich die Verhältnisse neu ein, da hebt man Wirkliches in den Bereich dessen, was

man schöngestige Literatur nennt, nur bleibt es immer noch erkennbar eine Geschichte der IG Farben. Und da hake ich ein: Gibt es deswegen beim Publikum und bei der Kritik nicht erhebliche Vorwürfe an dich?

Sinkel: Die tauchen da relativ wenig auf, also das frißt man, oder genauer gesagt: Damit kannst du dich als Zuschauer identifizieren.

Hitzer: Ist das überhaupt kein Problem gewesen?

Sinkel: Keineswegs. Die Realfiguren der IG Farben und der Geschichte der deutschen Chemie sind nicht so bekannt. Denk nur an Bosch: Diese Figur ist doch nur durch den Film in das Bewußtsein vieler Menschen geraten, demnach hat es nicht nur den Mann gegeben, der die Zündkerzen erfunden hat, sondern einen ganz anderen, nicht minder wichtigen Bosch. Also daran machte sich die Kritik nicht fest. Die Kritiker stellten vielmehr auf die dargestellten Familienstrukturen ab und die Handlungsabläufe innerhalb der Familien und der Beziehungen der Figuren zueinander, weil sie das als trivial empfanden. Und ich hatte immer das Gefühl, sie haben das kritisiert, um andere Dinge, die ihnen weher taten, abzutreiben. Gewisse Kritiker vermissen bei mir die Differenzierung und liefern dabei völlig Undifferenziertes an Kritik. Die Figuren, die ich erfunden habe – das sagte ich mir – die brauche ich, um die Geschichte zu erzählen. Und dann hatte ich eine Reihe von Figuren, die ich brauchte, um mein Interesse zu befriedigen, mein Interesse an den Menschen. Das waren Figuren, die sehr viel mit mir selbst zu tun haben, sie sind Teile von mir, vor allem die Frauenfiguren. Beispielsweise verschiedene Aspekte, die ich als Sohn zu meiner Mutter hatte, da gibt es eine Reihe von Beziehungen, die mit mir nicht wenig zu tun haben. Ich kann keine Figur erfinden, die nicht in mir ist. Ich kann nichts erfinden außerhalb von mir, andernfalls würde ich nur abbilden. Ich habe nicht abgebildet und habe die Figuren schon sehr erfunden...

Hitzer: ...das klingt fast wie Projektion...

Sinkel: ...das ist es auch: Projektion...

Hitzer: ...man projiziert Träume und Wünsche, Vorstellungen und Ängste – und das am Beispiel einer so schrecklichen Geschichte?

Sinkel: Da sind Vorstellungen, Wünsche, Sehnsüchte, Projektionen davon, daß Menschen so sind. In dem Augenblick, da du das nicht hast, verlierst du deine Figur spätestens dann, wo du sie inszenieren mußt.

Hitzer: Der künstlerische Vorgang ist mir bewußt, aber würde nicht jeder, der „Väter und Söhne“ gesehen hat, fragen: Wer hier Projektionen von Wünschen und Sehnsüchten hat, wird doch mit dem größten Entsetzen konfrontiert, mit den größten Verbrechen und dem Schrecklichsten, was es in diesem Jahrhundert in unserem Teil der Welt gegeben hat? Gehört das mit dazu?

Sinkel: Ja.

Hitzer: Wie kannst du dich dem aussetzen?

Sinkel: Vor rund vier Jahren um die Weihnachtszeit, da ich mich immer mehr in die Zeugenaussagen anläßlich des Nürnberger Prozesses eingearbeitet hatte, stellte ich fest: die haben ja versucht, alles zu leugnen! Das wurde immer furchtbarer für mich. In mir selbst zerbrachen plötzlich ganz bestimmte moralische Wertvorstellungen. Zuvor war ich viel optimistischer, dachte also, daß Menschen anders reagieren müßten, mehr nach meiner Phantasie und

eben so, wie ich sie erfunden hatte. Aber beim Prozeß befand ich mich selbst innerhalb des Dramas, das war authentisch, da war Rede und Gegenrede. Und ich habe erfahren, in welcher erbärmlichen, jämmerlichen und unglaublichen Weise, wie ich das nie geahnt hatte, diese Leute auf Vorwürfe reagierten. Das war der eigentliche Skandal der ganzen Geschichte. Das hat dann bestimmte moralische Wertungen, die ich vertrat, sehr in Frage gestellt. Ich habe damals, wenn man es so will, einige Illusionen verloren.

Hitzer: Zerbrach die Projektion an der Wirklichkeit?

Sinkel: Ja, die Wirklichkeit korrigierte mich, ich mußte das einfach zur Kenntnis nehmen, daß es eben dann doch nicht so geht.

Hitzer: Dann wären die Schlußszenen des Heinrich Beck und des Amerikaners während der Nürnberger Prozesse authentisch?

Sinkel: Das sind authentische Dialoge. Da dachte ich, je mehr ich in die Arbeit am Film hineingeriet – ich beginne ganz breit, doch im Endeffekt geht es um eine einzige Szene. Ich hatte instinktiv den Wunsch: Hoffentlich hält das Publikum aus und läßt sich ein, um in diesem Flaschenhals einzumünden, von dem ich annahm, wenn du da durch bist, kommst du wieder in die Breite zurück, zu anderen Interpretationen.

Hitzer: Du meinst damit diese Schlußszene?

Sinkel: Darauf lief das hinaus. Der ganze Aufbau bestand darin, ein Mosaiksteinchen zu finden und rückwärts zu gehen, dabei das Bild zusammenzusetzen und zu zeigen, wie das am Anfang war, wie man aufbaute, ins Internationale ging, und so weiter.

Hitzer: Das klassische Modell hierfür wäre doch die Rückblende, du beginnst mit dieser einen Szene und rollst danach alles, was geschehen ist, über die Erinnerung der Hauptfigur von rückwärts her auf. Hast du daran gedacht?

Sinkel: Es war so geschrieben. Das erste Exposé benutzte die Rückblenden-technik. Ich hätte mit dem Max angefangen, der als Amerikaner nach Nürnberg zurückkehrt, er sieht dort die Leute wieder, die er von früher her kannte, er sieht sie mit der Frage konfrontiert: wie konnte es dazu kommen, haben die sich verändert? Und Max lernt: Nichts ist dazugelernt worden. Das war mein erstes Exposé, dafür hatte ich bestimmte Figuren für die Initialszene ausgesucht. Eigentlich wollte ich nur einen Spielfilm daraus machen, aber nicht eine vierteilige Fernsehserie. Da hat man mir von der Bavaria gesagt, das geht nicht, das wollen die Leute nicht. Für mich wäre es die einzig mögliche Form gewesen, prägnant zu erzählen.

Hitzer: Sagte man dir, wegen dieser Erzähltechnik der Rückblende geht das große Publikum nicht mit?

Sinkel: Genau, ich hätte viel lieber gehabt, diesen Stoff in zweieinhalb Stunden in Rückblenden zu erzählen, dann hätte ich's gehabt, jedenfalls etwas, woran man nicht so leicht vorbeikommen könnte. Jetzt kann man sagen, ja, ja, die ersten beiden Teile waren ein bißchen langweilig, dann wurde es ja ganz gut.

Hitzer: Den ersten Teilen fehlt die Geschichte, die der Zuschauer kennt, ich vermute, wir haben es mit einer Fehleinschätzung der Intelligenz des Zuschauers zu tun: Auch wenn er nur wenig weiß, dann ist dem Zuschauer ei-

nes bekannt – er hat eine Ahnung vom Ende. Dieses Ende ist also in jedem Kopf schon vorhanden, bevor die Geschichte anfängt.

Sinkel: Es war ein Hauptproblem, die Figuren im Wissen der damaligen Zeit zu halten. Das ist oft falsch gemacht worden, wenn da einer ein Nazi war, muß er also schon von Anfang an dahin tendieren.

Hitzer: Wie lang hast du daran gearbeitet?

Sinkel: Sechs Jahre.

Hitzer: Ein ganzes Stück...

Sinkel: ...Leben.

Hitzer: Wenn du jetzt alles in einer persönlichen Rückblende betrachtest, welchen Stellenwert hat die Arbeit heute? Du bist jetzt an einer Story über Hemingway, scheint ja fast wie ein Erholung.

Sinkel: Hat auch etwas mit Identität zu tun.

Hitzer: Die deutsche Superhypothek ist ja doch was anderes als der Machismo eines Hemingway. Meinst du, wir kommen jetzt in die Zeit, da man sich mit den schwierigen Themen unserer Geschichte nicht mehr befaßt. Reizt dich das noch? Oder ist das mit Hemingway zu Ende?

Sinkel: Überhaupt nicht. Ich bin etwas enttäuscht. Vielleicht habe ich das Publikum überfordert, wobei ich nicht weiß, inwieweit das Publikum identisch ist mit der veröffentlichten Meinung, also mit der Kritik. Man will wohl doch lieber die Geschichte des kleinen Mannes, sie ist warm und nachvollziehbar, etwa die Perspektive, die Alexander Corti wählt oder auch Edgar Reitz mit seinen Küchengeschichten. Wenn man das aber aus der Perspektive einer Gesellschaftsschicht erzählt, wo diese ganzen Entscheidungen gefällt werden, die alle, auch die da unten treffen, wenn man auch unterhalten will und dir dann vorwirft, das sei nicht differenziert genug, so ist das die Enttäuschung, die ich meine. Ich vermißte die Resonanz, die ich hatte, als ich die Sache machte, nämlich zutiefst betroffen zu sein von diesem Thema, von diesen 35 Jahren deutscher Geschichte, die immerhin kürzer sind als die Geschichte, die wir erlebt haben, seit Ende des Zweiten Weltkrieges unermessliche Ereignisse in einer sehr kurzen Zeit! Außerdem hatte ich die Arbeit als ein Angebot verstanden, vom Formalen und von der Darstellung her: man könnte vielleicht so erzählen, es muß aber nicht unbedingt so erzählt werden, von mir aus gesehen war das ein Angebot; mal sehen, was jetzt andere machen. Denn da gibt es viele Themen, die noch nicht aufgearbeitet sind und die es lohnen, sich damit zu befassen. Das ist nicht einfach, es muß auch eine Tradition entstehen, sich mit dem Großbürgertum, mit der Rolle der Industrie zu beschäftigen, wie sich etwa der großbürgerliche Roman im 19. Jahrhundert mit dem Adel und dem aufkommenden Bürgertum befaßt hat. Ich finde das legitim. Vielleicht haben wir noch nicht die richtigen Formen und müssen vorerst auf Formen zurückgreifen, die aus dem 19. Jahrhundert kommen. Vor allem ist für mich das Thema nicht zuende, es fängt erst an. Unsere Generation ist es, die damit anfangen muß, wir sind doch betroffen genug, sind nahe genug drauf, die nach uns kommende Generation kennt das alles nur vom Hörensagen. Wir aber haben unsere Eltern erlebt, die nach uns Kommenden haben es via Großeltern erlebt. Ich meine also, daß die Auseinandersetzung und die Arbeit mit der Vergangenheit erst jetzt wirklich beginnen können,

nachdem wir in die Lage gekommen sind, uns damit künstlerisch und intellektuell auseinanderzusetzen. Es fängt wirklich erst an, geht es doch um Bilder, um Identität und unsere Enttäuschungen. Die hat noch keiner so formuliert. Ich sehe mich doch selbst auch als Opfer dieses Dritten Reiches, und ich denke, daß du das auch tust, viele tun es, und so wird es noch einigen Generationen ergehen. Allein was wir verloren haben, was uns als Deutschen verloren gegangen ist, das haben doch erst ganz wenige realisiert. Wir haben noch nicht Abschied genommen von bestimmten Bildern, bei allem Neuaufbau. Wenn du die zwei deutschen Staaten nimmst, ich weiß gar nicht, ob das positiv oder negativ ist, aber was da an Verlust für unsere Generation liegt, das haben wir uns noch gar nicht klargemacht.

Hitzer: Also nichts von alldem, was Gnade der späten Geburt heißt?

Sinkel: Das ist das törichte Gerede eines Mannes, der seine Vergangenheit noch vor sich hat. Ein Mann wie Kohl hat seine eigene Vergangenheit noch vor sich, wenn er sie jemals wahrnehmen will. Wenn er sie nicht wahrnehmen möchte, wird er immer ein unglücklicher Mensch, nicht frei sein und unfrei bleiben. Der hat überhaupt noch nichts davon begriffen, was frei sein heißen könnte. Und frei sein bedeutet für mich Abschied nehmen von diesen Verlusten. So ist es mir ergangen. Es gibt noch viele Themen und traumatische geschichtliche Ereignisse, die uns noch verdammt lange wehtun werden.

Hitzer: Ein paar Aufnahmen hat du am Ort des Geschehens, nämlich in der Fabrik VEB Leuna in der DDR gedreht, da waren alte Werkhallen zu sehen...

Sinkel: ...ich hatte das Glück, daß der Minister für Chemie in der DDR mir die Erlaubnis gegeben hat, dort zu drehen, was überhaupt keine Selbstverständlichkeit, ja, was ein ungeheures Privileg ist, und wofür ich sehr dankbar bin, denn damit konnte ich etwas zeigen, was sehr schwer nachzustellen sein wird. Mache ich einen Film über Wallenstein, kann ich ja nicht die Schlachten mit Wallenstein zeigen. Hier aber konnte ich den Schauplatz der Schlachten zeigen, um die es uns ging; daß ich in Leuna drehen durfte, hatte mir ermöglicht, einen Blick in die Industriegeschichte werfen zu können und dies festzuhalten. Denn diese alten Anlagen werden ja abgerissen, in den nächsten Jahren ist das alles weg, dann wird auch dieser Teil der Geschichte verschwunden sein. Ich versuchte übrigens immer wieder, mit denen, die uns in der DDR betreut haben, zu sprechen und zu fragen, ob sie nicht Lust hätten, die andere Seite der Geschichte zu erzählen, nämlich die Geschichte darüber, daß die große Streikbewegung 1917, 1918 in Leuna angefangen hat. Diese Streiks haben ja schließlich zum Ende des Ersten Weltkrieges geführt; da ist also die Geschichte der anderen.

Hitzer: Wie war die Reaktion? Kommt das nicht vor in Filmen mit den Schablonen der Zeit, da sie entstanden sind in den 50er Jahren?

Sinkel: Der Film, den ich meine, ist nicht erzählt worden. Wie etwa die Arbeiter ihre Fabriken vor der französischen Okkupation im Rheinland auf Schiffe verladen, über den Rhein transportieren, wie sie damit umgehen und alles verlieren, wie sie hin und hergeschoben werden durch die Konzernleitung, mit ihren Familien sozusagen nach Osten vertrieben werden – sie werden doch einfach ausgesiedelt. Im Rheinland werden sie ausgebildet und dann wie Siedler nach Osten transportiert, müssen dort arbeiten – auch in Aussch-

witz... Und wie sie dann in ihre zerstörten Werke zurückkommen, die dann wieder aufgebaut werden. Diese Geschichte ist nicht erzählt worden, die ist aber phantastisch. Und ich denke, das ist eine Geschichte, die die DDR erzählen muß, nicht wir, da bin ich nicht der richtige Mann, das ist nicht meine Tradition, das ist auch nicht mein Wissen und meine Erfahrung. Ich würde mich wahnsinnig freuen, wenn sie das machten, dann könnten wir beide Filme simultan zeigen. Das fände ich ungeheuer spannend.

Hitzer: Mit deinem Abschiednehmen von dem, was von gestern herrührt, willst du dich in befreiender Weise auseinandersetzen. Spielt in dem dir vertrauten Milieu diese andere Nation – die der Arbeiter und ihrer Familien –, spielt diese zweite deutsche Nation in deinem Milieu eine Rolle? Oder ist die nur als Statistik vorhanden? Haben die überhaupt etwas Gemeinsames, abgesehen vom Arbeitsplatz und den Verhältnissen von Kapital und Arbeit?

Sinkel: Ich glaube, wir müssen immer die Gefahr gewärtigen, daß dabei eine der beiden Seiten zur Karikatur erstarrte, wenn wir sie in einer Geschichte erzählten. Bestenfalls zu einem Programm. Ich denke, es ist unmöglich. Würde ich das aus der Sicht der Arbeiter sehen, hätte ich oben den Georg-Grosz-Typ, das heißt einen, mit dem ich mich nicht identifiziere, sondern den ich ablehne und als Karikatur an die Wand lehne. In jedem Fall meine ich, es ist sehr schwer, vielleicht müßte man es versuchen, um beiden gerecht zu werden.

Hitzer: Welche Rolle spielt diese andere Nation bei den uns bekannten Figuren deiner Geschichte, beim alten Geheimrat, bei den Söhnen Friedrich und Heinrich, bei den Töchtern und Müttern? Am Rande gibt es da die Szene, wo der Alte das Geld für die Parteien verteilt, er weiß, wer ihm dient, er kennt auch den Gegner, das Bewußtsein dieser anderen Seite ist ja da...

Sinkel: ...natürlich ist es vorhanden...

Hitzer: ...wie weit geht das? Haben die Großbürger vor denen da unten Angst?

Sinkel: Ich habe das in einer Nebenhandlung zu erzählen versucht. Der Alte ist da im Verhältnis des Patriarchen zu seinen Arbeitern gezeigt. Geheimrat Deutz hält die Hand über sie. Und wenn sie streiken, ist er persönlich verletzt; nie hätte ich das von denen gedacht, sagt er, obwohl er eine Fabrik betreibt, wobei die fast umkommen. Er kennt die Vornamen der Buben aller seiner Arbeiter, er weiß, wieviel Kinder sie haben, er ist der gute Vater für alle. Und wenn die für ihn arbeiten, und es geht da was in die Luft, dann baut er ein Lungensanatorium. Das ist eine Haltung, da hab ich schon was für übrig. Wohin sie am Ende führte, das ist eine andere Sache. Jedenfalls gehe ich davon aus – da ist ein Mann, der betreibt ein Fabrik und hat ein unmittelbares Verhältnis zu seinen Leuten. Aber dieses Verhältnis, das ich zu den Menschen und den Produkten habe, die ich anfasse und wovon ich kaputte Hände bekomme, dieses Verhältnis geht immer weiter auseinander, je abstrakter die Macht wird. Das ist etwas, was ich zeige: Je größer der Konzern, je größer das Monopol und der Verwaltungskopf werden, desto mehr verabschieden sich diese Leute von ihren Arbeitern. Am Anfang sitzt Heinrich mit seinen Leuten an einem Tisch, er kann mit ihnen über ein Stück Eisen reden und ein Bier trinken, am Ende denkt er über die Menschen nicht mehr nach,

die in seinem Werk in Auschwitz arbeiten. Es sind nur noch Zahlen, die haben kein Gesicht mehr. Vielleicht sieht sie Heinrich Beck gerade noch über den Chauffeur, der da auftaucht, hat wohl da seine letzte Verbindung zur Arbeiterschaft.

Hitzer: ...verwaltete Macht, die wie ein Maschine funktioniert...

Sinkel: ...so sehe ich das, und je verwalteter sie ist, desto grausamer darf sie sein, umso weniger ist für einen das Einzelschicksal relevant, und umso mehr überwiegen die Interessen. Und so sagt Heinrich Beck beim Tribunal in Nürnberg dem Amerikaner: Ich bin ja für einhundertfünfzigtausend Menschen verantwortlich gewesen! Was heißt denn das? Das sagt er ganz zum Schluß... Da geht es also nicht mehr nur darum, eine Figur zu erfinden, sondern auch um die Strukturen, die mit der Produktionsmaschine zu tun haben. Wie gestalte ich das? Für mich war da sehr wichtig, daß ich als ersten Teil die Chemie zeige, wie ich Chemie sinnlich erlebe, das ist schwer darzustellen. Heute weiß ja ein jeder, was ein Katalysator ist, aber als ich da vor sechs Jahren anfang, mich mit dem Begriff Katalysator herumzuschlagen, hatte keiner eine Ahnung, was das ist. Ich mußte ein Bild erfinden, wo ein chemischer Begriff sinnlich erfahrbar wird. Der erste Teil hat also mit Chemie, mit ihren verschiedenen Formen und mit chemischen Vorgängen zu tun, sie werden erzählt und beschrieben, auch ihre Auswirkungen: bis zum Gas im Ersten Weltkrieg. Der zweite Teil beschäftigt sich nur noch mit Geld, das beginnt damit, da ist bedrucktes Papier, das nichts mehr wert ist, so wird der Stinnes-Vorgang eingeleitet, der Großvater bezahlt den Enkel, die Amerikaner müssen Dollars bringen, der Alte glaubt, den Jungen kaufen zu können. Chemie ist die Basis, jetzt geht es nur noch um das erworbene Geld und um Kapital: Es dreht sich um Finanzierungen – was man kann, die Chemie, wird mit Geld in Verbindung gebracht, damit das zur Großindustrie wächst. Im dritten Teil ist es schon nicht mehr Chemie und Geld, sondern da sind es Politik und Macht, Macht und Ohnmacht, die Zusammenarbeit mit den Nazis, da dreht es sich nicht mehr um Finanzierungen, sondern um Märkte und um Interessen – wir werden uns das alles untern Nagel reißen. Und der vierte Teil behandelt die Frage von Schuld und Moral. Außer der Familiengeschichte habe wir also ein Angebot, dies in den Schwerpunkten zu erzählen, diese Aspekte sind sehr genau beschrieben, wurden aber noch nicht analysiert. Und ich suchte für jeden Aspekt ein Bild. Im ersten Teil ist es die Farbe. Farbe ist etwas Wertvolles und für uns doch Alltägliches, aber damals? Den Film habe ich damit begonnen, daß es ein Farbfilm ist – er fängt ja als Schwarzweißfilm an –, der erste Farbtupfer erscheint, wo eine chemische Farbe destilliert wird. Farbfilme lassen sich nur mit chemischen Farben machen, mit normalen Farben geht das nicht. Ich habe da also die Erfindung des Farbfilmes thematisiert. Beim zweiten Teil wird Geld in Waschkörben abgetragen – dahinter sind keine Werte mehr, das ist also kein Geld. Das dritte die Märkte, die Macht und Ohnmacht fand ich in einer Arbeitlosensituation. Menschen, die keine Arbeit haben, stehen als Nummern da und verkaufen sich, da kommen die Arbeiter rein, sie haben nur noch ihren Leib zu verkaufen, da ist die erzwungene Mobilität der Arbeiter, sie müssen der Industrie folgen und ihre Arbeitskraft ver-

äußern. Das zeige ich, wie die auf der Straße stehen oder gehen, sie haben Schilder umgehängt, verkaufen sich wie bei der Prostitution.

Hitzer: Warum kommt der Verbindungsmann zu den Nazis von der Straße, wo er doch in Wirklichkeit nicht daher kam?

Sinkel: Das stimmt, er kam nicht von der Straße, ich habe das bewußt so angelegt, um anzuzeigen, daß ein Akademiker sehr wohl proletarisiert werden konnte, auf der Straße steht und keine Arbeit hat, obwohl er Doktor ist. Es ist eine extreme Situation, in der man anfällig ist für bestimmte Ideologien. Das habe ich bewußt so gemacht, in aller kürzester Form ein einprägsames Bild: Akademiker, arbeitslos, steht in der Garküche, plötzlich taucht da jemand auf und sagt ihm – Sie sind doch ein hervorragender Mann, haben Verbindungen zu den Nazis, wir nehmen sie. Das war das Bild dafür.

Hitzer: Ich finde die vier Binnenstrukturen deutlich, ist das mit der Erkenntnis verbunden, daß sich die Figuren nicht verändern können?

Sinkel: Es ist meine Erfahrung.

Hitzer: Heute würde man sagen, es sind Sachzwänge, immer unter Berufung darauf, man müsse im Geschirr bleiben. Gilt das nur für die Großbürger? Der funktionierende Mensch in einer verwalteten Welt? Ich möchte noch einmal fragen – geht da nicht doch etwas kaputt?

Sinkel: Dem stimme ich zu, es geht tatsächlich etwas kaputt.

Hitzer: Wann beginnt das?

Sinkel: In der Kinderstube, das ist freilich eine andere Ebene, für mich jedenfalls beginnt es damit, wie eine Mutter, wie ein Vater sich zum Kind, und wie sich das Kind zu den beiden verhält.

Hitzer: Der Herr wird also in der Kinderstube gemacht, wie auch der Sklave in der Kinderstube dressiert wird?

Sinkel: Ich zeige das in dem Bild, wo der Junge in seiner Kinderstube sitzt, die aussieht wie ein Museum, das ist unglaublich kalt. Der Junge hat alles Spielzeug, was du dir vorstellen kannst, es ist von der Härte des schönen Kinderschemas um die Jahrhundertwende – die brave, gehorsame, ordentliche Kinderwelt! Dieser Raum war mir ungeheuer wichtig. Der Junge sitzt da, hat alles, aber es geht ihm nur um die Kaninchen, um Stallhasen geht es. Die Kinderwelt in dem Haus, alle die Bilder um das Kind drücken das für mich aus. Und ich sehe nur in einem eine Chance, sie hat mit der Emanzipation der Frauen zu tun, vielleicht entwickelt sich daraus eine neue Qualität. In den Männerstrukturen der Erziehung – die Frauen sind da nur ein Abklatsch – hat sich doch bis heute nichts verändert.

Hitzer: Väter und Söhne – Mütter und Töchter werden nicht benannt...

Sinkel: ...die Töchter werden verheiratet und verkauft. Vielleicht ist mir das nicht ganz gelungen. Ich habe einen Aspekt gezeigt, der mit mir, mit meiner Rolle als Mann, als Sohn und Abkömmling zu tun hat.

Hitzer: Wenn das so rigide ist – du bist schließlich aus so einem Kinderstall gekommen –, wann und wie hast du die eigene Chance genutzt? Beginnt die Veränderung in der Erkenntnis der Dressur?

Sinkel: Es kommt immer wieder vor, daß Leute ausbrechen können, eine Chance haben und Menschen kennenlernen, vielleicht ein bestimmtes Talent besitzen, mit dessen Hilfe sie aus diesen, wie ich meine, Gefängnismauern

ausbrechen können. Das hat etwas mit Begegnungen zu tun. Vor mir kann ich nur sagen, das hängt mit Menschen zusammen, die ich zu einer bestimmten Zeit meines Lebens traf. Da war ich um 13, 14 Jahre alt und lernte jemanden kennen, der viel mit Kunst umging. Plötzlich war ich gleichsam geklaut, ich war entwendet und dieser Konditionierung weggenommen worden. Es gibt etliche, die es aus eigener Kraft schaffen, aus einer Enge auszubrechen. Die Kunst ist da eine wichtige Kraft. Wir sind dann privilegiert in dem, was wir tun, wir können uns tummeln. Selten dagegen ist es, wenn Menschen Freiheit gewinnen und in ihrem Bereich bleiben. Ein Mann wie Rathenau ist für mich ein Exempel dafür.

Hitzer: Zu den vorgegebenen Rollen der Dressur, die des Herrn und die des Sklaven. Lernen die einen herrschen und die anderen gehorchen? Läuft das so ab?

Sinkel: So könnte ich das nicht sagen, denke auch nicht, daß man herrschen und dienen lernen kann. Was geschieht eigentlich? Das Kind bekommt irgendwann unglaubliche Ängste und paßt sich an die Welt an, die mit der Mutter zu tun hat. Die Anpassungsmechanismen an die vorgegebene Welt entstehen, um zu kriegen, was man als kleines Kind braucht, sie verbiegen die Menschen, die nehmen die Struktur in sich hinein und leben damit. Und im Bereich der Macht wirken die Mechanismen der Macht, im Bereich der Ohnmacht die der Ohnmacht. Aber du kannst schon ausbrechen, auch aus dem Bereich der Macht. Ein Vorbild für die Figur des Georg Deutz ist der Sohn von Duisberg, der einmal tatsächlich eine Chemieallergie bekommen hatte und daraufhin Schauspieler wird. Das Unbewußte arbeitet da sehr präzise. Später wird er Intendant des Deutschen Theaters – der Vater hat es ihm gekauft; der Mann hieß Achatz.

Hitzer: Der Untertitel des Buches und des Filmes heißt „Eine deutsche Tragödie“. Nun spielt aber Burt Lancaster, ein Amerikaner, die Rolle des Gründers. Und da fragte ich mich unversehens, diese Rolle ist zwar eine Herausforderung für einen Schauspieler, gleich welcher Nationalität, wie aber kam es zu der Besetzung des deutschen Urahns durch einen amerikanischen Darsteller? Wie hat Burt Lancaster reagiert, als man ihm diese Rolle anbot?

Sinkel: Er hatte große Angst davor, einen deutschen Geheimrat zu spielen, weil sein Bild des Deutschen das war, wogegen sich der Film im Ausland wendet. Ich wollte ja zeigen, daß sind nicht nur Leute, die „Jawoll!“ ausrufen, „Hauruck!“ und „Zackzack!“, sondern da waren auch Gentlemen mit Weltmanieren. Lancaster hatte erst so einen deutschen Kommisskopf vor Augen und deshalb so große Angst davor. Als wir das erste Mal miteinander sprachen, sagte Lancaster, er möchte das nicht. Er wolle eine bestimmte Humanität und Menschlichkeit, Humor und Souveränität mit reinbringen. Nun ist er aber auch ein sehr jähzorniger Mann, und es ist immer interessant, in welchem Maß sich Schauspieler als Person in eine Sache einbringen. Lancaster hat sich selbst voll eingebracht in den Film, seinen eigenen Jähzorn – und der ist international. Das war mir viel wichtiger als alles andere, im Original ist das genau zu hören, seine Wut und der Jähzorn, das Gefühl von Ohnmacht, das so ein Mann auch hat, brechen bei ihm aus in einer gewalti-

gen Eruption. Das gab es ja mehrmals in dem Film, wo Lancaster wütet und schreit.

Hitzer: Ich empfand die Führung der Schauspielerinnen und Schauspieler, ausnahmslos große Stars und wohl ausgeprägte Individualitäten, als ebenso faszinierend wie die Besetzung; die Arbeit der Regie erfüllt sich im Spiel der Akteure auf einzigartige Weise, da ist Selbstdarstellung und Einfügsamkeit in schwere Rollen. Dennoch bleibt als nachhaltiger Eindruck das Spiel Lancasters. Ich habe Anfang der 50er Jahre in den USA diese Deutschen der Hollywood-Produktion, die Lancaster offenbar so scheute, im Kino und Fernsehen bis zum Überdruß erlebt, es waren fast nur Karikaturen. Wie hat Burt Lancaster auf die Geschichte, auf die Dimensionen eines Konzernbosses reagiert, die ja in den USA nicht geringer sind?

Sinkel: Lancaster hat das begriffen und gesagt „this you will never sell in America“, obwohl er mitspielte. Ihm war schon klar, daß man das so sehen muß, wie wir beide das jetzt besprochen haben. Man kann das aber auch unter dem Gesichtspunkt von Rockefeller sehen. Und dann hätten wir ein ähnliches Problem. Du kannst es sehen unter dem Aspekt der heutigen Atomindustrie. Was hier mit der IG Farben geschieht, ist etwas Exemplarisches. Burt Lancaster war sich der Problematik sehr bewußt. Er wußte auch, daß er nicht eine deutsche Knallcharge abzuliefern hat. Er spielte das so, wie er ist. Und er ist ja ein Filmschauspieler, der sich nicht verstellt, ein Filmschauspieler bringt sich und seine Emotionen ein. Emotionen sind aber nicht national, das haben nur die Kritiker nicht begriffen, daß Lancaster ein Mann ist, der auch sehr autoritär ist und unglaublich aufbrausen kann.

Hitzer: Ein Patriarch, der alles beherrschen und bevattern will und dem Jungen gegenüber, Georg, doch unväterlich ist. Und er ist gnadenlos.

Sinkel: Einerseits hat Lancaster diese Eigenschaften, die du andeutest, trotzdem will ich dir unrecht geben, da formuliere ich eine Ambivalenz, die ich in mir trage: die Sehnsucht nach dem gerechten König. Auch ein deutsches Märchen, wenn du so willst, die Sehnsucht nach dem gerechten Patriarchen, den es nicht gibt. Das ist eine Illusion – und doch gibt es die Sehnsucht nach ihm.

Hitzer: Nach der Geborgenheit, nach dem gerechten Vater, meinetwegen. Wie war das Verhältnis der Akteure untereinander, die ja tiefe Widersprüche in sich und gegeneinander zu spielen hatten, sperrig und unvergeßlich Christian Doermer, der quadratische Deutsche, wie man sich ihn in manchen Ländern vorstellte.

Sinkel: Ich habe an der Besetzung ein dreiviertel Jahr gearbeitet, jede Woche fünf Tage, an jedem Tag zwölf Stunden. Das war eine der ganz großen Anstrengungen bei dem Film, diese Besetzung zusammenzubekommen. Es ist ja nicht so, daß du sagst, die soll das, der soll dies spielen. Es hat eine Riesentat an Alternativen und Versuchen gegeben, eine Familie aufzubauen, die ich versuchte und dann wieder verwarf. Für mich ist Regie eben nur noch das letzte Viertel am Film, die Besetzung spielt die entscheidende Rolle. Da habe ich mich sehr angestrengt, Figuren zu finden, das heißt Menschen und Schauspieler, die all das hineinbringen, was ich erzählen wollte. Zum Beispiel Christian Doermer, den du erwähntest, der hat in dem gesamten Film

keine Beziehungsszene, sondern nur Funktionsszenen, aber dadurch, daß er so besetzt ist, bringt er sein ganzes Leben in den Film hinein. Da brauchte er in der Rolle gar kein Privatleben zu haben.

Hitzer: Frisur, Figur, Anzug, wie der geht und wie er spricht...

Sinkel: ...das ist eben Doermer, wie er leibt und lebt, das ist seine Figur, der hat sich nicht verstellt.

Hitzer: Die Frauen erscheinen nur wie Zubehör für Väter und Söhne, fast Randfiguren, und doch nehmen sie eine beherrschende Stellung ein, beherrschend im Leben ihrer Männer, auch hier steht die Besetzung in nichts hinter der Männerbesetzung zurück.

Sinkel: Ein Aspekt, der mir sehr wichtig war und den ich besonders herausarbeiten wollte, war nicht, daß ich Männer und Frauen, sondern daß ich Paare hatte. Heinrich und Luise war mir da ein ganz wichtiges Paar. Im deutschen Film gibt es nämlich kaum Paare, jedenfalls kaum gute Paare. In Bruno Ganz und Tina Engel fand ich ein eindrucksvolles Paar. Interessant war, daß Bruno Ganz vor Tina Engel Angst hatte, vor ihrer Präsenz – das ist aber gut in den Film eingeflossen. Für mich ist es ein schönes, wichtiges Paar, besonders besticht an Luise, daß sie dem Mann gegenüber immer loyal ist. Sie sagt nicht, das ist dumm, du machst das verbrecherisch, sie sagt: Trotz allem halt ich dir die Treue. Das ist eine typische Haltung bestimmter Frauen gegenüber unseren Vätern, speziell in der Zeit, nachdem die Amerikaner da waren, gerade damals hätte sich viel verändern können, da haben die Frauen die Rolle der Männer übernommen. Die Männer waren ja belastet, und ein großer Teil der Frauen war ja nicht in der Partei; sie haben die Positionen besetzt, bis die Remilitarisierung begann, und die Männer wieder zurückkommen konnten – das ist eine wahnsinnige Geschichte.

Hitzer: Ein solches Team von Filmemachern ist besonders intensiv beim Arbeiten. Da sind Pausen, Abende, viele Möglichkeiten zum Plauschen. Kam es zu Gesprächen über das Thema? Ist dann etwas in die Dialoge eingeflossen?

Sinkel: Bruno Ganz und Dieter Laser haben ein jeder auf seine Weise in großer Spannung begonnen und dann alles gegeben, das beglückte. Am Abend vor den Drehtagen habe ich mit Lancaster den Dialog noch einmal durchgearbeitet, er hat ja englisch gesprochen. Und das Großartige war außerdem, er blieb immer auf dem Set, war während der Dreharbeiten immer anwesend, was nur wenige tun. Viele Stars verziehen sich, lassen sich durch ein Lichtdouble ersetzen. Wenn alles fertig ist, kommen sie rein, machen ihre Rolle und gehen wieder weg. Burt Lancaster blieb die ganze Zeit da, versuchte sich in seiner Umgebung einzuleben, das Gräfliche spielte da eine große Rolle, das gräfliche Schloß.

Hitzer: Er hatte ja den Lampedusa gespielt.

Sinkel: Genau. Und trotzdem versuchte er, sich in dieser Gesellschaft einzugewöhnen. Das hat mit Kleidung, mit Schuhen, mit Bewegungen zu tun. Leider gab es da in der Resonanz Mißgunst und Neid, die sich in Kritik umsetzen – warum denn der Lancaster, hieß es da, das ist doch mit der Wurst nach der Speckschwarte geschmissen, hat doch nichts mit uns zu tun. Ich habe nie begriffen, wie kleinlich gerade Kritiker sein können. Im Fußball würde doch Maradonna bei uns gefeiert werden. Aber bei Lancaster, da heißt es dann,

der ist doch ganz furchtbar, der hat mit uns nichts zu tun. Nein, eben das nicht. Lancaster verkörpert eine Qualität, die derzeit bei uns nicht vorhanden ist. Diesen Schauspielertyp gibt es nicht bei uns. Claus-Jürgen Wussow, der mir sagte, er würde es gerne gespielt haben, ist es leider nicht. Leider! Ich hätte gerne solche Leute gehabt, sie hat es früher gegeben, solche Herren, das sind heute keine Herren mehr.

Hitzer: Lancaster ist engagiert, das hat er mehrfach bewiesen. Nach seinem sizilianischen Lampedusa steht nun für mich dieser deutsche Geheimrat Deutz in voller unverwechselbarer Kontur.

Sinkel: Als er den Lampedusa gespielt hat, glaubte er, man würde ihn noch einmal in ähnlicher Weise fordern. Das war nie mehr der Fall. Doch hier war es eingetreten, da fühlte er sich voll gefordert. Jedenfalls war für mich Lancaster immer der europäischste der Amerikaner, insofern paßte er in diese Welt, die ich darstellte, abgesehen davon, daß er ein umfassend gebildeter, politisch argumentierender Schauspieler ist. Er wußte genau, was wir machen. Und gerade auf Grund des politischen Inhalts hat er gern dabei sein wollen. Ob er recht hat mit seiner Skepsis bezüglich Amerika, weiß ich nicht. In Amerika sind wir dabei, den Film auf sechs Stunden herunterzukürzen.

Hitzer: Ist die Produktion also nicht dorthin verkauft worden?

Sinkel: Er sei von Paramount gekauft, sagen die einen, der Vertrag sei noch unterschrieben, sagen andere, die müßten es erst auf sechs Stunden herunterkürzen. Ich nehme an, es läuft. Und nach Hemingway kommt der Film bestimmt. Ich freue mich darauf, bin auch gespannt, wie der Film in Frankreich ankommt, dort werden sie ihn in zehn Einzelstunden vorführen. Im März kommt er in Italien, auch in Österreich läuft er; von Frankreich und Italien verspreche ich mir viel.

Hitzer: Ist in der jetzigen Arbeit über Ernest Hemingway auch eine so große Besetzung vorgesehen?

Sinkel: Nein, da ist das wesentlich auf Hemingway beschränkt und seine vier Ehen und noch Geliebte dazu. Hier geht es eher darum, daß die Figur Hemingway durch den ganzen Film durchmarschiert, ich aber versuche, dies aus der Perspektive der vier Frauen zu erzählen. Übrigens ist Hemingway gar nicht so weit entfernt vom Thema „Väter und Söhne“. Geht es hier um die Frage „Ich und mein Vater“, so ist es dort „Hemingway und ich als das Bild des Mannes von mir“. Ich finde es interessant, mit einer Figur zu arbeiten, die so ein falsches Bild von sich selber hatte, das dauernd gestört ist und kaputtgeht. Hat es doch in diesem Jahrhundert sehr viele männliche Wesen gegeben – und wir haben sie noch um uns –, die ein falsches Bild von sich haben. Ich denke, die Emanzipation des Mannes von dem falschen Bild seiner selbst ist ein Thema, das uns künftig stark beschäftigen wird.

Hitzer: Im Roman „One last glimpse“ von James Aldridge treffen sich Scott Fitzgerald und Ernest Hemingway bei der Jagd in Frankreich, einer will den andern vor seinem falschen Bild von sich selber retten: Fitzgerald warnt den Hemingway davor, ein *rough guy* zu werden, ein Draufgänger, Hemingway möchte umgekehrt den Fitzgerald davor bewahren, die Empfindsamkeit in Alkohol zu betäuben. Dieser Version zufolge war Hemingway bis zur Pariser Zeit der „verlorenen Generation“ ein außergewöhnlich sensibler, zurückhal-

tender junger Mann, das genaue Gegenteil vom *Macho*. Hat Hemingway nicht eine Rolle gespielt, um sich besser zu verkaufen?

Sinkel: Er war das auch schon zuvor, nur hatte er sich nicht getraut, es so darzustellen. Er war ein bißchen schüchtern. Wenn ich das auf eine Formel bringe, ist das vielleicht vergrößert, aber man könnte es so sagen: Die Enttäuschung über einen schwachen Vater hat in Hemingway einen Mann aufgebaut, dem er nie gerecht werden konnte. Das ist also eine tragische Geschichte, daran will ich anknüpfen.

Hitzer: Dann wäre die neue Arbeit nach der sechsjährigen Anstrengung mit „Väter und Söhne“ also kein Bruch?

Sinkel: Schon ein wenig, denn ich hätte mir das Thema selbst nicht ausgesucht. Was ich mir als nächstes vorgenommen hatte, ist die Figur Furtwängler/ Karajan, also der Künstler und die Politik im Dritten Reich, die merkwürdige Art, die eigene Biographie zu fälschen in dieser, unserer Republik. Was bedeutet das, wenn ich in der Bundesrepublik Deutschland nur dadurch existieren kann, daß ich meine Biographie im Dritten Reich fälsche? Das ist etwas, was mich interessiert. Mit dem will ich mich auch noch befassen. Hemingway kam gleichermaßen dazwischen, war mir aber zunächst fremd, ich mußte die ganzen Bücher neu auf mich ziehen. Dabei spielt Alf Brustellin eine große Rolle, weil in Alf viele parallel ablaufenden Touren enthalten sind. Manchmal habe ich auch das Gefühl, daß der Alf daran gestorben ist, an der Art des falschen Bildes von sich selbst. Geschichten erzählen an der Bar und so, Alf war ja auch irgendwie ein Menschenfänger, wie der Hemingway einer war. Da gibt es Parallelen, das Gefühl habe ich. Da ist auch meine Ablösung von Alf. Wir waren ja sehr eng befreundet. Insofern konnte ich die Hemingway-Geschichte auf mich ziehen, denke, ich hab eine Möglichkeit gefunden, etwas ganz Schönes zu machen, hab mich freigeschwommen...also die Geschichte vom falschen Bild des Mannes – nicht „Männer“, verstehst du?

Diskussion zu den „Fragen eines lesenden Herausgebers“ (*kürbiskern* 1/87)

Werner Jung

Beim Durchlesen des letzten *kürbiskern* stieß ich auf Konjetzkys „Fragen eines lesenden Herausgebers“, als Angesprochener – der den Essay über Börne zu verantworten hat – fühle ich mich zu einer Entgegnung herausgefordert. Ja, wem will ich „angesichts der waffenstarrenden Welt“, angesichts von zwei Millionen Arbeitslosen und nach Tschernobyl noch mit Börne kommen? Konjetzkys Eingangsformulierung klingt ebenso antithetisch wie Erich Frieds Gedicht „Letzte Warnung“.

Wenn wir nicht aufhören
uns mit unseren kleinen
täglichen Sorgen
und Hoffnungen
unserer Liebe
unserem Kummer
und unserer Sehnsucht
zu beschäftigen
dann geht die Welt unter

Und wenn wir aufhören
uns mit unseren kleinen
täglichen Sorgen
unserer Liebe
unserem Kummer
und unserer Sehnsucht
zu beschäftigen
dann ist die Welt untergegangen

In der Tat, der Grad ist schmal, auf dem die Synthesis gefunden werden kann. Der Lyriker zeichnet sie nicht vor – im Gegensatz zur politisch-selbstverständlichen und selbstverständlich-politischen Lyrik der 60er Jahre –, sondern überläßt dies seinen Lesern. So lese und verstehe ich denn auch Konjetzky. Sollte es nicht gerade Aufgabe der Leser und Autoren des *kürbiskern* sein, eine Antwort auf die Fragen nach Sinn und Bedeutung, Funktion und Wirkung von Literatur und Kunst zu finden?

Konjetzky stellt Fragen und erwartet darauf, wie man vermuten sollte, Antworten. Aber die Richtung seiner Fragen insinuiert nur immer dieselbe Antwort: die Folgenlosigkeit von Kunst und Literatur, ihre Ohnmacht! Wenn nun die Struktur der Fragen derart aporetisch konstruiert ist, muß man da nicht Bedenken anmelden, ob diese überhaupt richtig gestellt sind? Konjetzkys unausgesprochene Antwort unterstellt einen Gegensatz von Kunst und

Leben bzw. – eleganter – von Kunst und historisch gesellschaftlicher Entwicklung, der sich nur deshalb nicht aufheben läßt, weil ein praktizistisches Verständnis von Literatur und Kunst hinter Konjetzkys Fragen durchscheint. Gewiß war und ist Kunst auch Lebenshilfe, und sie vermittelt subjektiv auch Orientierungen bzw. liefert Sinnangebote; jedoch nicht auf direkt handlungsanweisende Art, nicht praktizistisch – etwa im Sinne des Proletkults (Waffe im Klassenkampf) –, sondern vielmehr als Veranlassung (Kant) zum Nachdenken, als Möglichkeit zu Vergegenwärtigung von gesellschaftlichen wie persönlichen und lebenspraktischen Zuständen und Verhältnissen.

Schon Hegel hatte Unrecht, als er in seinen Vorlesungen über die Ästhetik vom Ende der Kunst sprach und dafür die komplexe Widersprüchlichkeit der bürgerlichen Gesellschaft verantwortlich machte, die kein im anschaulich-sinnlichen Medium der Kunst liegendes Abbild der Verhältnisse mehr zuließe. Nach dem Ende der Kunst aber erschienen bekanntlich noch Goethes „Wilhelm Meisters Wanderjahre“, Kellers „Grüner Heinrich“ und die Romane Theodor Fontanes, um nur im 19. Jahrhundert zu bleiben. Auch Adornos Diktum über die Unmöglichkeit von Lyrik nach Auschwitz ist sinnfällig durch Celan widerlegt worden. Und ich denke, daß alle Anzeichen ebenso gegen Konjetzky sprechen.

Noch allemal ist die Verabschiedung der Kunst, deren argumentativer Kern – sei's geschichtsphilosophisch, erkenntnistheoretisch oder wie auch immer drapiert – in der Bestreitung ihres mimetischen Vermögens liegt, von der faktischen Entwicklung ad absurdum geführt worden.

Georg Lukács, den ich gerade wieder lese, spricht an einer Stelle seiner großen Ästhetik von der Kunst als dem „Gedächtnis der Menschheit“. Und er meint damit, daß die Kunst „das Bleibende, das in der Kontinuität der Menschheitsentwicklung Eingehende in der richtigen, dauernden Dynamik und Proportionalität gestaltet“. Gelingt ihr diese Intention, dann leistet sie einen wesentlichen Beitrag zur Ausbildung des menschlichen, gattungsgeschichtlichen Selbstbewußtseins. Zu recht, wie ich denke, betont Lukács in Zusammenhang mit der Entstehung des Ästhetischen und der Kunst den Faktor Arbeit. Denn an der Entwicklung der Arbeit resp. der Arbeitsteilung ist – mit Marx – der Stand der Gesellschaftsentwicklung ablesbar. Während die Arbeit objektiv den Grad der Menschheitsentwicklung anzeigt, ist die Kunst ein ebenso objektives Indiz für die Entwickeltheit der menschlichen Sinne. Die Kunstgeschichte ist nur ein Derivat der „Weltgeschichte der fünf Sinne“ – allerdings ein wichtiges, zeigt es doch sinnlich-anschaulich deren Verwüstungen ebenso wie ihr utopisches Potential. Und eben dies ist von vielen „klassischen“ Autoren und Künstlern oft betont worden. Lukács zitiert beispielhaft Klopstock, Goethe und Schiller. Klopstock etwa sieht das „Wesen der Poesie“ darin, „daß sie, durch die Hilfe der Sprache, eine gewisse Anzahl von Gegenständen, die wir kennen, oder deren Daseyn wir vermuthen, von einer Seite zeigt, welche die vornehmsten Kräfte unserer Seele in einem so hohen Grade beschäftigt, daß eine auf die andere wirkt, und dadurch die ganze Seele in Beschäftigung setzt“. Oder, um mit den in diesem Punkt einschichtigeren Ästhetikern zu sprechen: Kunst und Poesie lassen uns die Welt neu sehen bzw. das Vertraute in einem neuen Licht erscheinen. Damit sind

sie „weltaufschließend“ (Nicolai Hartmann) und geben uns eine „Anleitung zum tieferen Verständnis“ der Wirklichkeit (Wilhelm Dilthey).

Das mimetische Vermögen der Kunst ist unverzichtbar und kann auch durch nichts anderes ersetzt werden. Kunst ist eine Objektivation der Bildungsgeschichte wie der Leidensgeschichte der Menschheit. Der Künstler – mag ihm dies bewußt sein oder nicht – verhilft der Menschheit zu ihrem Ausdruck, er macht die stumme Gattungsmäßigkeit beredt. Der Künstler, so hat es Günter Herburger einmal in einem Essay formuliert, unterscheidet sich vom Alltagsmenschen im Grad seiner „Leidensfähigkeit“.

Nehmen wir ein Beispiel: die Literatur der 70er und 80er Jahre in der BRD ist zu weiten Teilen eine Reaktion auf die Ereignisse der 60er Jahre, ein Ausdruck der Enttäuschung über die (relative) Folgenlosigkeit von '68. In der Prosa entdecken Autorinnen und Autoren wie Dittberner, Elsner, Genazino, Kronauer, Walser oder Wellerhoff dabei den Alltag und die Alltäglichkeit und beschreiben die Trostlosigkeit der Verhältnisse in unserer Republik (Genazinos „Abschaffel“-Romane), die Unmöglichkeit von Beziehungen (Elsners Romane, Wellerhofs Romane und Erzählungen) und die physischen und psychischen Verheerungen und Deformationen des Individuums (neuerdings etwa in Kronauers „Berittener Bogenschütze“). Und auch die Lyrik der sog. „Neuen Subjektivität“ (Deliuss, Fels, Hahn, Krechsel oder Theobaldy) kreist um das Leiden, das dem Subjekt zugefügt worden ist und unter dem es zu zerbrechen droht. Wo diese Lyrik nicht in larmoyante Innerlichkeit abgeleitet, sondern wo sie die gesellschaftliche Vermitteltheit der Subjektivität deutlich machen kann, da gelingen ihr eindrucksvolle Porträts ebenso vom Zustand der Gesellschaft wie von der Befindlichkeit der in ihr lebenden Menschen. Gerade die Lyrik schafft es, den Stimmungsumschwung nach '68 – Verunsicherung, Notwendigkeit der Neuorientierung, aber auch Apathie, Resignation und Rückzug – deutlich zu machen.

Sollte man nun – das alte Hegelsche Argument – Kunst und Literatur angesichts der „Prosa der Verhältnisse“ verabschieden? Und sollte man angesichts der realen Gefahren, die der Menschheit drohen, auf die Kunst verzichten (zumindest für eine unbestimmte Zeit), um sich den notwendigen politischen Aufgaben zu widmen? Mir scheint die Alternative Kunst oder Leben, Kontemplation oder politisch-gesellschaftliches Engagement falsch gestellt zu sein. Um auf unser Beispiel zurückzukommen: nicht die Kunst, sondern die Gesellschaft steckt in der Krise, und die Linke ist im Umbruch (Stichworte: Neue Soziale Bewegungen und/oder „Zeit der Privatisierungen“ [Frigga Haug]). Rabulistisch bedingtes politisches Engagement um jeden Preis zu fordern, wiederholt die alten Fehler der 60er Jahre und verkennet, was uns gerade die Literatur der 70er und 80er Jahre gezeigt hat, nämlich die Ansprüche und Bedürfnisse des subjektiven Faktors, die „Macht der Gefühle“ (A. Kluge) und die Lust auf Sinnlichkeit und Spontaneität ernst zu nehmen. Es ist wahr, die Literatur der 70er und 80er Jahre verhält sich politisch weitgehend abstinert, mischt sich selten ein und verlegt sich auf die Erkundung des Subjekts. Aber registriert sie darin nicht das Defizit der (alten) Linken aufmerksam?

Die Linke braucht nicht nur die Theorie und den Begriff, sondern auch die

Sinnlichkeit von Kunst und Literatur, die ihr ihre Unterlassungen vorhält. Daraus kann sie schließlich mehr lernen als aus einer – sowieso im Augenblick nicht gegebenen – Form politischer Kunst, die zwar aktuell auf die drohenden Gefahren hinweist, sich aber als Akkomodation an gerade bestehende Schrecken und Mißstände irgendwann erledigt und fürchterlich langweilig wird. Aus Fehlern lernen wir bekanntlich. Die Literatur der 70er und 80er Jahre hält sie uns vor, deshalb ist sie noch unabgegolten. Gedichte von Delius oder Fried etwa aus den letzten Jahren empfehlen uns, unsere eigene Leidensfähigkeit, unser Mitempfinden, dessen Beschränktheit Günter Anders uns seit Jahrzehnten vorrechnet, zu intensivieren: die Erziehung der Gefühle und zu Gefühlen! Die Literatur klärt uns allererst über unsere Defizite und Unterlassungen auf.

Zu erklären schließlich, warum – bezogen auf unser Beispiel der Literatur der letzten beiden Jahrzehnte – Kunst und Politik so weit auseinanderklaffen, warum es z. B. auch keine gewichtige politische Literatur gegenwärtig hierzulande gibt, ist die Aufgabe des materialistischen Literaturkritikers bzw. -wissenschaftlers. Gefordert ist dazu ein dezidierter „Gegenwartsstandpunkt“ (Habermas), d. h. ein reflektiertes Verhältnis zur aktuellen historischen und gesellschaftlichen Situation sowie zur Historie überhaupt. Vor diesem Hintergrund entwickelt der Kritiker ein ideologiekritisches und funktionsanalytisches Verfahren, das die Literatur ebenso als eine Weise der Ideologie – im Sinne des jungen Marx –, d. h. als Ausdruck der Gesellschaft und zugleich als Protest gegen sie, wie als Institution begreift. Der Kritiker analysiert den Gehalt von Literatur (Ideologiekritik) und beschreibt den gesellschaftlichen Umgang mit Literatur (Funktionsanalyse). Sein Ziel ist es, Walter Benjamins methodisches Programm in die Auslegungs- und Interpretationspraxis umzusetzen: „Es handelt sich nicht darum, die Werke des Schrifttums im Zusammenhang ihrer Zeit darzustellen, sondern in der Zeit, als sie entstanden, die Zeit, die sie erkennt – das ist die unsere – zur Darstellung zu bringen.“

Friedrich Ani

I

Die Fragen eines lesenden Herausgebers werfen einige Antworten eines herausgebenden Lesers auf.

Natürlich würde ich keine Gedichte mehr schreiben, wenn sich eines Tages in meinem Kopf der Gedanke verbarrikadierte, daß mit Gedichten die Welt ein wenig gestreichelt werden könnte. Und daß die WELT dann sanfter würde und weniger Todsünden beginge. Würde ich glauben, ein Gedicht sei – zum Beispiel – ein Gegenentwurf zum atomaren Irrsinn, dann müßte ich ja geisteskrank sein, um dies länger als einen Rausch auszuhalten.

Und dennoch: Was macht die Wucht eines Gedichts aus? Warum schreibe ich, wenn ich die Zeit nützen könnte für politischen Widerstand, für Engage-

ment in der Friedensbewegung? In diesem Moment, als ich die vorangegangenen zwei Sätze geschrieben habe, merke ich, wie wenig das eine mit dem anderen zu tun hat und wie untrennbar beides zusammengehört. Literatur, denk ich mir, ist eine ur-eigenständige Größe, die aus sich selber wächst, wie verpestet die Luft immer sein mag. Nur wachsende Literatur ist lebendige Literatur – Gedichte, die nach dem Wind wachsen oder ihre Farbe einstellen auf die Schattierungen der Atmosphäre, sind keine Gedichte mehr, sondern Wildwuchs, den der Gärtner eine Zeitlang gnädig gewähren läßt. Wenn aber die Literatur aus sich entsteht und ihre Kraft daher bezieht und ihren Atem, dann muß sie Widerstand sein gegen die Ordnung der Herrschenden, dann muß sie – zwangsläufig – als Herausforderung empfunden werden von jenen potemkinschen Köpfen, die den Menschen Scheinwelten vorgaukeln, wo immer sie können.

Weil ich aus den Wurzeln von Literatur meine Existenz ziehe, bleibt mir keine andere Wahl, als die Sprache zu benützen, um Dunkelheiten aufzubrechen und – bisweilen – Licht zu zerstreuen. Dichter kann man nicht zum Schweigen bringen – deswegen auch kann Literatur nicht versagen, weil sie immer mehr ist als Verstummtsein.

II

In diesem Zusammenhang erübrigt sich die Frage, mit welchem Autor (Börne?) man irgendwem (den Arbeitslosen?) etwas sagen oder „kommen“ will. Und es erübrigt sich die Überlegung, ob eine Bundestagswahl etwas mit Kunst, mit Poesie zu tun habe. Und es erübrigt sich die Suggestivbemerkung, daß Literatur angesichts der politischen Realität nicht mehr als Fluchhilfe sein könne. Es gibt dann keinen Kontext, der von außen an die Literatur herangetragen wird. Denn es sind die Dichter, die ihre Welt kreieren, und nicht Systemstrategen irgendwelcher Wirklichkeiten. Dies gilt, meiner Meinung nach, sowohl für demokratische Länder als auch für totalitäre Regimes, die nur Staates Überzeugung akzeptieren. Literatur kann man nicht zum Schweigen bringen, nur die Dichter (siehe Widerspruch zu oben) – indem man sie totschlägt (oder mund-tot macht).

Die Literatur versagt, wenn die Literaten versagen, und ich fürchte, dies passiert alle Jahrzehnte wieder und hat wenig zu tun mit der Konstellation Politik/Kultur, sondern mehr mit mangelndem Vertrauen des Dichters zur Dichtkunst; vielleicht auch fehlt es ihm an der Kunst. Und das mag ein Grund dafür sein, daß es heute öfter gelingt, Kritik an den angeblich desinteressierten und harmlosen Autoren (Autorinnen) zu üben: Weil diese meinen, es sei die Zeit der schnellen Sätze, es sei die Zeit des vagen Übermuts, die Zeit der gängigen Bonmots. Dabei ist es die Zeit der zähen Prozesse, der Depressionen und der Wörterkiller. So könnte ein Gedicht ganz gut einen Zugang schaffen zu aktuellen Problemen, wenn die Dichter mehr hinhörten und – wieder und wieder – aus sich heraushörten. Denn daß man ein gutes Gedicht besser versteht als ein sogenanntes statement, haben die Dichter erfahren, seit ihre Bücher erstmals von Herrschenden verboten wurden (und verbrannt).

III

Am Rand: Oft sind nicht die Autoren schuld (und die Qualität ihrer Arbeiten), wenn eine Literaturzeitschrift im Lauf der Jahre weniger gelesen wird, einen geringeren Stellenwert einnimmt in der öffentlichen Aussprache. Warum, frag ich mich oft, muß eine engagierte Zeitschrift (Zeitung) derart nüchtern und pragmatisch aufgemacht sein? Wie soll das Hirn erwachen, wenn die Augen eingeschlafen sind? Was den *kürbiskern* anbelangt, so muß wahrscheinlich erst geklärt werden, ob es sich hier noch um eine Zeitschrift handelt oder nicht schon um ein Buch. (Als Zeitschrift aber, wie Mitherausgeber Konjetzky feststellt, muß sie sofort wirken und kann nicht liegenbleiben wie ein Buch.) Solche Äußerlichkeiten sind Teil der Rezeption, je schwieriger, komplexer der Inhalt, desto einfacher, klarer sollte vielleicht die äußere Form sein (ich sag extra: vielleicht). Denn nur gut gemeint – so ähnlich hat Benn formuliert – ist das Gegenteil von Kunst.

erzählung

in deinen worten
ist noch immer die andere heimat
das land aus dem der kuchen stammt
über den sie staunten die freundlichen frauen
die dir arbeit gaben wie deinen töchtern
und ein zimmer mit seeblick
wenn die sonne unterging strahlten die scheiben
die andere heimat ist das land das versinkt
mit der sonne und auftaucht mit der sonne
in einem zimmer das nach kuchen riecht
bis sie kauen und staunen die freundlichen frauen
und neugierig sind und gierig von neuem

das ist alles erzählung
es ist wahr und verboten
denn wer sich erinnert wie du
fälscht die wahrheit der lügner
und lügner erkennst du am schweigen

das ist alles geschichte
es ist meine geschichte und doch nicht
ich brenne das ende zu sehen
deine geschichte ist älter
sie glüht nicht sie weint

in deinen worten ist noch immer die andere heimat
der name gestrichen aus karten und reden

nur manchmal melden sich greise zu wort
und fordern die rückkehr und fordern vergeltung
doch wenn du denkst
an den wäscheplatternden hof
wo die mädchen spielten und lernten zu gehorchen
und Sie sagten zur mutter und sonntags
sich schönmachen zum essen und abspülen und spaziergehen
wenn du denkst an die straße
an den stachelbeerstrauch und an die sirenen
dann denkst du in schmerzen und frierst

auf einem bild ist ein graues dorf
wenn du es anschaut erkennst du dich
und siehst dein gesicht

auf einem bild ist eine familie
ohne vater der in der fremde war
als du geburtstag hattest mitten im krieg

eine blutspur von einem türen- und fensterschlagenden haus
in einem wagen nach westen
hin zu den henkern die nicht winseln wollten um vergebung
aber sie richteten nicht mehr sie warteten
eine blutspur lichtjahre ins dunkel durch wälder und keller
es waren andere richter bei denen du vorsprachst
schnellredende männer freundliche frauen
sie wiesen dich ein sie versprochen gerechter zu sein
eine welt mit seeblick
ungebeten bist du gewesen
ungebeten geblieben mit deinen schuhschachteln voller photofetzen
ungebeten geblieben mit deinen augen und deiner schrift
die keiner mehr lernt heute
du hast sie beinah verlernt wie das lachen

in deinem neuen dorf
ist noch immer die andere heimat
und du beschwörst sie servierst sie als köstlichkeit
sie duftet frisch nach fleisch und obst
die andere heimat ist ein gericht
ihr name ist himmelreich
und ihr geheimnis ist dein

(für meine großmutter)

„Schlesisches Himmelreich“: gedörrtes Obst mit frischem oder geräuchertem Schweinefleisch und Kartoffel- oder Hefeklößen.

Michael Höhn

Seit ungefähr 15 Jahren schreibe ich für junge Menschen von sieben bis siebenundneunzig Jahren. Problembücher könnte einer dazu sagen, Kampfschriften möchte ich sie selber nennen.

Das schwierige Leben ausländischer Kinder und ihrer Familien unter uns hat mich schon als Gemeindepfarrer im Ruhrgebiet nicht mehr losgelassen. Ich mußte von ihnen schreiben. Damit andere Kinder und ihre Eltern von ihnen erfuhren und von ihrem Schicksal angerührt wurden.

Die Personen in meinen Jugendbüchern kannte ich alle. Sicherlich – manchmal hatte ich sie unter anderem Namen und in anderen Kleidern vorgestellt. Aber es gab sie. Ich lebte mit ihnen. Ich habe von ihnen gelernt und mit ihnen gelitten. Wir haben zusammen gelacht und die Fäuste geballt und Aktionen gemacht für bessere Spielplätze und mehr Verständnis untereinander – gegen die ankriechende Ausländerfeindlichkeit.

Und dann habe ich ihr Leben – ein Stückchen weit wenigstens – aufgeschrieben. Mit heißer Feder und flammender Wut sehr oft. Die Bücher sind in Buchläden zu kaufen. Ich fasse sie gern an, es sind Teile von mir und meinem Leben.

Was aber haben sie bewirkt? Haben sie nur mich glücklich gemacht und meine Lust auf Gedrucktes befriedigt?

Haben sie auch nur einen Hund hinter dem Ofen hervorgelockt, damit er ob meiner kritischen Sätze einmal mit dem Schwanz wedele?

Ich denke, sie haben eine Menge ausgelöst. Und das will ich gern näher beschreiben.

Zum einen habe ich aus dem prallen Leben heraus geschrieben zusammen mit jungen und alten Menschen, die Lebens- und Schreibprozeß mit mir teilen. Da ist eine Menge an Solidarität in Gang gekommen.

Zum anderen habe ich gelesen aus meinen Büchern. In Grundschulen, Hauptschulen, Realschulen, Gymnasien und Gesamtschulen, evangelischen, katholischen, kommunalen Jugendheimen, in städtischen und ländlichen Büchereien, auf öffentlichen Plätzen bei Mahnwachen und bei Dutzenden Veranstaltungen der Friedensinitiativen. Zahllose junge Leute haben mir zugehört, mit mir gesprochen, haben gemeinsam mit mir Pläne geschmiedet, wie dem wachsenden Fremdenhaß beizukommen ist.

Zum dritten habe ich eine Menge Briefe bekommen von Leuten, die meine Bücher gelesen hatten und sich so damit auseinandersetzten.

Nützt solche Literatur oder ist sie Hilfe zur Flucht?

Wohin sollen die jungen Leser fliehen, wenn sie mit der Realität konfrontiert und ihnen gleichzeitig Lösungen angeboten werden, wie man diese ungerechten Zustände zupackend verändern kann?

Ich habe versucht, sie aufmerksam und hellhörig zu machen, wenn es um das Leben anderer geht. Und ich habe ihnen – und mir selber – Mut gemacht, zu widerstehen und NEIN zu sagen, wenn es dies zu sagen galt.

Sicherlich – manchmal habe ich mich schon gefragt, ob das Schreiben etwas bewegt.

Und ich bin zu dem Schluß gekommen, daß das Absondern von schönklin-
genden Wortgebilden vom geschützten Schreibtisch aus mich bloß selber be-
friedigt hätte und vielleicht irgendwann mitten in einer leidvollen midlife-crisis – zur Resignation getrieben hätte.

Die Menschen, mit denen ich gerne lebe und für die ich brennend gern
schreibe im rauhen Wind gesellschaftlicher Auseinandersetzungen, haben
mich davor bewahrt.

Wohl sehe ich den Zeiger der Weltuntergangsuhr weiter vorrücken auf zwölf.
Auch meine beiden Töchter und meine Frau nehme ich dann und wann be-
sonders liebevoll in den Arm und drücke sie zärtlich. Weiß ich doch nicht,
wie lange ich das tun kann.

Und dann erinnere ich mich an die letzten Worte unter dem letzten Zeitungs-
artikel, den der Kommunist Karl Liebknecht so knapp vor seinem Tod ge-
schrieben hat: Trotz alledem!

Dazu fällt mir mein „Kirchenfürst“ Doctor Martinus Luther ein, dem das be-
kannte Wort in den Mund gelegt wurde:

Und wenn morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch mein Apfel-
bäumchen pflanzen!

Ja, denke ich dann: du willst doch noch einige literarische Apfelbäumchen
pflanzen und ihre Früchte einbringen mit anderen. Trotz alledem!

Werner Dürsson

1. Wenn es wahr ist, daß nach dem GAU vom vorigen Jahr die Literatur
„ratlos“ sei, frage ich mich, warum wir nicht auch literarisch diesem und
dem künftigen Bundeskanzler vertrauen sollten, der, wie er selbst sagt, als
Gymnasiast schon „in Hölderlin gut“ war?
2. Wenn Literatur sich selbst rechtfertigt, „einfach dadurch, daß sie ge-
schrieben wurde und wird“, dann ist eine Zeitschrift, die solche Literatur
druckt, nicht nur notwendig, sondern begründet und bestätigt genug,
auch wenn die Gestaltung immer noch lese- und leserfreundlicher sein
könnte (typographisch zum Beispiel).
3. Ergo: „Ein abgedrucktes Gedicht auf dem Hintergrund einer globalen Be-
drohung“ ist (mit Sicherheit) ein abgedrucktes Gedicht auf dem Hinter-
grund einer globalen Bedrohung.
Anders als an die globale Bedrohung kann man sich an ein abgedrucktes
Gedicht im *kürbiskern* halten (falls es ein gutes Gedicht ist).
4. Zusatz: Es ist schwierig, sich selbst den Stuhl unterm Hintern wegzuzie-
hen. Das müssen schon andere tun.

Ganz ohne Widerstand geht das nicht ab.

Norbert Kron Die Fraglichkeit des Weiß

Dem jungen, unbekannten Autor geht nur eins durch den Kopf, als er eines
frühen Abends die Arbeit, von der er lebt, verläßt und sich aufmacht, um
noch einige dringende Einkäufe zu erledigen: er wird heute abend noch
schreiben können. Er betritt das strudelnde Großkaufhaus, arbeitet sich vor-
wärts zwischen duftenden Parfüms und modischen Stoffen, kauft dies, was er
benötigt, und das, was ihm in die Hände fällt, nimmt schließlich noch eine
Kleinigkeit zu sich, sein Abendessen, vor ihm gleiten tausend Bilder über die
TV-Wand, über ihm spielt leise untermalende Musik, er macht sich eilig auf
den Heimweg, bunt bedruckte Einkaufstüten schleppend, gelangt aufatmend
nach Hause, wirft alles von sich, kommt endlich an seinem Schreibtisch zu
sitzen, kann endlich schreiben – doch vor dem weißen, stillen Papier hält er
inne. Was für einen Sinn hätte es noch zu schreiben? Was hätte Literatur in-
mitten des multimedialen Gewitters noch zu vermelden? Ja, sollte man nicht
überhaupt Abstand nehmen, den eigensüchtigen miteinander rechtenden
Stimmen noch eine weitere hinzuzufügen?

Natürlich hätte, wer die Frage nach dem Nutzen der Literatur stellte, bereits
das Problem verfehlt; denn dann wäre Kunst nach objektiven, nachprüfbaren
Kriterien zu bewerten, so als ob man einen Strich unter ihr ziehen könnte, um
auszurechnen, wie gut, wie erfolgreich sie sei. Kunst aber hat es auf nichts
abgesehen, sie kennzeichnet Zweckfreiheit, oder wie Kant es ja schon formu-
lierte: „interesseloses Wohlgefallen“. Und doch – wenn man von Literatur
eben darum auch nicht die Abschaffung der Arbeitslosigkeit oder die Beseiti-
gung der nuklearen Bedrohung verlangen kann – hatte sie Sinn. Mochte der
nun darin bestehen, Sinn zu stiften oder aber die Abwesenheit von Sinnen
aufzuzeigen, stets diente sie dem Menschen im Umgang mit seiner Wirklich-
keit, ja im genaueren war sie es erst, die seine Wirklichkeit hervorbrachte.
Wirklichkeit ist für den Menschen ja nur das Bild, das er sich im Bewußtsein
von ihr macht. Wenn Kunst oder Literatur also Wirklichkeit gestaltete, so
stets das, was der Künstler von ihr ausdrücken konnte. Kunst war somit Er-
kenntnismedium (von ganz anderer Art jedoch als die Philosophie), sie arbei-
tete sich stets weiter in die Wirklichkeit hinein, ins Bewußtsein des Men-
schen, rang um immer neue Ausdrucksformen, schaffte sich (in der Literatur)
immer mehr sprachlichen Verfügungsraum, wobei entscheidend war, daß das
Neu-Entdeckte in eine eigene Form übergeführt wurde. Es ging ja nicht um
irgendeine subjektive Ansicht, das Vermögen des Autors war es vielmehr,
über sich hinaus ins Allgemein-Bedeutsame zu gelangen. Damit bildete
Kunst eine zweite, eigenständige Wirklichkeit, eine Gegen-Welt, die der ei-
gentlichen gegenübergestellt wurde, sei's als spöttischer Zerrspiegel, minutiö-
ses Abbild oder idealisierte Traumvision. Diese Realität unterlag ihrer eige-
nen Gesetzlichkeit, sie hatte keine Zwecke außer sich zu erfüllen, war „inter-
esselos“ – aber sie hatte Sinn, indem sie dem Menschen im Umgang mit sei-
ner Wirklichkeit zur Seite stand.

Wenn Kunst sui generis also auch keine politischen Zwecke verfolgen konn-

te, so liegt doch auf der Hand, wie immens politisch sie ihrem Wesen nach war. Sie stand als eigene Wirklichkeit in dieser Wirklichkeit, hielt ihr stand, wollte diese an sich messen; sie war ihr entsprungen, und zwar im doppelten Sinn: ging aus ihr (und dem Bewußtsein von ihr) hervor und war ihr gleichzeitig entgangen. „Politische Literatur“, Literatur also, die sich mit gesellschaftlichen Fragen befaßte und sich thematisch in den Rahmen staatlicher Verhältnisse stellte, erlangte demgemäß ihre politische Bedeutung nicht aus ihren Inhalten, sondern aus ihrer Form, und wenn sich eine Entpolitisierung in den literarischen Sujets breit machte, ging damit keineswegs der Verlust ihrer gesellschaftlichen Relevanz einher. Im Gegenteil: Befreit aus ideologischen Pflichten, die sie zu erfüllen hatte, um damit ihrer Rolle bei einer staatlichen Umwälzung gerecht zu werden, konnte sie nur an Freiräumen für ihre Gestaltung gewinnen. Heute, Mitte der achtziger Jahre, sind jedoch sogar die traditionellsten Selbstbestimmungen fraglich geworden. Angesichts einer total bebilderten und ästhetisierten Wirklichkeit, im Multimedienrummel, zwischen Musikkulisse und Videoaltären, ist die Relevanz der Literatur zweifelhaft: Wird sie überhaupt noch wahrgenommen? Könnte sie einer Wirklichkeit aus zweiter Hand noch ihre zweite Wirklichkeit entgegensetzen? Wird sie nicht mithineingerissen in den Strudel der Imaginationen?

Dem jungen, unbekannten Autor geht an seinem Schreibtisch all dies durch den Kopf vor der Fraglichkeit des Weiß. Und er? – Er, vor all diesen Fragen, greift zu seinem Kugelschreiber und beginnt zu schreiben.

Jens Hagen

Ja, es steht heute so viel und so Grundsätzliches zur Debatte, daß demgegenüber Literatur (und die Kunst insgesamt), vielleicht noch mehr als zuvor, eine große Bedeutung hat. Nur – und das ist ja das Blöde – viele wissen's nicht, vielleicht fühlen sie es, aber sie wissen es nicht. Also muß man nachhelfen. Auch mit Literaturzeitschriften. Vielleicht mit welchen, die anders gemacht werden als bisher, vielleicht mit welchen, für die endlich mal wieder die Trommel gerührt wird, nicht die vom Schlagzeug-Computer, sondern die von ... – vielleicht müssen wir das Schlagzeug noch finden ... Man sollte es versuchen. So oder so. Was denn sonst?

Lange Bilder

für Pentti Saarikoski

da war
die bunte Strickmütze
dünn der Mann darunter
im Sommer
im Autobus
nach Struga
der dünne Mann der
Menschen wiedererkannte
die er noch nie zuvor
getroffen hatte fremde Freunde
im Autobus
nach Struga
Macedonien
der sprach von langen Bildern auf den Schären
Bildern jener die
bei Sonnenuntergang vom Meer herkamen
und ihre Schatten in die Steine malten
im Autobus
nach Struga
Macedonien
der brachte den Ulysses und die Odyssee
in seine Sprache dünner Mann der
wenig aß und überm schwarzen Drim
Gedichte sprach die helle Schatten warfen
auf den stets widersprüchlichen Verlauf
der das Vorhandensein von Existenz beweist
und in der Regel tödlich endet
was ein uralter Witz ist doch
da waren Fernsehkameras und Tausende die
lauschten an der Brücke überm Fluß
da waren Verse war ein Mikrophon
da war die Sonne unterm Horizont
und eine Stimme die
da war

(Ich traf Pentti Saarikoski im August 1982 in Struga. Während der wenigen Tage des internationalen Lyrik-Festivals haben wir ziemlich viel miteinander gesprochen. Als ich – erst vor kurzem – erfuhr, daß Pentti 1983 gestorben ist, kam mir zu Bewußtsein, daß ich eigentlich gerne noch öfter mit ihm gesprochen hätte. Febr. 85, J. H.)

Blues frühmorgens ungezuckert

Komm, Bruder Jack. Die Zeit
rollt weiter. Noch.
Und Grabesruhe ist
zwar auch ein Zustand von Bewegung,
doch kein erfreulicher.
Nimm einen Schluck aus Dexters Horn,
pack deine Buddel in das Handschuhfach,
und los geht's, los, steh auf.
Es gibt so viele Straßen, noch,
von Leningrad bis Denver, he,
von Köln bis Finistère.
Jaja, ich weiß, zwei Rastlandslose,
die von unmöglichen Idyllen träumen,
sind eine etwas lächerliche Crew.
Doch keine Sorge, Freund, es sind
schon ein paar mehr noch unterwegs,
ne ganze Menge, denn
mit schwerem Wasser und
Atomsprenstoff im Bauch
und diesen Selbstmordkandidaten
in Aufsichtsräten und Regierungsbunkern
made in Western World
darf unsere Erde nicht alleingelassen sein.
(Und nach den letzten Nachrichten
die gottverdammte Nationalhymne,
und viele haben schon bei der Geburt
die Zukunft hinter sich,
und manche sind mit zwanzig
schon vergreist, und selbst
für das Betreten öffentlicher Klos
brauchst du demnächst den Personalausweis,
maschinenlesbar, datenbankgespeist
und Datenbanken speisend.)
Nimm deine Augen mit, es muß
zur Sprache kommen. Alles.
In Sätzen, Bildern, Riffs,
spitzzüngigen Gebärden,
Stakkato-Rhythmen, rastlos
endlosen Balladen und –
Was sagst du, Alter?
– Doch, Spinners Nachtgesang
ist auch ne Art von Fortbewegung,

Musik für die,
die ihre Fähigkeit zu staunen
von Schmalz noch nicht verschmieren,
von Angst noch nicht zerfleddern ließen,
Musik für die Brigaden
der Träumer, Troztdemsager,
der unaufhörlich Ackernden,
die Heerschar derer, die
noch selber denken.
Komm, Mensch. Die Zeit
rollt weiter.

Jürgen-Peter Stössel

„Die Künste sind ein unentbehrliches, unersetzbares geistiges Mittel der Gesellschaft, dieses Bild des sozialistischen Menschen zu entwerfen und es als erstrebenswert auf die Menschen wirken zu lassen. „Das beschloß der Staatsrat der Deutschen Demokratischen Republik am 30. 11. 1967. Solches fast 20 Jahre später lesend, im „Philosophischen Wörterbuch“ (VEB Verlag Enzyklopädie Leipzig), fällt mir als erstes ein: Das waren noch Zeiten!
In der Tat klingt dieses Bekenntnis mit seiner ungebrochenen Zukunftsge-
wißheit, die auf dem Glauben an die humanen Gattungspotenzen und die
Möglichkeit ihrer bewußten Entfaltung beruht, heute geradezu märchenhaft,
und das Land, in dem es von höchster Stelle formuliert, damit aber zugleich
seinen Bürgern als Forderung aufgetragen wurde, scheint mir, noch dazu am
Tag vor der Bundestagswahl, ferner denn je. Ich habe mich auch nur deswe-
gen dorthin verirrt, weil ich selbst nicht weiter wußte, als ich über die Fragen
gestolpert bin, die der alliterierende Herausgeber des *kürbiskern* im Heft 1/87
aufgeworfen oder besser: gestellt hat. Denn ich verstehe sie als Fallen, ge-
dankliche Fangeisen, die zuschnappen sollen, wenn einer arglos, nämlich
noch immer begierig auf Lesefutter, durch jenen Teil des sprichwörtlichen
Blätterwaldes streift, der einen überaus poetischen Namen trägt und trotz-
dem die Literatur in eine Reihe stellt mit Kritik und Klassenkampf – obwohl
doch schon vor bald zwei Jahrzehnten der intellektuelle Windhund H. M.
Enzensberger (im Kursbuch 15) erklärt hat: „Für literarische Kunstwerke
läßt sich eine wesentliche gesellschaftliche Funktion in unserer Lage nicht
angeben . . . Wer Literatur als Kunst macht, ist damit nicht widerlegt, er kann
aber auch nicht mehr gerechtfertigt werden.“ Dieses Verdikt habe ich damals
zur Kenntnis genommen, ohne mich sonderlich betroffen zu fühlen. Ich be-

fand mich nicht in der Lage die nun „unsere“ sein sollte, daß ich mich mit der Harmlosigkeit des Schreibens hätte abfinden müssen. Wohl begünstigt dadurch, daß meine Gedichte und Erzählungen nie einen nennenswerten Preis auf dem Markt erzielt hatten, war ich nicht der Illusion verfallen, sie könnten nützlich im Sinne eines politischen Gebrauchswertes sein. Nach meiner ersten Veröffentlichung im *kürbiskern* (Heft 2/69) und den sich daraus ergebenden Kontakten zu studentenbewegten Kollegen versuchte ich zwar eine Weile ebenfalls, mit literarischen Produkten – oder dem, was seinerzeit dafür gehalten wurde – unmittelbar in den Kampf um Fortschritt und menschliche Würde des Volkes einzugreifen. Doch das blieb eine vergleichsweise kurze Episode im Umkreis der „Wortgruppe München“. Deren Bedeutung sehe ich rückblickend weniger in den Worten, die ihre Mitglieder hervorgebracht haben, als vielmehr in den gemeinsamen Taten, die als Teil einer politischen Bewegung zweifellos dem Ideal der Aufklärung verpflichtet waren und auf diese Weise vielleicht doch zur Selbstkenntnis des Menschen beigetragen oder, wie es Kant definierte, den Mut, sich seines eigenen Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen, gefördert haben.

Wenngleich ich seit jener Aufbruchphase überzeugt bin, daß künstlerische Aktivität in jeder Form aus diesem Prozeß nicht wegzudenken ist, sofern sie Partei nimmt für eine gesellschaftliche Entwicklung, die zumindest das Weiterbestehen des Lebens auf der Erde ermöglicht, kann ich doch erst jetzt die real existierende Ohnmacht solcher Hoffnungen anerkennen, ohne zu zweifeln. Je mehr die immer schon vorhandene Gefährdung meines individuellen Seins im Bewußtsein der globalen Bedrohung aufgehoben wurde, desto zuversichtlicher konnte ich darauf vertrauen, daß ich nichts zu verlieren habe als die Hoffnung. Solange ich mir noch einen Funken davon erhalten kann, bin ich am Leben, und solange hoffe ich auch, daß dieser Funke nicht im atomaren Weltbrand endgültig ausgelöscht wird. Vor diesem Hintergrund bedeutet zum Beispiel ein abgedrucktes Gedicht im *kürbiskern* soviel oder so wenig, wie ein Gedicht zu allen Zeiten bedeuten konnte, egal, was der Verfasser mit seiner Publikation bezweckte und die Leser damit anfangen konnten oder wollten. Als Enzensberger in seinem „Kursbuch“-Aufsatz von 1968 den Schriftstellern die politische Alphabetisierung als bescheidene, aber immerhin nicht ganz nutzlose Tätigkeit empfahl, hielt ich mich, was ich allerdings damals nicht offen einzugestehen wagte, lieber an die einige Seiten vorher abgedruckten Zeilen von Ingeborg Bachmann: „Grenzt hier ein Wort an mich, so laß ich's grenzen. / Liegt Böhmen noch am Meer, glaub ich den Meeren wieder. / Und glaub ich noch ans Meer, so hoffe ich auf Land...“ Poesie kann Politik nicht ersetzen. Indes wird sie durch diese auch nicht überflüssig, es sei denn, alles, was Menschen zu denken, zu fühlen und zu tun vermögen, erübrigt sich, weil es keine Menschen mehr gibt. Damit es nicht dazu kommt, bedarf es aller Arten bewußter Lebenstätigkeit, zu der allein der Mensch fähig ist. Kunst wäre nur dann ein Beitrag zur „Fluchthilfe“, wie Klaus Kroker befürchtet, wenn sie sich dazu mißbrauchen ließe, das gesellschaftliche Bewußtsein dergestalt zu betäuben, daß wir untätig den Vorbereitungen unserer Vernichtung zusehen. Das wäre allerdings nicht bloß der oft beschworene metaphorische „Tod der Literatur“, sondern das Ende des Lebens überhaupt.

Stehen ihr dagegen weiterhin Kritik und Klassenkampf bei, dürfen wir hoffen, daß auch die Literaturzeitschrift, die solche Fragen und Antworten provoziert hat, weiterleben kann.

Herdfeuer

1
Einheizen die helle
Freude spürbar
wie Haut an Haut

Mit eigenen Händen
trag ich den Sommerduft
einer Lichtung ins Haus

2
Pausbackige Bratäpfel Bevor sie
reif sind zum Genuß
wird Großmutter's Haut wieder jung

Zahnloses Lachen
Dem sabbernden Fleisch
gehn überlebende Fliegen
auf den Leim

3
Kindskopf der glaubt
an den Schneekönig
den seine Kinder
nur noch vom Hörensagen kennen

Holzweg

Mit welcher Engelsgeduld
die alte Bäuerin
jedes Jahr wieder
den Scheiterhaufen vor dem Haus
in eine Festung verwandelt

als könnte der Winter ewig
dauern und doch
wäre warm zu halten
das Blut

Nima Mina Reza Machsadi – Hymnen des Widerstands

Reza Machsadi, ein für sein antidiktatorisches Engagement im Iran bekannter Dichter, ist zur Zeit in der Bundesrepublik Deutschland. Am 6. Januar 1986 traf er nach seiner Flucht aus dem Iran über die Türkei in Westberlin ein. Mit Hunderten anderer Asylbewerber mußte er vier Wochen auf seine „Verteilung“ warten und landete schließlich über Karlsruhe und Rottweil in Heidelberg.

Der Name des Dichters Machsadi tauchte zum ersten Mal in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre auf. Reza Machsadi veröffentlichte seine Gedichte in den damals bekannten Literaturzeitschriften des Iran. Anfang der siebziger Jahre gab er zusammen mit Khosrow Golesorchi die Literaturzeitschrift „Sahar“ heraus. Jetzt begann sich auch die Geheimpolizei SAVAK für ihn zu interessieren. Reza wurde zweimal verhaftet und zur Einschüchterung mit brutalen Methoden verhört, 1973 wurde sein Freund Khosrow Golesorchi in Teheran verhaftet und vor Gericht gestellt. Vor dem Militärtribunal sollte Golesorchi – durch Folter gebrochen – sich selbst bezichtigen und jede Art von oppositionellem Denken und Handeln gegen das Schah-Regime verurteilen. Ein öffentlicher Widerruf und ein Gnadengesuch sollten die im Untergrund wirkenden intellektuellen Zirkel demoralisieren. Dazu wurde die Verhandlung gegen Golesorchi und seine Freunde vom staatlichen Fernsehen ausgestrahlt.

Die Rechnung der Geheimpolizei SAVAK ging aber nicht auf. Golesorchi, gezeichnet von den barbarischen Folterungen, kehrte die Verhandlung in ein Tribunal gegen das Schah-Regime um. Er wurde anschließend zusammen mit dem Regisseur Keramat Daneschian hingerichtet. Dadurch, daß die Verhandlung im Fernsehen übertragen wurde, wurde aus dem geplanten Propagandaakt des Schah-Regimes eine Gegenpropaganda im Sinne der Widerstandsbewegung. Golesorchi setzte ein Beispiel der Tapferkeit und ging aufrecht in den Tod. Dieser aufrechte Gang war es, der ihn nach wenigen Jahren zum Nationalhelden Irans im Kampf gegen die Diktatur des Schah-Regimes machte.

Nach dem spektakulären Prozeß wurde Reza Machsadi, der untergetaucht war, erneut verhaftet und sechs Monate lang von der politischen Polizei verhört, bevor er der Justiz übergeben wurde. Man versuchte vergeblich, ihn durch Folter zu brechen und zum Widerruf zu zwingen. Noch heute leidet er an den Folgen der Elektroschocks und der Schläge.

Während des Aufschwungs der antimonarchistischen Bewegung in den Jahren 1977 und 1978 wurden Persönlichkeiten wie Reza Machsadi wider Erwarten aus der Haft entlassen. Das Schah-Regime wollte damit ein Zeichen der Öffnung setzen. Reza Machsadi gründete noch 1978 den Verlag „Die Arbeit“ und begann, verbotene Bücher ohne Erlaubnis der Zensurbehörde zu drucken und auf den Markt zu bringen. Die Auflage dieser Bücher betrug durchschnittlich 50000. Der Verlag publizierte bis zum Sturz der Schah-Diktatur zunächst nur Bücher und Arbeiten von Widerstandsorganisationen, die im

Untergrund arbeiteten. Nach dem Februar 1979 (Sturz des Schah-Regimes) wurde er zur Anlaufstelle für Autoren und Publizisten, die an der Revolution beteiligt gewesen waren, aber nichts mit den religiösen Fundamentalisten und reaktionären Kräften um Khomeini gemein hatten. Im Verlag „Die Arbeit“ kamen allein 50 Titel (Literaturwissenschaft, Dichtung, Theaterkritik, Filmgeschichte etc.) heraus.

Reza Machsadi veröffentlichte auch weiterhin eigene Gedichte und Beiträge in verschiedenen Tageszeitungen und Zeitschriften.

Im Zuge der Verschärfung der innenpolitischen Verfolgung wurde 1982 der Verlag „Die Arbeit“ von Hezbollah-Schlägertruppen überfallen und geplündert. Die Lagerhallen wurden ausgeräumt, und auf der Enghelab-Straße fand eine große Bücherverbrennung statt. Diese Bücherverbrennung leitete in Rezas Leben eine neue Phase ein: Von 1982 bis 1985 lebte er bei Freunden und Verwandten versteckt und war faktisch in der Illegalität. Insbesondere nach dem Verbot des Verbands Iranischer Schriftsteller (1982) und des Rats der Iranischen Schriftsteller und Künstler (1983) und der Verhaftung ihrer Mitglieder war Reza akut gefährdet. Sein Freund Said Soltanpour war bereits 1981 verhaftet und wenige Tage später ohne Gerichtsverfahren hingerichtet worden. Auch Said Soltanpour war ein bekannter Widerstandskämpfer aus der Schah-Zeit, ein bekannter Theaterregisseur (Brecht-Aufführungen) und Dichter.

Ende 1985 verließ Reza auf illegalem Weg den Iran und wurde in der Bürgerrechtsbewegung aktiv.

Reza Machsadi ist einer der bekanntesten Vertreter der iranischen Literatur des „Widerstandes und des Kampfes“ in den Jahren 1970 bis 1979. Seine Gedichte werden heute von Widerstandsorganisationen, die unter den unvorstellbar schwierigen Bedingungen des polizeistaatlichen Terrors im heutigen Iran wirken, über illegale Zeitungen verbreitet. Sie sind vielfach zu Hymnen des Widerstands geworden.

Reza Machsadi Für Said Soltanpour

Er war nicht der letzte
leuchtende Stern der Menschheit,
der aus dem Universum der Liebe
hinüberstrahlt
in die blutige Nacht
der Menschengeschichte.

Aus jedem hellen Punkt
über dem Horizont,
aus jedem Tropfen Blut,
leuchtet eine ferne
neue Sonne.

Die Sonne lieh ihm
ihren Namen,
ihre Leuchtkraft
und ihre Kunst, aus
Licht Schönheit
zu schaffen.

Er bleibt unser
Leitstern, auch in der
dunkelsten Stunde. Und wenn
unsere Häuser in Trümmern liegen,
bleibt uns
sein Beispiel
wie ein Regenbogen,
der von künftigem Frieden
kündet.

(übersetzt von Nima Mina und Peter Schütt)

Said Solianpour war ein bedeutender Dichter und Theaterregisseur, der 1981 unter Khomeini erschossen wurde.

Artur Troppmann Aufgeklappt

Hinter der Puderdose
mit der aufgeklappten
Sonne des Südens
redet deine Zunge
meeraufwärts
über das Kap
der Guten Hoffnung
wo Haie ihre Sägemuster
beißen in die schwarze Haut
weißer Menschen
und blutige Zähne
brechen den Gedanken auf
daß du nackt
mit den Geschundenen
quer über den Globus liegt
zuckend
unter den brennenden Hieben
der Nilpferdpeitschen.

Anmerkungen

- Abate Carmine*, geb. 1954 in Carfizzi (Italien). Lehrer; unterrichtete mehrere Jahre italienische Emigranten (Hamburg, Lübeck, Bremen), lebt und arbeitet jetzt in der Nähe von Trient. Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften, u. a.: mit Meike Behrmann „Die Germanesi, Geschichte und Leben einer süditalienischen Dorfgemeinschaft und ihrer Emigranten“ (Campus Verlag, Frankfurt, 1984).
- Ani Friedrich*, geb. 1959, lebt in München als freier Journalist und Autor. Veröffentlichungen von Gedichten und Erzählungen in Zeitschriften und Anthologien.
- Braune Rudolf*, geb. 1907 in Dresden, 1932 im Rhein ertrunken. Als Gymnasiast Mitherausgeber der Schülerzeitung „Der Mob“ (1925). Später in Düsseldorf in einer Buchhandlung, dann als Redakteur der KPD-Zeitung „Freiheit“, wo sein erster Roman „Der Kampf auf der Kille“ 1928 erschien. Er ist ebenso wie sein zweiter Roman „Das Mädchen an der Orga Privat“ und sein letztes Buch „Junge Leute in der Stadt“ im Damnitz Verlag erhältlich.
- Chotjewitz David*, s. *kürbiskern* 4/85.
- Dürr Hans-Peter*. Der Vortrag wurde gehalten auf einer Veranstaltung der unabhängigen Bürgerinitiative „Volksbegehren gegen die WAA Wackersdorf“ am 7. 12. 1986 in den Münchner Kammerspielen. Mit freundlicher Genehmigung des Redners drucken wir den Text ab. Hans-Peter Dürr ist Leiter des Max-Planck-Instituts für Physik und Astrophysik (Werner-Heisenberg-Institut für Physik).
- Dürson Werner*. Bei uns erschien in der Reihe *Zeit-Gedichte* „Feierabend“. Letzte Buchveröffentlichung „Blochaden“ (Eremiten Presse, Düsseldorf, 1986).
- Gansner Hans-Peter*, lebt in Veigy-Foncenex (Frankreich).
- Gerbig Horst*, geb. 1958 in Habitzheim (heute Otzberg/Darmstadt), lebt seit 1978 in Tübingen. Studiert u. a. Germanistik (bisher vor allem Sprachgeschichte). Veröffentlichungen in diversen Amateurmagazinen.
- Gröhler Harald*, geb. 1938 in Herischdorf (Schlesien). Studium in Köln, dort seit 1960 als Autor für Presse und Funk und als Schriftsteller tätig, u. a. Beispielsweise Köln. Ein Lesebuch (als Mitherausgeber, 1980); Geschichten mit Kindern und ohne (1981).
- Grolle Daniel*, geb. 1963, lebt in Hamburg. Veröffentlichungen in Anthologien bei Rowohlt Panter, Weismann Verlag und A + K.
- Hagen Jens*, geb. 1944, aufgewachsen in Dinslaken, Studium und Arbeit als freiberuflicher Schriftsteller in Köln. Begann mit 16 Jahren zu schreiben, u. a. Kriminalreporter; in Zeitschriften, Funk und Fernsehen zahlreiche Berichte, Features, Porträts, Kommentare, Kritiken; in den letzten Jahren vor allem Szenen, Satiren, Geschichten, Gedichte. Schreibt Hörspiele und Bücher. Bei Damnitz Verlag: *Zeit-Gedichte* (1984) und „Der Tag, an dem Oma wegen Beleidigung der Nationalmannschaft verhaftet wurde. City-Stories und Unterwegsgeschichten“ (1985). 1980 Förderpreis für Literatur der Stadt Köln.
- Hodjak Franz*, s. *kürbiskern* 3/83 und 4/84.
- Höhn Michael*, geb. 1944 in Gießen, lebt in Börnhausen und arbeitet als Pfarrer an der Berufsbildenden Schule in Gummersbach. Mitherausgeber der ökumenischen Monatsschrift „Neue Stimme“. Autor von Kinder- und Jugendbüchern, u. a. „Edips kurzer Sommer“ (1981) und „Das Geheimnis der Sarah Abt“ (1985), beide im Weltkreis-Verlag.
- Jung Werner*, geb. 1955, lebt in Duisburg. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Germanistischen Institut der RWTH Aachen. Veröffentlichungen u. a. „Wandlung einer ästhetischen Theorie – Georg Lukács' Werke 1907–1923“, Köln, 1981. Aufsätze und Rezensionen. Siehe auch *kürbiskern* 2/86 und 4/86.
- Kron Norbert*, geb. 1965 in München, studiert Literaturwissenschaft und Philosophie. Er ist Lektor von „KONZEPTE – Zeitschrift für eine junge Literatur“. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien.
- Müller sen. André*, geb. 1925, lebt in Köln. Schriftsteller.
- Naumann Jürgen*, geb. 1947, lebt in Erlangen. Seit 1976 Lehrer in Nürnberg. Veröffentlichungen in Anthologien, Zeitschriften, Rundfunk. Einzelveröffentlichungen: Physiognomien (Regensburg, 1976); Der Schulterklopfer (Nürnberg, 1976); Kreislauf und Ausbruch (Stuttgart, 1984). Förderpreis für Literatur der Stadt Erlangen 1976.
- Rupprecht Imme*, s. *kürbiskern* 2/86.
- Siebelist Regine*, s. *kürbiskern* 1/85.

Siepmann André, geb. 1961, lebt in Essen; studierte in Bochum. Lyrik-Veröffentlichungen u. a. in „neues rheinland“ (1/86) und „L'80“ (Juni 86).

Schultz-Medow Evelyn, 38 Jahre („glücklich geschieden und Mutter einer 9jährigen Tochter“), lebt in Hamburg als freie Autorin und Schriftstellerin. Ausbildung als Volks- und Realschullehrerin über den zweiten Bildungsweg; arbeitet an einer Dissertation zum Thema „Weibliche Sexualität“. Veröffentlichte Reportagen, Kurzgeschichten und Gedichte.

Stössel Jürgen, Jürgen-Peter, s. *kürbiskern* 3/86.

Troppmann Artur, s. *Kleine Arbeiterbibliothek* Band 24 „Die Leute aus dem 30er Haus“ und Band 74 „Die Bräuhansl-Gäste“. „Der Xaver“ (Weltkreis-Verlag).

Wieninger Manfred, geb. 1963, lebt in St. Pölten (Österreich); derzeit Medizinstudent. Lyrik und Prosa in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften. Lyrikpreis der Zeitschrift „Limes“ 1986.

Umschlaggestaltung: *Steffen Schauburger* unter Verwendung einer Zeichnung von *Franz Kochseder*

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann.

Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 146/Rgb., 8000 München 40. Verantwortlich für Anzeigen: Gertrud Dietz, Anschrift wie Verlag.

Verlag: Damnitz im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, Postfach 920, 4040 Neuss.

Gesamtherstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember).

Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-.

Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr.

Postscheckkonto: PSchA Essen, Kto.-Nr. 3736 69-431 (BLZ 360 100 43).

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt beim Verlag.

ISSN 0023-5016.

Sowjetliteratur bei Volk und Welt Aus unserem Angebot '87

**Ales Adamowitsch
Daniil Granin
Das Blockadebuch
Erster Teil**

352 Seiten · Mit Fotos
Leinen · Etwa 11,80 DM + MwSt.
ISBN 3-353-00139-5

**Dükenbai Dosshanow
Die Seidenstraße**

Historischer Roman
432 Seiten · Leinen
Etwa 12,80 DM + MwSt.
ISBN 3-353-00150-6

**Grigori Kanowitsch
Sklaven winkt kein Paradies**

Historischer Roman
360 Seiten · Leinen
Etwa 11,80 DM + MwSt.
ISBN 3-353-00142-5

**Abisch Kekilbajew
Märzschnee**

Erzählungen
436 Seiten · Leinen
Etwa 12,40 DM + MwSt.
ISBN 3-353-00144-1

**Wladimir Tendrjakow
Der feste Knoten /
Das Ableben**

Romane
600 Seiten · Leinen
Etwa 18,50 DM + MwSt.
ISBN 3-353-00010-0

**Jüri Tuulik
Der Schnapsrabe**

Erzählung
224 Seiten · Pappband
Etwa 9,20 DM + MwSt.
ISBN 3-353-00152-2

Bestellungen richten Sie bitte an Ihre Buchhandlung

**Verlag Volk und Welt
Glinkastraße 13–15
DDR-1086 Berlin**



F 2484 F

PROSA UND LYRIK

**Carmine Abate ■ Rudolf Braune ■ David Chotjewitz ■ Horst Gerbig ■
Harald Gröhler ■ Daniel Grolle ■ Franz Hodjak ■ Reza Machsadi ■
André Müller sen. ■ Imme Rupprecht ■ Regine Siebelist ■
André Siepmann ■ Susanne Späh ■ Artur Troppmann ■
Manfred Wiener**

ESSAY

**Hans-Peter Gansner: Vorwärts – und nicht vergessen
Werner Jung: Gellert, Geld und gute Worte
Klaus Konjetzky: Literatur macht heimisch in der Welt
Jürgen Naumann: Graffiti
Evelyn Schultz-Medow: Grenzüberschreitung**

LITERATUR, KUNST UND WISSENSCHAFT IM GESPRÄCH

**Antworten zu „Fragen eines lesenden Herausgebers“:
Friedrich Ani, Werner Dürrson, Jens Hagen, Michael Höhn,
Werner Jung, Norbert Kron, Jürgen-Peter Stössel
Bernhard Sinkel – „Väter und Söhne“
Stephan Hermlin und Friedrich Hitzer: Beiträge vom Moskauer
Friedensforum
Hans-Peter Dürr: Industriegesellschaft ohne Kernenergie**